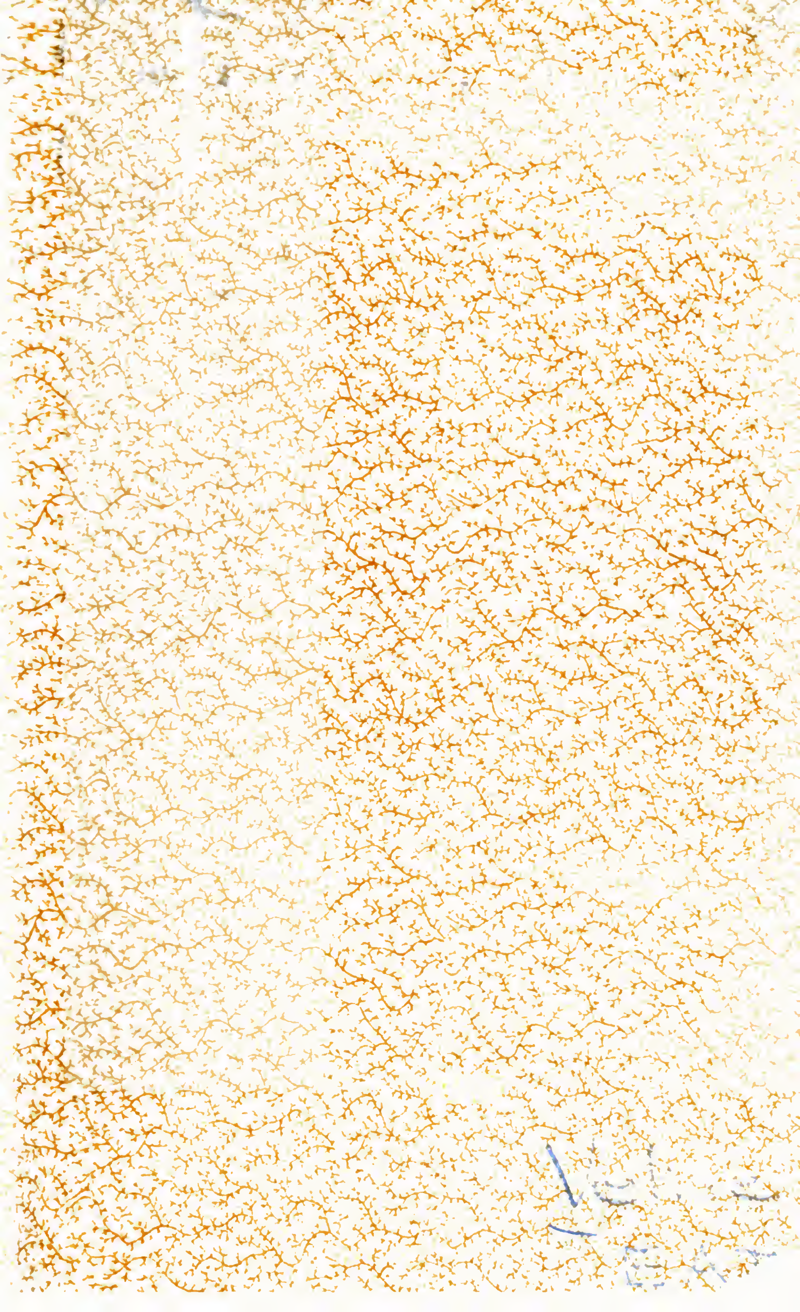


Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

4r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Vierter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1851.

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Seite.

V. Friedrich II. der Große. 1740 — 1786.
(Fortsetzung.)

Der Hof

des

großen Königs von Preußen.

1740—1786.

Fortsetzung.

---

6. Hof- und Privatleben und Tagesordnung Friedrich's des Großen. Seine Freunde und Freundinnen.

Ich komme nun auf die Tagesordnung des Königs. Regelmäßig residirte Friedrich der Große während der Frühlings- und Sommerzeit von Ende März, Anfang oder Mitte April an, je nachdem die Witterung war, bis zum Spätherbst in Sanssouci. Er bewohnte hier die rechte Hälfte des Schlosses, wozu drei Zimmer, ein Schlafcabinet und ein Bibliothekzimmer gehörten. Die drei Zimmer, das Empfangs-, das Musik- und das ovale Speisezimmer, so wie das Schlafcabinet durften Fremden gezeigt werden — in das kleine mit Cedern getäfelte Bibliothek- oder Studierzimmer ward Niemand geführt, als von Friedrich selbst. Das Schlafcabinet war mit dem Bildniß Gustav Adolf's und einer antiken Büste Marc Aurel's auf dem Kamine geschmückt. Friedrich starb darin und es ist, wie das Studierzimmer noch heut zu Tage in dem Stande, wie es der große König benutzte; die andern Gemächer ließ Friedrich Wilhelm II. durch den Dessauer Erdmannsdorf

wesentlich verändern. Alle Vorhänge und Möbelüberzüge in des Königs Gemächern waren, da Friedrich nur gedämpfte Farben liebte, hellviolett, himmelblau, seladongrün oder rosenroth, auch fleischfarbig, mit Silber eingefaßt.

Die andere linke Hälfte des Schlosses war für die eingeladenen Gäste reservirt, namentlich für den Erbprinzen und den Prinzen Friedrich von Braunschweig, seine Neffen und Lieblinge; hier wohnte auch Voltaire.

Der König stand alle Morgen zwischen drei und vier, selten nach vier Uhr und im Winter um fünf Uhr auf. Er schlief nur fünf bis sechs Stunden; nur in seinen alten Tagen erhöhte sich diese Zeit auf sieben, ja auch acht und neun Stunden. Er hatte von Natur eine Neigung zum Langeschlafen; er arbeitete aber dieser natürlichen Neigung mit aller Energie des Geistes entgegen: seine Bedienten waren angewiesen, ihm eine in kaltes Wasser getauchte Serviette zu der Stunde, wo er aufstehen wollte, übers Gesicht zu legen, wenn er der vorgezeigten Weckuhr nicht Folge leiste. Als er noch als Kronprinz mit seinem Vater der Campagne am Rheine beiwohnte, hatte er einen Versuch gemacht, wie lange er sich ohne zu schlafen erhalten könne. Er hatte sich mit Kaffeetrinken vier Tage lang munter erhalten, zuletzt aber war er bei Tische eingeschlafen. Eine Viertelstunde nach dem Wecken wurde in dem Schlafzimmer, Sommer und Winter durch, Kaminfeuer gemacht. Auf dem Bette sitzend, zog Friedrich seine schwarzen Sammetbeinkleider, seine Stiefeln und

einen seiner Casaquins von reichem, meist hellblauem Stoffe oder Sammet mit Silber gestickt an, die ihm seine Schwestern und Nichten zu schenken pflegten. Nur, wenn er krank war, bediente er sich eines Zobelpelzes, den ihm die Kaiserin Elisabeth geschenkt hatte. Sobald er „hier!“ rief, trat der Kammerlakai mit den von dem ersten Kabinetsrathe in versiegeltem Einschlusse eingesandten Briefen herein. Während der Lakai ihm den Zopf machte, sah der König die Briefe durch, es waren solche, die nach dem Petschafte oder nach dem Postberichte von Adeligen kamen. Ueber alle Bittschriften der Nichtadeligen und alle übrige Berichte, Vorstellungen nnd Anzeigen der Regierungs-Departements las der König nur die Auszüge, die zwei Kabinetsräthe alltäglich zu machen angewiesen waren.

War der König mit der Durchsicht dieser Briefe zu Ende, so wusch er sich und setzte in den späteren Jahren seine Haartour auf und den Hut, den er, außer bei Tische und wenn er mit Personen hohen Ranges sprach, stets auf dem Kopfe trug. Darauf übergab der Adjutant der Leibgarde den Rapport über die in Potsdam eingetroffenen Fremden, der Rapport aus Berlin war schon mit den Briefschaften angekommen. Den Rapport über die Fremden benutzte der König, um Jedermann Gelegenheit zu geben, sich direct an ihn zu wenden; fand er in dem Rapport die Bemerkung: „hat Verrichtungen bei S. Maj.“ und die Person hatte sich nicht mit ihrem Anliegen gemeldet, so ließ er Meilen weit die Leute durch einen reitenden

Jäger zurückholen. Die Generaladjutanten machten ihren Bericht über die Armee. Waren die Generaladjutanten abgefertigt, so begab sich der König in sein Schreibzimmer, um erst einige Gläser Wasser, sodann zwei bis drei Tassen Kaffee zu trinken. In der letzten Zeit seines Lebens ließ er einen Theelöffel weißen Senf als Verwahrungsmittel wider den Schlag und „fürs Gedächtniß" dem Kaffee zugeben. Früher hatte er auch Chocolade gefrühstückt. Der Resident in Constantinopel schickte einmal später dergleichen ein, er sandte die Hälfte dem Minister S. (? Schulenburg) mit den Worten: „Laß er sich, mein lieber S., dieses Produkt gut schmecken; es kommt von einer Nation, die meine Person werth hält und mein Haus ehrt. Vor zwanzig Jahren habe ich diese Chocolade gern getrunken, nun aber kann ich sie bei meinen alten Tagen nicht mehr vertragen." Während des Frühstückens wurden der Berliner Rapport und die zurückbehaltenen Briefe vorgenommen.

Nach eingenommenem Kaffee wanderte Friedrich dann ein oder zwei Stunden lang, theils Flöte blasend, theils Obst, das er sehr liebte und das stets auf den Kaminconsolen und Spiegeltischen stand, essend, durch sein Zimmer. Dieses Obst zog er sich selbst in den kostbaren, weltberühmten Treibhäusern und terrassenförmigen Spalieren von Sanssouci; für die ersten Kirschen im December und bis Mitte Januar zahlte er das Stück zwei Thaler. „Du wirst Schmälen, schreibt er einmal an seinen Tresorier Fredersdorf, daß gestern vohr 180 Thaler Kirschen gegesen

worden, ich werde mich eine liederliche reputation machen.“ Während des Flöteblasens meditirte der König, hier kamen ihm, wie er selbst einmal zu d'Alembert sagte, die besten Gedanken, sie strömten ihm zu unter den Wogen der Töne.

Sobald der König die Flöte weglegte, nach neun Uhr, traten die schon zwischen sechs und sieben Uhr eingetroffenen Cabinetsräthe ein, einer nach dem andern. Sie erschienen vor dem König in vollem Staate, arbeiteten mit ihm stehend und schrieben die Antworten, die der König angab, mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben.

Wenn die Cabinetsräthe entlassen waren, ließ sich der König von seinem Kammerhusaren pudern und zog nun seine gewöhnliche blaue Uniform an. Von zehn bis elf Uhr pflegte er sodann Audienzen zu ertheilen, auszureiten, wenn es die Witterung zuließ oder im Garten mit drei Windspielen spazieren zu gehen. Zu Pferde und zu Fuß führte er den berühmten Krückenstock, ein spanisches Rohr, woran die Krücke von Gold und sehr reich mit Diamanten besetzt war. Friedrich brauchte diesen Krückenstock bis zu seinem Tode, dann erhielt ihn seine Wittwe, die sich gleichfalls bis an ihr Ende darauf stützte. Gegenwärtig befindet er sich in der Berliner Kunstkammer. Elf Uhr war Parade zu Potsdam, wobei die Parole ausgetheilt wurde. Bei schönem Wetter pflegte er dann mit der Garde und noch einigen Regimentern eine Stunde lang vor der Stadt zu exerciren, wobei er selbst commandirte. Immer wußte er bei aller Commandostrenge von Zeit

zu Zeit seine Bursche durch einen Scherz zu erquicken. Im Sommer 1767 hatte es stark geregnet und von den Born'schen Bergen war so viel Wasser heruntergekommen, daß sich ein kleiner Teich gebildet hatte. Die Garde avancirte in gerader Linie und stand auf einmal vor dem Teiche. Der König commandirte Halt! setzte aber sofort hinzu: „Bursche, habt Ihr mir geschworen zu Land und zu Wasser zu dienen?“ Alles rief „Ja“, der König aber: „Bataillon vorwärts! Marsch!“ Die Garde wadete jubilirend mit ihren weißen Stiefeletten durch den Teich. Nach der Parade schrieb der König bei üblem Wetter, wenn er nicht exercirte, Familienbriefe oder las. Schlag zwölf Uhr begab er sich zur Tafel. Sie dauerte in der Regel bis drei, oft auch bis vier oder fünf Uhr, da Friedrich meinte, daß der Mensch während dieser Zeit nicht älter werde. In den späteren Jahren ward es Sitte, erst gegen zwei Uhr zu Tisch zu gehen.

Friedrich's Tischgesellschaften sind berühmt, er pflegte gewöhnlich sieben bis zehn Gäste an seinem Tische zu haben. Sie wurden zehn Uhr eingeladen. Die Einladungen ergingen an Offiziere und Gelehrte. Er war ein liebenswürdiger Wirth, bei Tafel hatte er das Herz auf der Zunge. Er selbst sprach beständig; die Gegenstände der Unterhaltung waren Politik, Geschichte, Religion, Kriegssachen und was sonst allgemein von Interesse war. Die Unterhaltung ward regelmäßig in französischer Sprache geführt. Zu seinen

liebsten Gästen gehörten theils Franzosen, theils Engländer, theils Italiener, theils Deutsche.

Unter den Franzosen, die den näheren Umgang des Königs bildeten, nimmt die erste Stelle ein: Jean Baptiste de Boyer, der berühmte Marquis d'Argens. d'Argens war ein Provençale aus Aix und früher Offizier in der französischen Armee. Er war ein langer, stattlicher, wohlgewachsener Mann von außerordentlicher Lebhaftigkeit, voller Witz und immer guter Laune, seine Repartieen waren zwar oft sehr kaustisch, ja cynisch, er selbst aber ein Ausbund von Gutmüthigkeit. Er besaß einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit, wie selten ein französischer Weltmann und dabei eine ungemeine Gabe, sie andern Welt- und Hofleuten mitzutheilen, ihnen Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten beizubringen, sie ihnen angenehm zu machen. Zu alle dem war d'Argens ein sehr redlicher Mann und wohl der einzige unter den Franzosen, der eine wahre Herzensanhänglichkeit an den König hatte. Seine Jugend war ziemlich bewegt gewesen. Das bei ihm mit viel Feuer vergesellschaftete eigenthümliche Phlegma hatte ihm den Dienst beim Cavalerieregiment Toulouse, das in Straßburg stand, bald verleidet, er nahm seinen Abschied. Darauf verliebte er sich in eine Schauspielerin und wollte sie heirathen. Als sein Vater, der Präsident in Aix war, die Einwilligung versagte, entfloh er mit seiner Geliebten nach Spanien, ward hier aber erkannt, verhaftet und nach Frankreich zurückgebracht. Nun ging d'Argens mit dem nach Constantinopel bestimmten französischen Ge-

sandten d'Andesse über Algier, Tunis, Tripolis nach Constantinopel: hier blieb er fünf Monate. Sowohl hier als in den andern genannten Orten hatte er wiederholt verliebte Abenteuer, er hatte sich auch im Orient nach Landesgebrauch verheirathet. Zurückgekehrt nach Frankreich, ward er Advocat zu Aix. Darauf erwachte die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften bei ihm: er trieb Musik, Malerei, Philosophie. Gleichzeitig mit den Studien liefen wieder eine Menge verliebte Abenteuer, besonders mit Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen. Mit einer ließ er sich in Marseille nieder. Doch gedachte er, weil seine Finanzen in großer Zerrüttung waren, sich zu verheirathen und zwar, wie er selbst in seinen Memoiren berichtet, mit einer sehr reichen, freilich vorn und hinten ausgewachsenen und nicht 3½ Fuß großen Dame. Er stand aber gleichzeitig mit zwei bis drei andern schönen Damen in ähnlichen Verhältnissen, denen er allen Hoffnung gemacht hatte, sie zu heirathen. Endlich entschloß er sich, alle zusammen sitzen zu lassen, Marseille zu verlassen und nach Paris zu gehen. Hier setzte er Galanterien und Studien fort, versuchte aber auch das Spiel und gewann in den ersten anderhalb Stunden 6000 Livres im Roulette. Drei Tage darauf reiste er nach Rom, um ganz den Künsten zu leben; nebenbei kamen aber wieder galante Abenteuer vor und zwar so mannichfaltige, daß die rachsüchtigen Italienerinnen ihn zwangen, schon nach acht Wochen seine Sicherheit zu suchen. Er ging nach Marseille zurück und trat wieder in dem

1733 mit Oestreich ausgebrochenen Kriege in Militair-dienste: eine Verwundung bei Kehl und ein Sturz mit dem Pferde nach der Belagerung von Philippsburg machte ihn zu fernerem Dienste untüchtig. Nun ging er wieder nach Paris und schrieb Bücher. Sein Philosophie du bon sens zog ihm Verfolgungen der Geistlichkeit auf den Hals: er verließ darauf Frankreich und lebte meist in Holland, wo er die berühmten Lettres juives herausgab. Um's Jahr 1740 ging er nach Stuttgart und hier fand er an der galanten Mutter des berühmten Herzogs Carl, Marie Auguste, gebornen Prinzessin von Thurn und Taxis eine Patronin. Er kam im December 1741 als Begleiter dieser verwittweten Herzogin von Würtemberg und ihrer Prinzen, die bei Friedrich erzogen werden sollten, nach Berlin und wohnte mit der Herzogin im Schlosse. Hier ward er bald Busenfreund des Königs, der ihn zum Kammerherrn mit 1000 Thaler Pension und zum Director der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften machte. Er stand in solcher Gunst bei Friedrich, daß dieser im siebenjährigen Kriege einen ähnlichen fortgesetzten Briefwechsel mit ihm unterhielt, wie er mit Jordan in den schlesischen Kriegen geführt hatte. Rührend war es, mit welcher Ehrfurcht d'Argens die Briefe des Königs empfing, er schloß sich jedesmal ein, wenn er einen Brief von ihm erhielt. Man sah ihn durch's Schlüsselloch, wie er, der sonst aus Furcht sich zu erkälten, nie seine zwei Mützen abnahm, mit entblößtem Haupte die Briefe las. Er hielt alle sorgfältig verschlossen und beobachtete in den

Mittheilungen von deren Inhalt die höchste Discretion. d'Argens hatte im Jahre 1749 die geist- und talentvolle Schauspielerin Babet Cochois geheirathet, zwar sehr gegen des Königs Willen, aber sie war die einzige Dame, der er erlaubte, im neuen Schlosse bei Sanssouci, wo der König für d'Argens eine Wohnung hatte einrichten lassen, zu wohnen. Die Ehe war sehr glücklich, d'Argens hatte aber, obgleich er ein großer Kinderfreund war, keine Kinder: wenigstens galten zwei Pflegetöchter, die er bei sich hatte, nur als solche; er soll aber die eine als seine eheleibliche Tochter anerkannt und sie zur Erbin eingesetzt haben, schon zwei Jahre vor seinem Tode: sie hieß Barbe Girault. Die andere Pflegetochter war reformirt, er ließ sie alle Sonntage eine reformirte Predigt hören, seine Frau ging alle Sonntage in die Messe. Jean, sein treuer Bedienter und seine Köchin gingen alle Sonntage Nachmittags in die lutherische Predigt. Er selbst aber hörte weder Predigt, noch Messe. d'Argens hatte mancherlei Schwächen. Zu diesen gehörte namentlich seine übertriebene Furcht vor Krankheiten, insbesondere vor Erkältung, er trug deshalb stets ein paar Schlafmützen und ein paar Schlafröcke über einander und brachte die Hälfte seines Lebens studirend im Bett zu. Er stand erst um Mittag auf und legte sich erst drei Uhr nach Mitternacht nieder. Ferner war er ungemein abergläubisch: ein umgeworfenes Salzfaß konnte ihm als die schlimmste Vorbedeutung erscheinen. Wegen diesen mancherlei Schwächen mußte er vom König viel leiden, dieser

verfuhr nach gewohnter Weise nicht sehr säuberlich mit ihm, machte ihm das Leben schwer, ja maltraitirte ihn zuweilen. So erschien er einst vor dem Bette des, wie er glaubte, nur eingebildet kranken d'Argens, um ihn, als Katholiken, mit der letzten Oelung zu versehen, er überschwemmte mit dem Oele das ganze Bette. d'Argens meinte: „Cela passe raillerie". Ebenso wird erzählt, soll der König die Hauptscenen aus dem famosen und scandalosen Buche Therèse philosophe, das einige ihm, andere Voltaire zuschreiben, dergestalt malen haben lassen, daß die Hauptpersonen dem Marquis und Mademoiselle Cochois sehr ähnlich gewesen: mit diesen Bildern wurden einmal d'Argens' Zimmer heimlich ausgeziert und der Herr Marquis damit nicht wenig überrascht, aber gar wenig vergnügt. Trotzdem hielt der Marquis dreißig Jahre lang bei Friedrich aus und war unausgesetzt im höchsten Vertrauen. Erst 1769 trennte er sich von dem König und starb, getrennt von ihm 1771, achtundsechzig Jahr alt unter dem beau soleil seines Vaterlandes zu Toulon in der Provence, die er zum drittenmale aufgesucht hatte, weil er das Clima in Berlin nicht vertrug.

Ein zweiter Franzose, der in des Königs nächstem Umgange war, war der berühmte Mathematiker und Philosoph Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Er stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie in der Hafenstadt S. Malo in Bretagne, hatte bis zum Capitain gedient und war 1736 bei der merkwürdigen Expedition der französischen Akademiker mit gewesen, die Ludwig XV. nach Schweden schickte, um die Gestalt

der Erde am Nordpol zu bestimmen. Er kam schon 1740 auf Friedrich's Einladung nach Berlin, begleitete denselben auf dem schlesischen Feldzuge, ward bei Mollwitz gefangen, nach Wien transportirt und gegen den Bischof von Breslau, Grafen von Zinzendorf ausgetauscht. Seit 1746 erhielt Maupertuis eine Stellung in Berlin, wie sie noch kein Gelehrter als solcher gehabt hatte: er ward Präsident der Akademie der Wissenschaften mit 3000 Thalern Gehalt und dem Rang einer Oberhofcharge. Das Jahr vorher hatte er sich mit Fräulein von Bork, Staatsdame der Königin und Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie vermählt. Er war dem König wegen seines Umgangs werth, machte ihm aber viel Verdruß durch seine Prätensionen. Er war ein ächter Franzose, voller Geist und Lebhaftigkeit, diese war von der Art, daß sie ihm, verbunden mit der Art, wie sie sich kleidete, ein etwas sonderbares Aussehen gab. Er hielt in der Akademie streng auf Ordnung und Decenz, war ein angenehmer Gesellschafter, ein guter Freund und ein guter Ehemann. Aber seine Eitelkeit brachte ihn in fortwährende Streitigkeiten, unter denen die mit Voltaire, der gegen ihn den Doctor Akakia schrieb, die ärgerlichste war. In seinem Hause unterhielt er eine förmliche Menagerie von Thieren aller Gattungen, mit denen er Racenkreuzungsversuche anstellte: er hatte ein Buch über die Zeugung unter dem Titel Vénus physique herausgegeben, das von den Weltleuten stark gelesen ward. — Wer zu ihm kam ward vom Hofe aus bis in alle Zimmer von isländischen

Hunden, Katzen, Affen, Papageien und dergleichen Bestien begleitet. Er machte in Berlin ein stattliches Haus, nahm aber auch dreimal Urlaub nach Frankreich; auf der dritten Reise, die er vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges antrat, starb er in Basel in den Armen seines Freundes Bernoulli, 1759, einundsechzig Jahr alt.

Ein dritter, dem Könige nahe stehender Franzose war de la Mettrie, auch ein Kaufmannssohn aus S. Malo in Bretagne, Autor des Buchs, l'homme machine, ehemals französischer Feldarzt. Friedrich nahm ihn, obgleich er als Atheist in Frankreich verrufen und wie d'Argens nach Leyden vertrieben worden war, 1748 zu seinem Vorleser; auch er war wegen seines aufgeweckten Geistes als lustiger Tischgenoß sehr beliebt, beging aber eine Menge Indiscretionen, indem er ausplauderte, was an der Tafel des Königs gesprochen wurde. Er starb schon 1751, erst zweiundvierzig Jahr alt an den Folgen der Indigestion von einer Trüffelpastete beim französischen Gesandten Tyrconel, gegen die er Bäder und Aderlaß sich selbst verordnete. Als man ihm dagegen Vorstellungen machte, antwortete er: qu'il vouloit accoutumer l'indigestion à la saignée und starb. In dem Eloge, das der König auf ihn machte, sagte er: „Herr de la Mettrie war mit einer unerschöpflichen Heiterkeit geboren, seine Einbildungskraft war so fruchtbar, daß sie auch in dem trocknen Erdreich der Arzneiwissenschaft Blumen hervorbrachte."

Endlich war unter den Franzosen, die des Königs Vertrauen besaßen, auch noch der ehrliche Darget,

früher Secretair des französischen Gesandten Marquis de Valori. Er war 1745 bis 1752 Friedrich's Vorleser und Privatsecretair und später sein literarischer Beauftragter in Paris. Er starb 1778, sechsundsechzig Jahr alt. Sein vornehmster Nachfolger als literarischer Gesellschafter war de Catt, ein französischer Schweizer, den der König 1755 auf der holländischen Reise in einer Treckschuyte kennen gelernt hatte und der seit 1758, einundzwanzig Jahre lang in des Königs täglicher Umgebung war und sich durch Verschwiegenheit und Treue in steter Gunst erhielt. Erst nach diesen einundzwanzig Jahren kam er aus unbekannten Ursachen in Ungnade, behielt aber seinen vollen Gehalt und lebte abwechselnd theils in Potsdam, theils auf seinem Landgute. Er starb erst 1795.

Von Militairs französischer Abkunft war General Heinrich Carl Ludwig Hautcharmoy in großer Gunst: er war schon Generalquartiermeister unter Friedrich Wilhelm I., ward dann unter Friedrich Gouverneur von Brieg und der König, bei dem er oft in Sanssouci zu Besuch kommen mußte, wohnte wiederholt bei ihm in Brieg: er blieb mit Schwerin bei Prag 1757. Der König hatte ihm das schöne Gut Allerheiligen bei Oels in Schlesien gegeben, das jetzt an die Familie von Schickfuß verkauft ist. Seit 1755 war er Ritter des schwarzen Adlerordens.

Von Engländern gehörten zu Lieblingen des Königs die Brüder Keith. Sie stammten aus einer schottischen Familie und hatten nach dem Falle der Stuarts, deren eifrige Anhänger sie waren, ihre Güter

verloren und 1715 England verlassen. Georg Keith, Lord Marishal, hatte sich in spanische Dienste begeben und als Generalmajor gegen Kaiser Carl VI. gedient. Er zog sich dann in's Königreich Valencia zurück und mußte nach der verunglückten Expedition Frankreichs gegen Schottland im Jahre 1744 nach Rußland, wo sein Bruder General war, sich retten, aber von Petersburg vertrieb ihn die englische Diplomatie nach Venedig. Von hier aus kam er im Februar 1748, seinem Bruder in dem preußischen Dienst nachfolgend, zu Friedrich. 1750 ging er als Gesandter nach Paris und Madrid, 1751 erhielt er den schwarzen Adlerorden, 1754 ward er Gouverneur von Neufchatel, gab aber diesen Posten auf, weil er hoffte, nun in Schottland wieder leben zu können: der König von England hatte ihn begnadigt. Es gefiel ihm aber in Schottland, wo seine meisten Güter in Fremder Hände waren — einen Theil seines Vermögens hatte ihm Friedrich wieder verschafft — nicht und 1765 zog er zum König nach Potsdam. Der von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältig hintergangene Friedrich gab Marishal das schöne Zeugniß, daß er, „der gute Mylord," ihn so zu sagen gezwungen habe, wieder an die Tugend zu glauben. Marishal war bei ihm in höchster Gunst und starb 1778, gegen neunzig Jahr alt, genau weiß man es nicht, weil er stets sein Geburtsjahr geheim hielt, einige halten ihn für 1685 geboren, also ist er dreiundneunzig Jahr alt geworden.

Jacob Keith, sein jüngerer Bruder, war, nachdem er, wie sein Bruder, gegen zehn Jahre in spanischen Diensten gewesen war, dann neunzehn Jahre lang in Rußland theils gegen die Türken unter Münnich, theils gegen die Schweden mit Auszeichnung gedient hatte, 1747 in die Dienste des Königs von Preußen getreten. Friedrich gab ihm zwei Tage nach seiner Ankunft in Berlin, am 19. October, die General-Feldmarschallswürde und machte ihn 1749, nach dem Tode des Herzogs von Holstein-Beck, zum Gouverneur von Berlin und Ritter des schwarzen Adlerordens. Auch er war bei dem König im intimsten Vertrauen, fiel aber, zweiundsechzig Jahr alt, 1758 bei Hochkirch. „Er war, sagt Formey, in seiner Lobrede, neun Sprachen mächtig, verstand schottisch, englisch, französisch, spanisch, russisch, schwedisch, deutsch und lateinisch und las die griechischen Schriftsteller. Er hatte alle große und kleine Höfe Europas, von dem des Vicelegaten von Avignon bis zur Residenz des Tartar-Chans gesehen und überall hatte er gefallen. Der General, der Minister, der Hofmann, der Gelehrte waren in seiner Person vereinigt und er verstand es vortrefflich, alle diese verschiedenen Eigenschaften zu repräsentiren. Man hat die hochgebildetsten Leute wie in Extase von einer Unterredung mit ihm zurückkehren sehen, sie wollten ihren Ohren kaum trauen.“

Nächst den Gebrüdern Keith war der englische Gesandte in Berlin, Sir Andrew Mitchell, beim König sehr wohl gelitten. Er begleitete den König

durch den ganzen siebenjährigen Krieg und stand oft, wie bei Zorndorf, an seiner Seite in den blutigsten Schlachten. 1760, im Winterquartier zu Freiberg, aß Friedrich viele Wochen lang nach einander mit Niemand, als mit Mitchell. Mitchell war ein Mann, dem die Gabe der Repartie, die man bei dem Könige so nöthig hatte, sehr zu Gebote stand. Als die Engländer 1759 Quebec eingenommen hatten, fragte der König, ob es wahr sei? „Ja, Sire," sagte Sir Andrew, „mit Gottes Hülfe." „Wie," fragte der König, „gehört der liebe Gott auch zu Ihren Alliirten?" „Allerdings Sire," erwiederte Mitchell, „und er ist der Einzige, dem wir keine Subsidien zahlen." Mitchell starb 1771 in Berlin.

Nach dem Aachner Frieden 1748 bis zum Abschluß der Allianz mit England, 1756, war kein englischer Gesandter in Berlin und der König gar nicht gut auf die Herren Engländer zu sprechen. Frankreich hatte als Gesandten einen Irländer, Lord Tyrconel, damals geschickt, in Bezug auf ihn schrieb Friedrich an Darget: „Gott verzeihe es mir, ich habe einen wahren Abscheu vor dem englischen Volke und kann mich gar nicht davon los machen. Das unbillige Verfahren des Monarchen fällt auf sein Volk zurück."

Der englische Tourist Wraxall, der die Theilung Polens in seinem Tour round the baltic getadelt hatte und den Friedrich deßhalb nicht empfangen wollte, schreibt, der König habe eigentlich nie die Engländer geliebt und ihnen namentlich nach der Vorenthaltung der Subsidien für's Jahr 1762 gegrollt. Als im

bairischen Erbfolgekriege englische Offiziere sich anboten, als Volontaire bei ihm zu dienen, schlug Friedrich es mit den Worten ab: „Je ne veux pas de chambre basse au milieu de mon armée.“

Von Italienern standen bei Friedrich in höchster Gunst der Graf Algarotti und der Abbé Bastiani. Algarotti, geboren 1712, in demselben Jahre mit dem König, zu Padua im Gebiete Venedigs, war wieder ein Bürgerssohn, auch ein Sohn eines reichen Kaufmanns, aber ein Mann von dem feinsten und vornehmsten Tone und von der gewandtesten Geschmeidigkeit. Friedrich erhob ihn in den Grafenstand und nannte ihn nur den Cygne de Padoue; er starb 1764 zu Pisa. Abbé Bastiani, war einst von den Werbewütherichen Friedrich Wilhelm's als Dorfpfarrvicar in Welschland entführt worden; er kam nachher in den Dienst des Cardinals Sinzendorf, Friedrich hatte ihn zum Domherr von Breslau gemacht. Er war ein schöner, lebenslustiger Mann und mußte alljährlich und oft viele Wochen hindurch im Winter nach Potsdam kommen; der König liebte ihn ungemein als gelehrten und liebenswürdigen Gesellschafter; er war sehr witzig und doch sehr bescheiden. Er sagte dem König nie etwas Nachtheiliges von dritten Personen. Als er hörte, daß Friedrich todt sei, starb er bald ihm nach: das Bisthum Breslau war ihm auf den Erledigungsfall bestimmt. Italienische Offiziere mochte Friedrich aus einem andern Grunde nicht in seiner Armee, wie englische. Er schrieb einmal deßhalb an einen Oberst: „Ich bin den Italienern recht gut und

beweise dieses in der ansehnlichen Gage meiner Opernsänger. Nur bei meinen Truppen befürchte ich wegen ihrer bekannten Weichlichkeit, Miß- und Unmuth und könnt Ihr die Supplicanten nach dieser meiner Gesinnung höflich abweisen.“ Doch machte der König auch hier Ausnahmen, z. B. mit Oberst Pinto, einem seiner letzten täglichen Gesellschafter.

Endlich sind noch einige Schweizer auszuzeichnen, die Generale von Lentulus, von Warnery und der liebenswürdige von Rosieres. Robert Scipio Baron Lentulus stammte aus einem Geschlechte, das die Familientradition auf einen aus Neapel entflohenen Mönch zurückführt, der, wie der Stammvater der Münchhausen, sein erlöschendes Geschlecht fortpflanzen wollte. Der Lentulus'sche Mönch hatte aber nicht, wie der Münchhausen'sche den Dispens des Papstes eingeholt, schmachtete daher sieben Jahre in den Kerkern der Inquisition und kam erst 1559 durch eine zweite Flucht nach Genf, ward Pfarrer in den piemontesischen Thälern und starb angeblich 1599 zu Cläven im Valtelin. Sein Sohn war Leibarzt der Königin von England und ward als erster Arzt von Basel nach Bern berufen, wo er das Ehrenbürgerrecht erhielt. Der General war geboren in Wien und in östreichischen Diensten, kam nach Preußen 1746, wurde des Königs Flügeladjutant und 1748 Schwiegersohn des Oberstallmeisters Schwerin. Er ging später, 1768, als Gouverneur von Neufchatel in sein Vaterland zurück, erhielt 1770 den schwarzen Adlerorden, fungirte bis 1779 und starb als Landvoigt zu Königs bei

Bern 1786, zweiundsiebzig Jahr alt. Er war ein außerordentlich schöner Mann und von hervorragenden Geistesgaben, ein eben so tapfrer Soldat, als feiner Hofmann. Warnery war der, welcher im siebenjährigen Kriege den ersten Pistolenschuß that, als er mit noch drei andern die sächsische Festung Stolpen überrumpelte. Als 1758 Schweidnitz übergeben wurde, glaubte er seinen Abschied nehmen zu müssen, trat in polnische Dienste und starb in denselben 1786 wenige Monate vor Friedrich zu Breslau. Ludwig von Rosieres endlich, gebürtig aus Rion im Canton Waadt, kam 1770 erst aus sardinischen Diensten zu Friedrich, wurde Commandant von Silberberg in Schlesien und starb 1778 als General zu Schönwalde.

Von Deutschen bildeten meist Generale und Offiziere Friedrich's nähere Umgebung. Unter diesen Generalen und Offizieren befanden sich namentlich die General-Adjutanten, welche vermöge ihrer Stellung in der unmittelbaren Nähe des Königs einen sehr einflußreichen Wirkungskreis hatten. Zu Anfang der Regierung Friedrich's bekleideten diesen Posten die Grafen Truchseß und Finkenstein.

Graf Friedrich Sebastian Truchseß von Waldburg gehörte der preußischen Linie der aus Schwaben stammenden Truchsesse an, die sich von Capustigal nannte: sein Oheim, der preußische General und Gouverneur von Pillau, Wolf Christoph, hatte unter dem großen Kurfürsten für seine Dienste bei der Belagerung von Wien 1683 vom Kaiser die Reichsgrafenwürde erhalten. Er selbst war früher

Gesandter in Dresden. Bielefeld giebt ein Bild von diesem General-Adjutanten, der, wie er sagt, sechs Fuß lang war, in einem Briefe vom 11. Aug. 1739: „Ich kenne keinen angenehmeren Mann, als den Grafen Truchseß, sein Umgang hat für mich so etwas Anziehendes, daß mir jeder andere dagegen werthlos erscheint. Er besitzt neben dem feinsten Weltton eine seltne Bescheidenheit; sein überfließender Witz ist immer zart und attisch. Ich bin unaufhörlich in seinem Hause und werde von ihm mit Artigkeiten überschüttet. Er hat tausend Tugenden, tausend große Eigenschaften, aber auch manche kleine Gebrechen, die den Schatten im Gemälde abgeben und die einförmige Vollkommenheit daraus entfernen. Sein größter Fehler ist ein ewiges Poltern und Toben mit seinen Leuten, worin ihn selbst die Anwesenheit von Gästen nicht stört. Er hat einen alten Kammerdiener, welcher die Geduld selbst ist: er ist ewig die Zielscheibe seiner Schmähungen und übeln Laune. Aber auch die andern Diener mögen thun, was sie wollen — sie machen immer Alles unrecht. — Ich wünschte, Sie könnten seine Wohnung sehen (sie lag zwischen dem Köpeniker und Stralauer Thore in den alten Festungswerken). Sie ist weder ein Palais, noch der Flügel eines Palais, noch ein Pavillon oder sonst etwas dergleichen. Keinen Begriff kann man geben von diesen vielen Zimmern, die an einander hängen, von dem großen Saale, der Galerie, der Grotte und den vielen Cabinetten, die alle im untern Stockwerk sich befinden, alle keinen auffallenden Eingang und keinen Vordergiebel haben und

doch so bequem, so gut eingetheilt und so gut meublirt sind, und in denen man überall Geschmack findet ohne Pracht. Der Speisesaal geht auf einen großen Garten, der in einem alten Festungswerke angelegt ist und daher eben so wunderbar unregelmäßig als das Haus ist, aber eben so nett als dieses. Man findet darin lauter aus- oder einlaufende Winkel. Ueber dem Speisesaal an der Außenseite finden sich drei Kinderstatuen: das eine Kind hält den Riß des Gebäudes, das andre öffnet mit verschlossenen Augen einen Geldbeutel und das dritte kratzt sich hinter den Ohren. Der einzige wahre Werth dieser Figuren beruht vielleicht in der Wahrheit, die sie andeuten. Der arme Graf Truchseß hat so viel Weisheit und Baulust wie Salomo, aber nicht so viel Geld."

Graf Truchseß erhielt vom König sogleich nach seiner Thronbesteigung das schöne, in Berlin garnisonirende Dönhof'sche Regiment, und ward mit Bielefeld nach Hannover und London als Gesandter geschickt, um die Thronbesteigung Friedrich's anzumelden; bei seiner Zurückkunft ward er Oberhofmeister des präsumtiven Thronerben Prinz Wilhelm und Hofmarschall. 1744 erhielt er den schwarzen Adlerorden und ward 1745 Generallieutenant. Er fiel 1745 bei Hohenfriedberg.

Der andere General-Adjutant, Graf Friedrich Wilhelm Finkenstein, ein Bruder des Ministers, war einer der ersten, der 1741 bei Mollwitz, den Degen in der Hand, unter den Augen des Königs fiel.

Unter den späteren General-Adjutanten hatten besonders zwei großen Einfluß: Hans Carl von Winterfeldt, der im siebenjährigen Kriege 1756 den schwarzen Adlerorden erhielt und bei Moys 1758 fiel, und der natürliche Sohn des Erbprinzen von Dessau, Heinrich Wilhelm von Anhalt, der nach dem siebenjährigen Kriege 1768 erster General-Adjutant ward, im bairischen Erbfolgekriege in eine kurze Ungnade fiel, aber bis 1781 in seinen Posten blieb, worauf er 1783 Gouverneur von Königsberg ward.

Unter den wenigen Deutschen, die zur nähern Umgebung des Königs, aber nicht zum Militair, gehörten, ist besonders Pöllnitz auszuzeichnen, der aber nur als eine Art lustiger Rath und Zielscheibe des königlichen Witzes figurirte. Nächst ihm ist von Nicht-Offizieren nur noch der Oberhofmarschall Graf Gotter zu nennen, auf den ich unten beim Hof-Etat zurückkomme.

Carl Ludwig Baron von Pöllnitz war am Hofe Friedrich's des Großen ohngefähr das, was Gundling am Hofe seines Vaters gewesen war. Er war 1691 zu Issum im Stifte Cöln geboren, sein Großvater, Gerhard Bernhard, war der Staatsminister, Kammerherr, Generalmajor, Commandant zu Berlin, Oberster der Garde zu Fuß und Ritter des Johanniterordens, von dem ich oben das Pistolenduell mit dem Baron Truchseß-Waldburg erwähnt habe, — seine Großmutter war Eleonore Gräfin von Nassau, eine natürliche Tochter des zweiten Statthalters der Niederlande, Moritz von Oranien. Sein

Vater, Wilhelm Ludwig, war Oberst und seine Mutter gab ihm zwei Stiefväter, den berühmten Minister Franz von Meinders, der zehn Monate nach der Heirath starb, und den Hofmarschall von Wensen. Seines Vaters Schwester war die Gemahlin des Marquis François du Hamel, der als Generalissimus der Republik Venedig starb. Er beerbte ihn. Pöllnitz fungirte in Berlin zuerst als Kammerjunker unter dem ersten König von Preußen. Nach der großen Reduction des Hofstaats unter Friedrich Wilhelm I. ging er auf Reisen und machte sich durch seine Lettres et Mémoires, worin er seine Bemerkungen über die vornehmsten Höfe Europas mittheilte und die 1727 zum erstenmale erschienen, einen Namen. 1713 war er unter andern in Paris und die bekannte Herzogin von Orleans fand ihn „all' possirlich, wenn er will, kann wohl reden und redt nicht wenig." 1735 erschien die berüchtigte Saxe galante, deren Autor er ohnstreitig ist, obgleich er sich nicht nannte. Eben so war er anonymer Verfasser der histoire secrète de la princesse d'Alten (Ahlden), der Geliebten des Grafen Königsmark, Kurprinzessin von Hannover, eines Buchs, das 1732 herauskam. Um diese Zeit gelang es ihm wieder, unter Friedrich Wilhelm I. als Kammerherr angestellt zu werden. Unter Friedrich II. ward er premier Chambellan. Friedrich behandelte Pöllnitz, wie er es werth war. Sein Urtheil von ihm, schon als er nur noch Kronprinz war, lautete: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß, divertissant beim Essen, hernach einsperren." Ueber seine nach

seinem Tode erschienenen preußischen Memoiren, hauptsächlich die Zeit des ersten Königs betreffend, urtheilte der König, dem er sie im Manuscript überreichte: „Ou écrivez gravement et mettez plus d'étoffe dans votre ouvrage ou tenez vous en aux anecdotes que vous ornerez par votre style naturel qui est badin et enjoué“ etc. Einst trug Friedrich ihm auf, einige indianische Hühner anzuschaffen. Pöllnitz beeilte sich, sie zu erwerben und übersandte sie, indem er sich als geistreicher Mann zu insinuiren glaubte, mit den vier Worten: „Voila les dindons Sire.“ Darauf ließ Friedrich einen der magersten Ochsen kaufen, ihm die Hörner vergolden, ihn vor die Wohnung des Barons führen und dort anbinden. Pöllnitz wurde dabei ein Billet des Königs eingehändigt mit den vier Worten: „Voilà le boeuf Pöllnitz.“ Er war so thöricht, das viele Geld, das er hatte, alles durchzubringen. Er kam nicht heraus aus den Schulden. Im Jahre 1744 hoffte der Baron eine reiche Partie mit einer katholischen Dame in Nürnberg machen zu können und bat deshalb um seinen Abschied. Der König dictirte ihn selbst in folgender characteristischer Fassung, in der sich die ganze Verachtung eines Genies über die erbärmliche Charakterlosigkeit eines Hofmannes so recht mit Behagen ergeht:

„Wir, Friedrich 2c., thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Unserm hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, als Kammerjunker, der Herzogin von

Orleans in eben diesem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papste als Kämmerer, dem Herzoge von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähndrich, Unserm in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und zuletzt uns als Ceremonienmeister bedient, da er sich, von dem Strome der ehrenvollsten Militairbedienungen und der eminentesten Hofchargen, die nach und nach auf seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu*), der kurz vor ihm vom Hofe entwichen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten hat, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir nun mit der Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er Uns gebeten hat, angesehen die höchst wichtigen Dienste, welche er Unserm

*) Ein Sohn des Generals Montolieu de S. Hypolite, der in französischen Diensten stand und einen Arm darin verlor. Er machte eine reiche Verwandtin in Leipzig, die mit dem reformirten Prediger daselbst versprochen war, diesem abspenstig und kam an den preußischen Hof. In wenig Jahren brachte er das Vermögen seiner Frau von zwei Tonnen Goldes durch und flüchtete mit einem Schatze von 50—60.000 Thalern in Juwelen und Edelsteinen nach Würtemberg, sie und bedeutende Schulden hinterlassend.

königlichen Hofe durch seine Schwänke geleistet und die Kurzweile, die er Unserm seligen Herrn Vater in die neun Jahre zu Wege gebracht hat: so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären: daß während der ganzen Zeit, die der Baron rühmlich in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenraub begangen, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfrauen geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch jemandes Ehre an Unserm Hofe gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein Galanthomme, und seiner Geburt gemäß betragen und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen honneten Gebrauch gemacht hat, nämlich den Zweck zu erreichen, der bei den Schauspielen zum Grunde liegt und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und heitere Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bacchus im Punkte der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er sogar die Bauern überwogen hatte, die Vorschrift des Evangeliums: „Geben ist seliger, denn nehmen", zu befolgen. Er weiß noch ganz genau die Anecdoten von unsern Schlössern und Lustgärten, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich ins Gedächtniß geprägt; übrigens verstand er es, sich durch seine Meriten bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche zugleich sein böses Gemüth und gutes Herz kennen gelernt hatten.

Wir geben auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorne gereizt hat, ausgenommen, wenn er durch seine feige Unverschämtheit (lache importunité) alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unverträgliche Weise die Asche Unsrer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren versuchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, da die schönsten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größten Meister ihre Fehler haben, so wollen Wirauch mehr besagtem Baron seine Fehler und Gebrechen zu gute halten, und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obgleich ungern, den von ihm begehrten Abschied; Wir wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran für immer unter den Menschen zu vertilgen, dafür haltend, daß nach besagtem Baron Niemand würdig sei, es weiter zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744.

Friedrich.

Abschied für den Baron von Pöllnitz."

Pöllnitz verließ hierauf Berlin und wurde seiner Braut zu Gefallen katholisch: er wurde der dritte notable Convertit, nach Kleist unter dem großen Kurfürsten und nach Metternich unter Friedrich und Friedrich Wilhelm I. Dieser Uebertritt war aber ohne den von seinen Vorgängern gezogenen und von dem Baron sehr stark gehofften Nutzen. Die Heirath kam

nicht zu Stande, die Braut hatte nähere Nachrichten über den Geliebten eingezogen, sie wollte die Ehre, Baronesse zu heißen, nicht mit ihrem großen Vermögen erkaufen. Pöllnitz erhielt in Nürnberg einen Korb.

Der Baron war nun in der größten Noth. Er wollte in ein Kloster gehen. Ohne Geld und ohne Aussicht, eine angemessene Anstellung zu finden, wandte er sich wieder von Nürnberg aus mit einer demüthigen Bittschrift an den König, ihm seine vorige Hofcharge wieder ertheilen zu wollen, er stellte auch in Aussicht, daß er zur evangelischen Religion zurückzutreten entschlossen sei. Friedrich aber, empört über den Höfling, der keinen Scrupel hatte, seine Religion wie ein Paar Handschuhe zu wechseln, erwiederte ihm: „Ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seid, das ist mir gleichviel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen, dann will ich Euch wieder in meine Dienste nehmen."

Der König schenkte ihm aber doch, als er schon im Juli 1744 wieder nach Berlin zurückkehrte, seine Gunst wieder und behielt ihn als ersten Kammerherrn bei. Die Bedingungen waren freilich nicht sehr ehrenvoll für Pöllnitz. Sie lauteten: 1) Es wird durch öffentlichen Ausruf (bei Trommelschlag, wie bräuchlich) in Berlin verkündigt, daß bei hundert Ducaten Strafe verboten ist, seiner Person etwas zu borgen, weder an Geld noch an Waaren. 2) Pöllnitz ist verboten, jemals wieder seinen Fuß in das Haus eines fremden Gesandten zu setzen oder in andern Häusern Verkehr mit ihnen zu haben, oder ihnen von der Tafel und den

Gesprächen des Königs etwas mitzutheilen. 3) Wird Pöllnitz zur Tafel beim König geladen, so soll er, wenn die andern Gäste guten Humors sind, mit Fleiß vermeiden „de prendre mal à propos les visages d'un cocu..“ Eigenhändig hatte der König hinzugeschrieben: „Si vous aimez mieux servir les cochons que des grands Princes comme vous l'avez dit, vous ne pouvez manquer de condition et vous trouverez en Westphalie de l'emploi etc. Allez vous êtes un Indigne et si je vous tire de la misère etc. ce n'est que par pitié“ etc. Er bezahlte aber doch wieder von Zeit zu Zeit seine Schulden, hielt ihn aber kurz, er wußte, daß Pöllnitz nicht im Stande war, mit dem Gelde umzugehen. Als dieser um eine Zulage bat, ließ ihm der König einen Scheffel Hafer in sein Zimmer streuen. Er schrieb ihm einmal unterm 2. September 1746: „quand Serous nous Sages? trois jours après jamais.“ Nach dem siebenjährigen Kriege dirigirte Pöllnitz die Comödie und das Ballet in Berlin, der König lud ihn bisweilen nach Potsdam ein, ihn zu besuchen, er starb, vierundachtzig Jahr alt, als premier Chambellan du Roi 1775 zu Berlin. Noch in seinem letzten Lebensjahre war er zum zweitenmale katholisch geworden. Nützliche Dienste hatte er leisten können, als am 9. November 1763 der türkische Gesandte in Berlin seinen Einzug hielt, am 21. November seine Antritts- und am 20. April 1764 seine Abschiedsaudienz bei Friedrich hatte. Pöllnitz war damals der einzige

Mann am preußischen Hofe, der noch etwas vom alten Ceremoniel verstand.

Friedrich's Tafel war nicht kostbar, aber ausgesucht und lecker. Gewöhnlich aß man acht Schüsseln, vier französische, zwei italienische und zwei nach dem besondern Geschmack des Königs und nach seiner Vorschrift. Der König pflegte zu sagen: „Wer sich nicht an acht Gerichten satt ißt, hat auch an achtzig nicht genug.“

Einer der letzten Küchenzettel vom 5. August, zwölf Tage vor seinem Tode, lautete:

Den 5. August, Mittags, Sr. Majestät Tafel:

(Name des Kochs.)

Henaut: 1 Soupe aux Choux à la Fouqué. † (Die Kreuze, die der König machte, waren Zeichen, daß das Gericht ihm geschmeckt hatte.)

Pfund: 1 du boeuf au pannais et carottes. †

Voigt: 1 des poulets en cannelon aux concombres farcis au blanc à l'Anglaise (war durchgestrichen; der König hatte dafür gesetzt: des Cotelettes dans du papier.)

Dionisius: 1 de petits patéz à la Romaine.
1 gebratene junge Coleunen.

Pfund: 1 du Saumon à la Dessau. †

Blesson: 1 de filés de Volaille à la Pompadour avec langue de boeufs et croquets,

Dionisius: 1 Portugieser Kuchen (durchstrichen; dafür des Gaufres.)
Pfund: Grüne Erbsen. †
Frische Heringe. †
Saure Gurken."

Besonders liebte Friedrich scharf gewürzte Gerichte, französische und italienische Speisen, namentlich Polenta, das bekannte italienische Gericht aus Mais und Käse, Pasteten, besonders Aalpasteten, Kuchen, Mehlspeisen und wie sein Vater Friedrich Wilhelm, Schinken und Kohl. Friedrich aber war ein ganz andrer Esser, wie sein Vater: er war ein ausgesuchter Gourmand, der eine sehr feine, ausgewählte Küche liebte. Den Küchenzettel ließ er sich alle Morgen, oft schon am Abend vorher überreichen, er änderte ihn öfters eigenhändig ab und ließ wohl auch, wenn es eine besondere Lieblingsspeise gab, eine Viertelstunde vor zwölf Uhr anrichten. Joyard bekleidete am Anfang der Regierung sein Oberküchenmeisteramt als Oberhofcharge, er war der Schwiegersohn des Malers Pesne. Sieur Nöel, Maître d'hôtel, der den Tod des Königs erlebte, stand in großer Gunst, der König widmete ihm sogar ein gelehrtes Lobgedicht im Namen des Kaisers von China bei Gelegenheit der Erfindung eines neuen Küchenproducts, der bombe à la Sardanapale, an welchem jedoch nicht, wie Lord Dover berichtet, de la Mettrie starb. Bei Tische machte der König zu den einzelnen Gerichten Bleistiftzeichen, um nach der Tafel mit dem Küchenmeister darüber zu sprechen. Friedrich hatte zwölf gut bezahlte Köche, theils Fran-

zosen, theils Deutsche, auch Italiener, Russen, Eng=
länder. Jeder machte seine eignen Gerichte. Sie
standen unter dem Haushofmeister Nöel. Dieser
erschien jedesmal nach der Tafel beim Desert in
galonirten Kleidern, um seinen Preis und Ruhm aus
dem Munde seines großen königlichen Gönners und
Kenners zu vernehmen. Für gewöhnlich ward von
schönem Porzellain gespeist, in zwei Gängen, außer
dem Obst ward kein Nachtisch aufgetragen. Von
Weinen liebte Friedrich die französischen, in der Regel
Bergerac, einen Bordeauxwein, oder Moseler, von
denen er gewöhnlich nahe eine Flasche trank und zwar
so lange er bei Tafel saß. Er trank den Wein mit
Wasser gemischt. Bisweilen nahm er einige Gläser
Champagner oder Tokaier. Champagner trank er gern
und viel in früherer Zeit, noch 1747 im Februar
berichtet davon der englische Gesandte Lawrence,
aber der besorgte Suhm rieth ihm in einem Briefe
aus Petersburg 1739 schon dringend an, ihn zu ver=
meiden, weil ein auch nur mäßiger Genuß desselben
Magenkrämpfe befördre — Suhm bezog sich bei
diesem Rath, den ihm ein großer Arzt ertheilt habe,
auf das Beispiel Ludwig's XIV., der in seiner
Jugend, wie Friedrich, an Magenkrämpfen zu leiden
gehabt und sich des Champagners daher immer mit
größter Vorsicht enthalten habe, er habe nur Burgunder=
wein mit Wasser vermischt getrunken. Rheinwein ver=
schmähte Friedrich des Podagras halber; er behauptete,
sein Vater habe sein Podagra selbst dem Rheinweine
zu verdanken und auch auf ihn vererbt. Er sagte oft:

„Si on veut avoir un avantgout de la pendaison on n'a qu'a boire du vin de Rhin — er behauptete, er sei so sauer, daß er den Hals zusammenziehe. Der Küchen-Etat war jährlich auf 12,000 Thaler festgestellt, dafür mußten acht Schüsseln auf des Königs, acht auf die Marschallstafel geliefert werden, Mittags und Abends drei Schüsseln für zehn bis zwölf Bediente und kalte Küche für die Hunde des Königs. Bekam der König Besuch von vornehmen Fremden oder Verwandten, so wurden bis zu dreißig Schüsseln gegeben und besonders bezahlt, wie auch die Tafeln bei den Musterungen und bei den Redouten, die der König gab. Jede Schüssel berechnete der König zu 365 Thlr. jährlich: er schrieb einmal einer kranken Rittmeisterswittwe, der er nicht gleich eine Pension geben konnte: „Ich werde mir täglich eine Schüssel auf meiner Tafel entziehen, dieses beträgt jährlich 365 Thlr." Da seit Fixirung des Küchen-Etats die Lebensmittel sehr im Preise gestiegen waren und die 12,000 Thaler nicht ausreichten, schalt der König zwar gewaltig, aber er bezahlte die Schulden. Doch hielt er auch hier die schärfste Controle. Er schreibt an Fredersdorf, seinen Tresorier, in den vierziger Jahren: „ich kan recht guht eßen und die Köche könn die Selbige eßen machen, nuhr Müssen Sie nicht die Helfte von denen Ingredientzen Stehlen, sonsten gehen alle Thage 11 Thaler mehr drauf, ich versichere dier das unßer Fras nicht kostbahr, aber nur Delicat ist." Bei einer Küchenrechnung vom 9. Novbr. 1784 war bemerkt, daß die Extra-

Consumtion Summa 25 Thlr. 10 gGr. 1$^1/_5$ Pfennig betrage. Friedrich schrieb darunter: „Gestohlen, denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tische gewesen, kosten 4 Thaler; die Kuchen 2 Thaler; Quappenleber 1 Thaler; der Fisch 2 Thaler; die Kuchen auf Russisch 2 Thaler, macht 11 Thaler, das Uebrige gestohlen. Da ein Essen mehr heute ist gewesen, Hering und Erbsen kann 1 Thaler kosten, also was über 12 Thaler, ist impertinent gestohlen. Friedrich." Der König gab genau Acht; wenn von der Tafel gestohlen wurde, brach ohnfehlbar ein heftiges Donnerwetter los. Er sagte deßhalb einmal zu dem Staatsminister von Werder, der zu ihm kam, als er eben einen Lakai, der eine Flasche Wein in die Tasche gesteckt hatte, reprimandirte: „Hab ich nicht Ursach, dem spitzbubischen Gesindel ein Donnerwetter auf den Kopf zu schicken? Sieht Er, wenn ich sie schalten und walten ließe, wie sie wollen, so würde mir bald kein Pfennig zur Unterstützung unglücklicher Unterthanen übrig bleiben." „Als der König, erzählt Lord Malmesbury, einst während des siebenjährigen Kriegs mit einer kleinen Gesellschaft in Leipzig soupirte, fragte er den so eben aus England zurückgekehrten General Coccey, welche Art von Wein das wäre, den wir Claret nennten und ob er welchen bekommen könnte. Coccey entgegnete, daß dies sehr gut geschehen könne, er wolle einen Eimer kommen lassen. „Einen Eimer, fragte der König, wie viel kostet der"? — „Einen Kronenthaler die Flasche" — „Wenn das ist, entgegnete S. Maj., so lassen Sie bloß ein Dutzend Flaschen

kommen und da muß ich immer noch einen sächsischen Bauer schinden, um wieder zu meinem Gelde zu kommen." Dieß ist, setzt der Lord hinzu, buchstäblich wahr, denn ich habe es vom General Coccey selbst, einem Manne, der stets die Wahrheit redete." Der König wollte sich offenbar bei seinen Subsidiengelderzahlern mit der Sparsamkeit legitimiren.

Nach der Mittagstafel, die in der Regel drei Uhr zu Ende war, blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte. Sodann ging er an Unterzeichnung der unterdessen von den Cabinetsräthen aufgesetzten Briefe. Dieß dauerte eine reichliche halbe Stunde. Es war fester Grundsatz bei Friedrich, alle Eingaben unverzüglich noch an demselben Tage zur Beantwortung zu bringen. Nur Todesurtheile vollzog er nie vor dem zweiten Tage. Seiner Namensunterschrift oder seinem Namenszuge fügte er hin und wieder jene Randbemerkungen und Nachschriften bei, die durch ihre lakonische Kürze, ihren kräftigen Witz und ihre schlechte Orthographie so berühmt geworden sind. Hierauf nahm Friedrich den Kaffee. Die späteren Nachmittagsstunden, vier bis sechs Uhr, waren in der Regel der Lectüre und Schriftstellerei gewidmet, auch empfing er in dieser Zeit Fremde, sechs bis sieben Uhr war Concert, wozu nur besonders Eingeladne Zutritt hatten. Der König vertheilte die Stimmen selbst für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagott, ein Fortepiano, er selbst blies seine Flöte. „Trotz dem, schreibt Lord Malmesbury, daß Friedrich Stunden lang sich einschloß,

um einzuüben, was er zu spielen hatte, fing er doch nie an, ohne Zittern zu blasen: so eine außerordentliche Scheu hatte er, falsch zu spielen". Adagios namentlich trug er meisterhaft vor. Abwechselnd accompagnirten ihn von vier zu vier Wochen der große Klavierspieler Emanuel Bach, der nachher nach Hamburg ging, und Fasch, der Stifter der Berliner Liedertafel. Fasch versicherte Zeltern, daß er das Rührende und Edle im Vortrag der Adagios nur bei drei Virtuosen in höchster Vollkommenheit gehört habe, bei dem König auf der Flöte, bei Emanuel Bach auf dem Klaviere und bei Franz Benda auf der Violine. Noch bei Anwesenheit der verwittweten Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen im Herbst 1770 wurde ein Concert gegeben, wobei diese ausgezeichnete Kennerin und Liebhaberin der Musik den Flügel spielte und sang, der König, von seinem Lehrer Quanz begleitet, blies die erste Flöte, der Erbprinz von Braunschweig spielte die erste Violine, der Prinz von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) das Violoncell. Blasinstrumente, die sein Vater vorzugsweise liebte, liebte Friedrich nicht. Nach dem bairischen Erbfolgekriege hörten die Concerte auf; der König, der die Vorderzähne verloren hatte und dem die Hände zu zittern anfingen, konnte auch früh die Flöte nicht mehr spielen. Nun mußten die Cabinetsräthe schon früh vier Uhr von Berlin zu ihm kommen. Er sagte ihnen bei dieser Gelegenheit die königlichen Worte: „Mein Zustand nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die

ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Mit den Concerten wechselte im Sommer der gewöhnliche tägliche Spaziergang hin und her zwischen dem Schlosse von Sanssouci und dem neuen Palais. Sein Begleiter hierbei war sein treuer Kriegskamerad, der alte Oberstallmeister General Graf Schwerin, ein ziemlich kleiner, dicker Mann, der oft nicht nachkommen konnte und große Tropfen schwitzte, obgleich er stets ein paar Schritte zurück war, was den König sehr belustigte, der immer den Rüstigen machte und wacker voraussschritt. Nach den Concerten oder der Promenade kam die Abendmahlzeit, die der König erst nach dem siebenjährigen Kriege einstellte. Diese berühmten Abendmahlzeiten im Marmorsaal von Sanssouci waren ganz besonders heiter, sogar der Spötter Voltaire gedenkt ihrer mit der höchsten Auszeichnung, er sagt in der berüchtigten Vie privée de Frédéric: „Le roi avoit bien de l'esprit et en faisoit avoir; et ce qu'il y a d'extraordinaire, c'est que je n'ai jamais fait de repas si libres." Diese Abendmahlzeiten währten oft bis Mitternacht, ja bis nach Mitternacht. In der späteren Zeit seines Lebens aß Friedrich nicht zu Nacht; für die Fremden ward 1/29 Uhr aufgetragen, doch dauerte die Tafel nur eine halbe Stunde. Der Abend ward mit Lesen und Gesprächen verbracht.

Wenn der König die Gesellschafter entlassen hatte, gewöhnlich zehn Uhr, stellte er sich vor den Kamin, zog sich bis auf Beinkleider und Stiefeln selbst aus,

legte sich dann das Nachtzeug an, entließ seine Kammerlakaien und schlief ohne Licht und ganz allein, mehrentheils bald ein. Sein Bett war ein eisernes Feldbett. In der Nacht trank der König, wenn er trinken wollte, Wasser und Wein vermischt: alle Abende wurde eine Flasche Champagner, Burgunder und Wasser mit Präsentirteller und Glas und des Königs Taschenuhr auf den Tisch gestellt. Im Vorzimmer hatten nur zwei Hoflakaien die Wache, vor dem Schlosse war eine Wache von einem Unteroffizier und sechs Flügelgrenadieren, die alle Abend von der Potsdamer Schloßwache kam.

Im Winter bis zum Ende März oder Anfang April, wo, wie gesagt, dann Sanssouci bis Ende Herbst bezogen ward, wohnte der König in Potsdam. Im Frühling und Herbst waren regelmäßig die Musterungen und Manoeuvres bei der Armee. Ende April oder Anfang Mai war Revue über die Berliner und Potsdamer Besatzung. Ende Mai begab der König sich zur Magdeburger Revue. Anfang Juni kam die preußische Reise nach Graudenz, wo sich die preußischen Minister und Collegienchefs zusammenfanden; von da kehrte der König nach Sanssouci zurück. Mitte Juni (früher war es der 24. Mai) fiel die s. g. Ministerrevue, sämmtliche Minister des Generaldirectoriums und die Regiedirectoren kamen zusammen, um Abschluß über Einnahme und Ausgabe zu halten und um ihre Etats sich erneuern zu lassen. Es war das allemal ein schwerer Tag für die Minister. Sie standen im Halbkreis versammelt Morgens im

Schlosse zu Sanssouci und in stummer Ehrerbietung blickten aller Augen nach der Thür, durch die der Herr eintreten sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten, er trat ein, lüftete ein wenig den verschobenen dreieckigen Hut und sagte mit sonorer Stimme: „Bon jour, Messieurs!" Dann trat er näher in den Kreis und fixirte jeden der Minister mit seinem gestrengen durchbohrenden Blicke vom Scheitel bis zur Fußsohle. Diese Revue dauerte einige Minuten, dann kam das Examen. Dieses geschah außer der Reihe. Der König wollte wissen von dem Befragten, wie in seinem Departement die Geschäfte ständen und ob sie im letzten Jahre vorgerückt seien. Erfolgte eine bestimmte, thatsächlich belegte Antwort, so war er zufrieden und schloß das Examen mit den Worten „Eh bien!" Zu einem Minister aber, der auf die Anfragen stockte und nicht genügende Antwort ertheilen konnte, sagte er: „Herr! das sind leere Excusen! Finde ich Ihn das nächstemal wieder auf fahlem Pferde, so werde ich Ihn nach Spandau schicken! Merk Er sich das!" Und dabei klopfte er ihm mit der Krücke dreimal sehr empfindlich auf die Achsel. Nach dieser gestrengen Ministerrevue kam die Zeit, die Friedrich selbst seine Ferien nannte, d. h. er trank den Eger und Pyrmonter Brunnen, wozu er sich eine kleine Gesellschaft s. g. Brunnengäste kommen ließ. Er that dieß alle Jahre, weil es ihm sehr gut bekam, so regelmäßig, wie er sich viermal zur Ader lassen ließ. Mitte August ward sodann die schlesische Reise angetreten, in Breslau blieb er mehrere Tage und machte mit dem

dortigen Ministern die Finanzgeschäfte ab. Anfang September war er wieder in Sanssouci. Zu Ende September kam dann das berühmte Potsdamsche Herbstmanöver, wozu Fremde aus allen Ständen, in den spätern Jahren selbst aus allen Ländern Europas sich einfanden. Nach diesem großen Manöver ward zu Ausgang November wieder das Potsdamer Schloß zum Winteraufenthalt bezogen.

Gegen Weihnacht begab sich der König zum Carneval nach Berlin, gewöhnlich brachte er hier den vollen Monat vom 24. December, dem Weihnachtsheiligenabend, bis zum 24. Januar, auf welchen sein Geburtstag fiel, zu. Der 18. Januar, der preußische Krönungstag, ward mit höchster Pracht gefeiert, der Hof speiste an diesem Tage vom goldenen Service, das eine Million 300,000 Thaler gekostet hatte und im December 1743 zum erstenmale gebraucht worden war. Verwendet wurden dazu eine Menge prachtvolle Geräthschaften und andre Pretiosen, die sich noch aus der Zeit Friedrich's I. herschrieben. Dieses Service erhielt sich bis auf die Unglückszeit nach 1806. Die Königin und die Prinzessinnen trugen am Krönungstage auch die prächtigen Kleider, die der König ihnen alljährlich am Neujahrstage schenkte. Friedrich nahm in früheren Jahren die Neujahrswünsche in Berlin selbst an; späterhin ließ er den Offizieren der Berliner Garnison bei der Parole zum Neuen Jahre „Gesundheit, langes Leben und baldiges Avancement“ wünschen, bisweilen aber auch „mehr Application im Dienste.“ Nach dem siebenjährigen Kriege hatte die

Carnevalszeit folgende bestimmte Abend-Lustbarkeiten, bei denen der Anfang sechs Uhr zu sein pflegte: Sonntags war große Cour bei der Königin in Monbijou; Montags Oper; Dienstags Redoute, zu welcher der Boden des Opernhausparterres dem Theater gleich gemacht und dieses in einen korinthischen Saal verwandelt ward, der Hof speiste im Opernhause gewöhnlich dabei an fünf Tafeln; Mittwochs komische Oper oder französische Comedie; Donnerstags Cour bei der Prinzessin von Preußen; Freitags Oper; Sonnabends Ruhe, doch pflegte einer der prinzlichen Höfe an diesem Tage Souper und Ball zu geben. Der Sonnabend war auch den ganzen Winter durch der Haupttag für die Assembléen und Bälle bei den Ministern und andern ein Haus machenden Personen. Junge und alte unverheirathete Leute gab es bei diesen Bällen und Assembléen die Hülle und Fülle: die Ehelosigkeit war durch den König Mode geworden. Als 1778 das Baireuther Dragonerregiment in's Feld rückte, zählte das Corps von vierundsiebzig Offizieren vom General von Bülow bis zum jüngsten Fähndrich herunter, nicht einen verheiratheten Offizier. Aus Potsdam 20. October 1746 war folgende Cabinetsordre ergangen: „Mein lieber General-Major von Bronikowski. Ich gebe euch auf eure Vorstellung vom 12. dieses wegen Versorgung eurer Schwester durch eine Heirath mit dem Cornet von Zmiewsky in Antwort, daß die Husaren nicht durch die Scheide, sondern durch den Säbel ihr Glück machen müssen.“ Am Neujahrs-

tage gab der König dem ganzen königlichen Hause Geschenke und der Armee ansehnliche Geldsummen, gewöhnlich 4000 Thlr., 1761 6000, 1762 10,000 Thlr. Der König erschien ein oder zweimal bei der Cour der Königin, speiste auch verschiedentlich bei ihr, seltener erschien er bei den Prinzen, ausgenommen bei dem Prinzen Heinrich, bei dessen Geburtstag am 18. Januar und bei der Prinzessin Amalie. Mit dieser hielt Friedrich gewöhnlich am letzten Jahrestag in Berlin im Schlosse eine s. g. table de confidence an der Maschinentafel, zu der die Speisen durch ein Triebwerk in das Speisezimmer im zweiten Stocke gehoben wurden, so daß keine Bedienten nöthig waren; neben jedem Couvert stand ein s. g. Tambour, man schrieb auf, was man bedurfte und ließ die Tambours herunter, sie brachten jedesmal das Verlangte wieder herauf. Zu dieser Confidenztafel waren noch vier geistreiche Damen, die zu den Freundinnen des Königs gehörten geladen, auf die ich sogleich zurückkomme. Weil am Sylvestertage die Herrschaft der Damen beginnt, fand jede dieser vier Damen unter ihrer Serviette eine Krone und einen Scepter von Zucker „als Symbol der Süßigkeit ihrer Herrschaft.“ Gewöhnlich gefiel es dem König, so lang er in der Carnevalszeit in Berlin sich aufhielt, an den Abenden mit dortigen Gelehrten, als Gelehrter, namentlich mit den Schweizern Merian und Sulzer sich zu unterhalten. Am Tage vor dem 24. Januar, seinem Geburtstag, auch wohl am 24. Januar früh Morgens oder desselben Tages nach der Cour pflegte er nach Potsdam zurückzu-

kehren. Prinz Heinrich feierte seit dem siebenjährigen Kriege den Geburtstag des Königs durch einen großen Maskenball. So lästig Friedrich in den spätern Jahren die Carnevalsreise wurde, so unterließ er sie doch niemals, weil dadurch die Hauptstadt belebt wurde und Fremde anzog. Gespielt wurde nicht am Berliner Hofe: alle Hazardspiele im ganzen Lande waren verboten.

Lord Malmesbury, der im Jahre 1767 als Gesandter in Berlin dem Vermählungsfest des Fürsten Franz von Dessau mit Luise von Brandenburg-Schwedt beiwohnte, berichtet mit Verwunderung von des Königs Oeconomie bei den Hoffesten: „Alle Gemächer, schreibt er, mit Ausnahme der zum Souper oder zum Kartenspiel unmittelbar bestimmten, waren durch eine einzige Kerze erleuchtet. Das Souper selbst war schlecht und ohne Desert, die Weine waren schlecht und ein knapper Vorrath nur vorhanden. Als ich nach dem Tanzen etwas Wein und Wasser verlangte, bekam ich zur Antwort: „Der Wein ist alle, aber etwas Thee können Sie bekommen!“ Es muß hierbei bemerkt werden, daß das Fest kein öffentliches war, wo Jedermann zugelassen wird und derartige Beschränkungen allerdings zu entschuldigen sind, sondern es haben am Hofe bloß Personen eines gewissen Ranges, fremde Minister und distinguirte Reisende Zutritt. Ich sah selbst, wie der König seinen Dienern Anweisung zur Erleuchtung des Ballsaals gab und ihnen sagte, wo und wie sie die Lichter aufstecken sollten. Während dies besorgt wurde, mußten die

Königin, die königliche Familie und die ganze Gesellschaft buchstäblich im Finstern warten, weil Se. Maj. die Erleuchtung nicht eher beginnen ließ, bis das Souper zu Ende war: niemand hätte sich unterstehen dürfen, so etwas auf eigne Faust auszuführen. Bei allen Hoffestivitäten bestimmt der König selbst Alles und Jedes bis auf die Zahl und Größe der Wachslichter."

„Point de femme dans le gouvernement de rien au monde. Je crois qu'un homme qui se laisse gouverner par des femmes est le plus grand coïon du monde et indigne de porter le digne nom d'homme" — so hatte Friedrich, noch nicht einundzwanzig Jahr alt, als er noch in Ruppin war, 4. September 1732 an den General Grumbkow geschrieben und er ist Zeit seines Lebens nicht von dieser Richtschnur abgewichen. Er hat nie eine Maitresse gehabt, die irgend einen Einfluß auf ihn behauptet hätte. Es ist überhaupt nicht bekannt, daß Friedrich jemals ein wirkliches, dauerndes Liebesverhältniß gehabt habe.

Die ersten Frauen, mit denen er bekannt geworden war, die Formera, die Orselska hatten seine ganze Sinnenleidenschaft aufgeregt und befriedigt. Eine gleiche Befriedigung war ihm in dem Verhältniß mit Frau von Wreech zu Cüstrin zu Theil geworden. Seine Heirath, zu der man ihn ohne Liebe zwang, war ganz dazu geeignet, ihn in der galanten Lebensart zu bestärken, die ihm habituell geworden war. „Mon Dieu schreibt er in dem Briefe vom 4. September 1732 an

Grumbkow, je voudrais que l'on se ressouvint un peu que l'on m'a proposé ce mariage nolens volens et que la liberté en étoit le prix. C'est pourquoi, si je me marie en galant homme, c'est à dire laissant agir Madame comme bon lui semble et faisant de mon côté ce qui me plait, et vive la liberté. Vous voyez mon général, que j'ai le coeur un peu gros et le tète chaude, mais je ne saurais me contraindre et je vous dis mes sentiments comme je les pense devant Dieu. Vous m'avouerez pourtant, que la force est un evoye bien opposée à l'amour qui ne se laisse forcer. J'aime le sexe, mais je l'aime d'un amour bien volage, je n'en veux que la jouissance et après je le m'éprise."

Von jetzt an war Friedrich in seinen erotischen Unternehmungen so wenig wählerisch wie Prinz Eugen und der alte Dessauer. Er drückt das in einem Briefe an Grumbkow vom 25. September 1732 selbst aus: „Telle nymphe villageoise, embaumée d'odeur de gousse d'ail plaira mieux que la Comtesse (Döhnhoff) avec tous ses airs précieux." Des Dienstes, den ihm Suhm, der sächsische Gesandte, bei einem erotischen Unfall, der kurz nach seiner Vermählung eintrat, erwies, habe ich oben beiläufig gedacht. Nach dem Ritter Zimmermann war dieser Unfall von drastischen Folgen, unheilbar und der Geschlechtspotenz Eintrag thuend. Eine Operation mußte helfen. Das war der geheime Grund,

daß Friedrich so categorisch die Section nach seinem Abscheiden untersagte, die bekanntlich dennoch erfolgte.

So lebte Friedrich mehr als zwanzig Jahre bis zu den Zeiten des siebenjährigen Kriegs, die wieder einen Lebensabschluß bei ihm machten. 1754 noch schreibt ihm sein Vertrauter, der Tresorier Fredersdorf: „Ew. Kön. Maj. seindt nicht Liederlich, dieses dient zu Ew. Kön. Maj. Kostbahren Gesundheit“ Aber der König trägt ihm auf: „Petit kann den Menschen schicken und kann er eine hübsche H . . . mit Kriegen, so ist es auch guht, den die fehlet uns auch.“

Friedrich's erzwungene Heirath mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine war seiner innersten Natur zuwider gewesen. Er gestand zwar seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, daß er seine Gemahlin nicht so unleidlich finde, er hoffe, sie werde sich noch bilden lassen. In Rheinsberg lebte er anscheinend ganz zufrieden mit ihr, jedoch ohne Kinder zu erhalten. Aber nach seiner Thronbesteigung erfüllte er, was er schon vor der Heirath geäußert hatte: „Je la planterai là aussitôt que je serai le maître.“ Er zog sich in seine Junggeselleneinsamkeit nach Sanssouci zurück: nicht ein einzigesmal ist die Königin hierhin gekommen. Er wieß, sobald er den Thron bestiegen hatte, seiner Gemahlin das Schloß Schönhausen zum Sommeraufenthalt an: hierhin ist Friedrich nur ein einzigesmal gekommen, im Jahre 1744 beim Verlobungsfeste seiner Schwester, der nachherigen Königin von

Schweden. Nach dem Tode seiner Mutter überließ er seiner Gemahlin auch noch Monbijou. Er sah sie nur sehr selten. Er speiste in der Carnevalszeit bisweilen in Berlin bei ihr, jedesmal aber saß er, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, ihr gegenüber und machte ihr nur beim Eintreten, Niedersitzen und Aufstehen die üblichen Verbeugungen. Sie war ihm zu verlegen, zu linkisch und zu beschränkt, er pflegte sie nur „die Stumme“ zu nennen, erkannte aber jederzeit „ihr gutes Herz“ an, ehrte sie übrigens äußerlich mit aller Aufmerksamkeit und hielt gar sehr streng darauf, daß ihr als Königin am Hofe alle Ehre wiederfuhr. Nur in den siebziger Jahren, als sie an der Gicht litt, erkundigte er sich bei der Tafel nach ihrem Befinden, seitdem aber sprach er nicht wieder mit ihr. Sie überlebte den König noch elf Jahre und starb erst 1797 im zweiundachtzigsten Jahre, zehn Monate vor Friedrich Wilhelm II. Sie hat Gellert's geistliche Lieder in's Französische übersetzt.

Die einzige Dame, welcher der König, als er schon König war, besondere Zuneigung widmete, war die erste Tänzerin an der italienischen Oper in Berlin, die berühmte, sowohl durch ihre seltne Schönheit und Anmuth, als durch ihren feinen, heitern und liebenswürdigen Umgang bezaubernde Signora Barbara de Campanini, gewöhnlich Signora Barberini genannt. Sie hatte in Venedig, in Paris und in London, wo sie 1740 auf dem Theater in Common Garden Bielefeld sah, geglänzt. In Venedig hatte sie darauf 1744 der preußische Resident für 7000 Thlr.

engagirt, ein förmlicher Contract war aufgesetzt worden. Sie brach den Contract, weil sie sich mit ihrem Geliebten, einem Schottländer Mackenzie verglich, den sie heirathen wollte. Der König ließ beim Senat von Venedig Klage führen, dieser machte aber erst dann Ernst, als Friedrich sämmtliches Gepäck des nach London bestimmten venetianischen Gesandten Ritter Campello mit Beschlag belegen ließ. Die schöne Dame ward nun mit einer Wache bis an die östreichische Grenze gebracht, der Wiener Hof schickte sie mit Escorte nach Peterswalde an die sächsische Grenze in Böhmen und der sächsische Hof schaffte sie von da bis an die preußische Grenze. Ueberall folgte ihr Herr Mackenzie, mußte aber auf Verlangen seiner Familie Berlin verlassen und nach England zurückkehren. Die Barberini, die mit ihrer Mutter sich in Berlin niederließ, gefiel dem Könige sehr und sie wurde mit 12,000 Thaler Gehalt angestellt. Das war ein sehr hohes Gehalt, mehr als Friedrich einer Theaterschönheit jemals wieder bewilligt hat. Friedrich speiste wiederholt mit der schönen Barberini an der sogenannten Confidenztafel, in vertraulicher Gesellschaft zu Abend, oder er sah sie beim General Rothenburg nach der Oper. „Rothenburg ist, schreibt der englische Gesandte Lawrence, 22. Januar 1746 immer bei dem gegenwärtig, was die Franzosen parties fines nennen und wozu die Barberini, Frau von Brand und die verwittwete Gräfin Truchseß gehören.“ Bei Hofmaskenbällen hatte der König mit ihr sein tête à tête in ihrem verschlossenen Cabinet und trank mit ihr den Thee.

Ihr Bildniß, von Pesne gemalt, hing im Schreibzimmer des Königs.*) Friedrich schrieb ihr zärtliche Briefe, worin er sie Charmante Barberina nannte und ihre schönen Augen erhob. Aber die Barberini hatte noch eine Menge mehr oder minder begünstigte Verehrer, Graf Rothenburg, Graf Algarotti, Ritter Chazot und viele andere Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Polen. 1748, kurz vor ihrer Heirath, reiste sie mit ihrer Schwester nach England. Einer ihrer leidenschaftlichsten Anbeter war ihr späterer Gemahl, der Sohn des Großkanzlers Baron von Cocceji. Dieser Cocceji war ein baumlanger und fast riesenstarker Mann, von sehr heftigem Temperamente. So oft Signora Barberini tanzte, wußte er sich einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen. Seine Leidenschaft für die schöne Tänzerin ging sehr weit. Einmal, als sie einem neben ihm sitzenden Rivalen, wie er glaubte, freundlichere Blicke als ihm zuwarf, übermannte ihn die Eifersucht dergestalt, daß er den Nachbar plötzlich ergriff, ihn wie ein Kind in die Höhe hob und der Signora auf die Bühne hinabwarf. Der König war in seiner Loge. Er ließ ruhig fortspielen. Am andern Morgen fuhr der alte Großkanzler in höchster Bestürzung zum König. Friedrich begnügte sich, den jungen Brausekopf nach

---

*) Ein anderes Bildniß, ein Pastellbild von Carriera Rosalba befindet sich in der Dresdener Galerie und zeigt die Tänzerin als eine sehr liebliche Dame.

der Festung Glogau zu schicken — aber als Geheimen Justizrath, im Jahre 1748. Cocceji heirathete nun 1749 fünfundzwanzigjährig die Barberini; die so heiß begehrte Ehe dauerte auch vierzig Jahre, endlich aber ließ nach dem Tode des Königs die Barberini sich scheiden und darauf 1789 zur Gräfin Campanini erheben. Sie besaß die schlesischen Güter Barschau, Porschütz und Polach, die sie zu einem Fräuleinstifte vermachte. Cocceji starb als der letzte seines berühmten Geschlechts als Oberamts-Regierungspräsident zu Glogau im Jahre 1808. Merkwürdig wäre, wenn das was der Ritter Zimmermann von dem vergessenen Schottländer Mackenzie berichtet, wahr wäre: Mackenzie, ein Freund und naher Verwandter Lord Bute's, soll viel dazu beigetragen haben, diesen mit seinem unsterblichen Hasse gegen Friedrich zu erfüllen.

Außer der Barberini hat Friedrich nur noch drei Damen aus der Berliner Gesellschaft wegen ihrer außerordentlichen Schönheit ausgezeichnet.

Die erste von diesen drei Damen war die Frau von Troussel, frühere Frau von Kleist, eine Tochter des Generals von Schwerin in Brandenburg, ehemals Ehrenfräulein der Königin Mutter, eine der galantesten, lebendigsten, heitersten und beliebtesten Damen, welche Berlin unter Friedrich dem Großen aufzuweisen hatte. Thiébault, der sie sehr gut gekannt hat, erzählt, man habe behauptet, sie habe bereits in ihrem vierzehnten Jahre eine Art von Verhältniß gehabt, das Eclat gemacht und sie genöthigt habe, sich zu ihrer Mutter zurückzuziehen.

Zimmermann nennt den Castraten Porporino, von dem man in Berlin erzählte, er finde bei aufgeklärten Damen dort einen gar sonderbaren Beifall. Eine alte Hofdame überführte die Fräulein von Schwerin, sie habe bei Porporino eine Nacht zugebracht. Die Geschichte machte gewaltigen Lärm und die Fräulein ward vom Hofe weggeschafft. Man glaubte nicht, daß sie einen Mann finden werde, zumal da auf die Porporino'sche Affaire bald eine berühmte Liebesgeschichte mit dem famosen Bischof Schaffgotsch von Breslau, auf den ich unten zurückkomme, folgte. Nichts destoweniger fand sich ein Mann und ein junger und reicher Mann, der Domherr von Kleist in Brandenburg. Er ließ sich in große Unternehmungen bei einer Societätshandlung ein, um seine Frau zufrieden zu stellen, die gar viel Geld brauchte und gerieth in Schulden. Der Artilleriecapitain von Troussel von der französischen Colonie ward nun ihr Liebhaber. Kleist machte Vorstellungen dagegen, die sie sehr schnöde aufnahm. Nun ging Kleist davon und ließ alles im Stiche. Sie ließ sich von ihm scheiden und nahm ihre drei Kinder, einen Sohn und zwei Mädchen zu sich. Darauf heirathete sie Herrn von Troussel, der ein Adoptivsohn des Generals Stephan du Troussel, von der französischen Colonie, Sohn des Richters dieser Colonie, Stephan Basset war. Sie nahm aber wieder den Cabinetsrath Galster zum Liebhaber an. In dieser Eigenschaft ertheilte sie öffentliche Audienzen und ihr Wagen mußte oft die ganze Nacht vor Galster's Thüre halten, um

zu zeigen, wie genau sie mit dem einflußreichen Manne liirt sei. Durch Galster ward der Minister von Görne, der den König bei der Seehandlungssocietät so stark betrog, zum Minister vorgeschlagen, Görne hatte Frau von Troussel versprechen müssen, ihre älteste Tochter zu heirathen. Diese Unterhandlung wurde bekannt und machte solchen Lärm, daß die Heirath nicht vollzogen werden konnte. Bald darauf kam nicht nur Görne, sondern auch Galster nach Spandau. Herr von Troussel lebte hierauf noch zwei bis drei Jahre mit seiner Frau. Er stieg bis zum Oberstlieutenant und Artilleriechef in der Armee des Prinzen Heinrich. Als diese Armee bei dem Ausbruch des bairischen Successionskriegs 1778 ausmarschirte, erschoß er sich mit größter Gelassenheit in Magdeburg, wie man sagte, aus Kummer über ein Verhältniß seiner Frau zu zwei jungen Leuten, der König hatte ihm die Scheidung abgeschlagen. Frau von Troussel ward nun kränklich und bekam Zufälle, die man in Berlin für unheilbar hielt. Sie begab sich deshalb in die Cur des berühmten Grafen St. Germain. Dieser heilte sie aus dem Grunde, sie selbst zeigte einen Stein von der Größe eines Hühnerei's vor, von dem er sie befreit habe. Das Berliner Publikum aber, sagt Zimmermann, war argwöhnisch genug zu glauben, was auch höchst wahrscheinlich ist: St. Germain habe sie bloß von einem Nachlasse ihrer Liebe für den schändlichen Bischof von Breslau geheilt. Sie starb und zwar plötzlich ein Jahr nach ihrem Manne an einem hitzigen Fieber. Merkwürdig ist, daß auch noch

ein Bruder des Oberstlieutenant Troussel sich selbst das Leben nahm.

Die beiden andern jungen, schönen Damen der Berliner Gesellschaft, welche der König auszeichnete, waren: eine Fräulein von Tettau und eine Gräfin Dönhoff. Fräulein Tettau wurde gleich nach seinem Regierungsantritt Hoffräulein der regierenden Königin und stand in so gutem Andenken, daß er ihrer selbst im Feldlager nicht vergaß: „Mein Compliment, schreibt er nach der Schlacht bei Czaslau, 20. März 1742 an Jordan, an „die kleine Tettau." — Später in den achtziger Jahren stand in hoher Gunst die 1764 geborne und 1784 vermählte Gräfin Sophie Henriette Dorothee Dönhoff-Dönhoffstädt, wie Frau von Troussel ebenfalls eine geborne Gräfin Schwerin von Wolfshagen und Hofdame der Prinzessin Amalie: sie starb erst 1825 zu Berlin und war Friedrich's Enkelschwiegertochter. Ihr Gemahl Graf Bogislav Dönhoff war der Sohn der Fräulein von Wreech, Tochter der Frau von Wreech, der oben erwähnten Geliebten Friedrich's des Großen. Er erbte 1795 beim Erlöschen der reichen Familie Wreech die Güter Tamsel und Tamin bei Cüstrin, Güter, die zwanzig Jahre später beim Erlöschen des Hauses Dönhoffstädt 1816 an die Wolfshagner Grafen von Schwerin durch Heirath der Erbschwester kamen.

Von seinen Schwestern liebte der König in seinen Jugendjahren die Markgräfin von Baireuth, die Memoirenschreiberin, am Meisten; im Alter war die

Prinzessin Amalie seine Vertraute, die unvermählt in Berlin geblieben war und auf die ich unten zurückkomme. Bei dieser war es, wo er am Sylvesterabend die vier geistreichen Damen der Confidenztafel sah. Diese Damen waren: die Gräfin Camas, die Baronin Kannenberg, die Gräfin Kamecke und die Frau von Morien.

Die Gräfin Sophie von Camas war eine geborne von Brand, Tochter des 1701 als Gouverneur von Magdeburg gestorbenen Generals Wilhelm von Brand, eines der sieben Brüder Brand, denen die Minister Christoph und Eusebius unter dem großen Kurfürsten angehörten. Ihr Gemahl, der Oberst Paul Heinrich Thilio von Camas, stammte von einer französischen Emigrantenfamilie aus Metz und war einer der Vertrauten Friedrich's als Kronprinzen, der ihm das Studium der Kriegskunst lieb gemacht und mit dem er einen gemüthlichen Briefwechsel von Rheinsberg aus gehabt hatte. Camas besaß das ganze Vertrauen Friedrich's, dieser schrieb ihm wenige Tage nach der Thronbesteigung: „O Camas, der du mich von Kindheit an gekannt und die thörichten Verirrungen meiner Jugend gesehn hast, sei jederzeit ohne Nachsicht, schonungslos und unerbittlich und rücksichtslos gegen meine Fehler und Laster: so nur läutert sich mit Feuers Hülfe das Gold und scheidet sich von den unedlen Metallen, mit denen es vermischt worden ꝛc.“ Oberst Camas, früher Gouverneur des Prinzen Heinrich, war zuletzt Commandant von Frankfurt a. d. O. und hatte nur einen Arm,

Als der **Marquis de Beauveau**, der nur eine Hand hatte, vom französischen Hofe 1740, dem König zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, gesandt wurde, schickte Friedrich Camas, den französischen Hof zu begrüßen, nach Paris. Er starb bald darauf 1741 zu Breslau. 1742 erhob der König seine Wittwe, Frau von Camas, für ihre Person zur Gräfin. Sie war Oberhofmeisterin der Königin, zweiundzwanzig Jahre älter als Friedrich; er schätzte sie aber außerordentlich hoch, sie war eine sehr gescheite Dame, die andern Damen nannte Friedrich in einem gedruckten Briefe einmal „Gänschen mit dem leeren Gehirn.“ Er nannte sie nur „seine liebe Mama“ und einmal in einem Briefe vom 17. Febr. 1738: „les délices de la jeunesse.“ Er suchte sie öfters des Nachmittags auf ein Stündchen „in ihrem Paradiese“, vier Treppen hoch im Berliner Schlosse, auf, selbst noch nach dem siebenjährigen Kriege, wenn er von Potsdam nach Berlin kam. Sie erhielt von ihm ansehnliche Geschenke mit den verbindlichsten Handbilleten. Einst übersendete er ihr mehrere Pfundpäckchen Spaniol und bezeichnete ihr dasjenige, das sie zuerst öffnen solle: es enthielt eine goldne, reich mit Diamanten besetzte Dose. Ein andresmal überschickte er ihr einen Diamantring mit zwei verschlungnen Herzen, das begleitende Handbillet besagte: „da der Uebersender allezeit ihr Anbeter gewesen sei, so habe er die beiden Herzen auf dem Ringe vereinigen lassen; was man davon sagen werde, darum kümmere er sich nicht, er bitte sie, es eben so

zu machen.“ Sie starb in Schönhausen im Jahre 1766, achtundachtzig Jahre alt.

Die zweite Dame der Confidenztafel war die 1706 geborne, 1722 verheirathete und 1762 verwittwete Baronin Charlotte Albertine von Kannenberg, eine Schwester des Cabinetsministers Grafen Finkenstein. Ihr Gemahl war Oberhofmeister der Königin und nach dem Tode der Gräfin Camas ward sie die Nachfolgerin derselben in dem Amte bei der Königin. Sie galt als eine Frau von mannhaftem Verstand und gütigem Herzen. Sie überlebte den König und starb erst 1795, neunundachtzig Jahre alt.

Die dritte Dame war die Wittwe des 1740 von Friedrich gegraften Schloßhauptmanns Friedrich Paul Kamecke, Sohns des „großen“ Kamecke, des ehrlichen Grand maitre de la garderobe Paul Anton unter Friedrich I. Diese Gräfin Marie Kamecke war eine geborne Russin, Tochter des russischen Gesandten, Grafen Alexis Goloffkin in Berlin und im Haag, eine von dessen fünfundzwanzig Kindern von der Gräfin Dohna Ferrassieres. Sie war 1728 geboren, seit 1769 verwittwet und starb 1797, neunundsechzig Jahre alt.

Endlich die vierte Dame der Confidenztafel war die im Rheinsberger Kreise schon genannte Frau von Morien, geborne von Marwitz, deren sehr einfältiger Mann Oberhofmeister der Königin Mutter gewesen war. Friedrich pflegte diese lebhafte Frau in früherer Zeit, in den Briefen aus den schlesischen Feldzügen, wo er sie wiederholt durch Jordan grüßen

läßt, nur „le tourbillon" zu nennen. Sie zog sich erst 1774 vom Hofe zurück.

Alle diese jungen und älteren Damen konnten Manches von Friedrich erlangen, was er seinen Hofleuten und selbst seinen Generalen abgeschlagen haben würde.

Von fremden Fürstlichkeiten waren es besonders drei Damen, und zwar deutsche Fürstinnen, denen der König besondere Auszeichnung gewidmet hat: die männlich-geistreiche (ingenio vir ließ Friedrich auf ihre Büste setzen) und großgesinnte Landgräfin Caroline von Darmstadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, des königlichen Neffen und Nachfolgers — die eben so männlich entschlossene Herzogin Mariane von Zweibrück, mit deren Hülfe er den Plan des östreichischen Cabinets, Baiern an sich zu ziehen, zu nichte machte — und die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, geborne Prinzessin von Baiern, die er schon vom siebenjährigen Kriege her kannte, mit der er eine fortgesetzte Correspondenz unterhielt, deren Plan er aber zu nichte machte, die Regierung ihrem Sohne Friedrich August zu entziehen, indem sie ihn beim Regensburger Reichstag für einen Bastard erklären wollte.

Endlich ist noch, um keine Notabilität in der Damenwelt zu übergehen, der dieser außerordentliche Mann seine Sympathien zuwandte, eine außerordentliche Frau zu erwähnen, der er seine Huldigungen brachte, die berühmte englische Löwin, die Herzogin von Kingston, früher Miß Chudleigh: „der Papst

und Friedrich der Große standen an der Spitze der Bewunderer derselben", berichtet Horace Walpole.

Den Ton in der großen Gesellschaft zu Berlin unter Friedrich dem Großen fanden die Touristen angenehmer und weniger steif, als an vielen kleineren Höfen. „Die Gesellschaft, berichtet Dr. Moore, als er sich in Berlin in Begleitung des Herzogs von Hamilton im Jahre 1775 aufhielt, zu der Fremde in dieser Hauptstadt Zutritt finden können, ist weder weitläuftig noch mannichfaltig. Die preußischen Offiziere von höherem Range, die ihre Zeit nicht, wie ihre Subalternen, ganz auf ihren Beruf verwenden müssen, leben größtentheils in ihren Familien oder unter einander selbst in Gesellschaft. Außer andern Gründen, die sie hierzu bewegen könnten, glaubt man auch, der König sehe es nicht gern, wenn sie sich in vertrauliche Bekanntschaften mit Fremden oder ausländischen Ministern einlassen. Kurz vor der neulichen Musterung ereignete sich ein sehr auffallendes Beispiel von der Freiheit, die man sich hier herausnehmen kann und was dasselbe noch merkwürdiger macht, so fiel es nicht während der Munterkeit der Tafel vor, sondern auf der Scene der strengsten Kriegszucht. Zwei Regimenter exercirten. Das eine war das des General ——s (? Oberst Quintus, der 1775 starb). Dieser gehörte zu denen, die mehr von ihrer Zeit im Umgang mit Fremden und bei fremden Gesandten zubringen. Etwas mochte vermuthlich den König an demselben Morgen geärgert haben. Als die Regimenter in einer Linie anrückten, sagte er zu dem General, der nahe bei ihm stand:

„Votre régiment n'est pas aligné, Monsieur — et cela n'est pas surprenant, vous jouez tant aux cartes.“ Der General commandirte sogleich Halt! Darauf wandte er sich zum König und sagte: „Il n'est pas question, Sire, de mes cartes — Mais ayez la bonté de régarder, si ce régiment n'est pas aligné.“ Das Regiment stand wirklich sehr gerade in der Linie und der König begab sich hinweg, ohne ein Wort zu sagen und, wie es schien, nicht über den General, sondern über sich selbst mißvergnügt. Der biedre Offizier hatte nachher nie Ursache zu glauben, daß der König ihm seine Freimüthigkeit übel genommen habe.“ Von der Musterung der Berliner Garnison berichtet Moore weiter: „Der König schien an diesem Tage sehr gut aufgeräumt zu sein und redete zu allen Offizieren auf eine ungezwungene Art und mit einer muntern, leutseligen Gesprächigkeit. Sie, ihres Theils, erschienen vor ihrem Herrn mit einer geraden, aufrechten, soldatischen Dreistigkeit, die nichts von jenen an vielen Höfen herrschenden kriechenden Complimenten an sich hatte, welche hier gar nicht ihr Glück machen würden 2c.“

„Die Prinzessin von Preußen (Luise von Darmstadt) gab ein Frühstück in einem Garten im Park, wozu eine sehr große Gesellschaft eingeladen war. Man tanzte hernach den ganzen Vormittag durch. Bei allen diesen Gelegenheiten sah ich nichts von dem steifen Gepränge und Staate, den man den Deutschen Schuld giebt. Personen von höchstem Stande begegneten allen und jeden Anwesenden mit der natürlichsten

und leutseligsten Höflichkeit und mengten sich, ohne die geringsten Umstände und ohne Etiquette, mit in die Contretänze.“

„Der Staatsminister Graf von Finkenstein gab bei Gelegenheit der Vermählung eines seiner Söhne ein herrliches Diner und Ball; Graf Reuß, der Obermarschall und einige andere haben ebenfalls Tractamente gegeben. Allein die beständigste und Hauptgesellschaft findet man in den Häusern der hier residirenden fremden Gesandten, besonders bei H. Harris (dem nachmaligen Lord Malmesbury), bei dem Wiener Gesandten Baron von Swieten ꝛc.“

„Der Sohn des Prinzen von Preußen, ein Kind von sechs bis sieben Jahren (Friedrich Wilhelm III.) ist bei den Musterungen des Königs mit seinem Hofmeister zu Fuß anwesend und von keinem Offizier oder Bedienten begleitet. Sie mischten sich ohne den geringsten Unterschied unter die andern Zuschauer. Der König sowohl als der Kronprinz verlangen, daß man den künftigen Thronfolger auf eine rauhe, männliche Art erziehen und ihm seine Wichtigkeit wenig merken lassen soll: weil doch dergleichen Gefühle, ohnerachtet aller Bestrebungen sie zu hindern oder zu dämpfen, ohnehin früh genug sich regen werden.“

„Als wir hier anlangten, residirte die Königin in Monbijou, einem kleinen Palast hart außerhalb der Thore. Während ihres dortigen Aufenthalts hatte Ihre Maj. wöchentlich zwei öffentliche Courtage. Vor kurzem ist sie aber nach Schönhausen, zwei Meilen von Berlin, gezogen, wo sie den Sommer zubringt.

Hier hat sie für gewöhnlich nur einen öffentlichen Courtag. Die Prinzen, der Adel, die Gesandten und die Fremden machen ihr bei dieser Gelegenheit fünf Uhr Abends die Aufwartung. Wenn die Königin den Kreis herumgegangen ist und jedem ein paar Worte gesagt hat, setzt sie sich zum Spiel nieder. Die Königin hat ihren eignen Spieltisch und jede von den Prinzessinnen hat einen. Sie alle wählen sich ihre Partieen. Die übrige Gesellschaft zeigt sich ein paar Minuten an einem von diesen Spieltischen, sodann ist die Aufwartung vorüber und man spaziert im Garten oder formirt Spielpartieen in den andern Zimmern. Bei Nachteinbruch kehrt man nach Berlin zurück. An gewissen besonderen Abenden ladet die Königin eine ansehnliche Zahl zum Souper ein, das bis Mitternacht dauert."

„Die Assembléen zu Schönhausen sind die einzigen eingeführten öffentlichen Versammlungen der Berliner Damen vom Stande während des Sommers, man bekömmt aber die Hofdamen oft in den Häusern der Gesandten zu sehen."

„Die französischen Sitten und Denkungsart herrschen gewiß sehr wenig unter den preußischen Offizieren; die Berliner Hofdamen hingegen haben mehr als die von irgend einem anderen Hofe, den ich kenne, die Miene von Französinnen. Fräulein von Hertefeld, erste Hofdame der Königin, verbindet mit unendlich vielem Witz alle die natürliche unaffectirte Anmuth, welche die Damen vom Versailler Hofe auszeichnet."

„Der König erscheint sehr selten an einem Orte, wo Damen einen Theil der Versammlung ausmachen. Ich sagte einmal zu einer Dame an diesem Hofe, es sei Schade, daß Se. Maj. keine Frauenzimmer liebe. „In Betracht seines Alters,“ erwiederte sie, „könnten wir allenfalls seine Liebe entbehren, aber es ist hart, daß er uns nicht leiden kann.“

„Dieser Laune des Königs ohngeachtet werden doch die Damen hier keineswegs von den Männern überhaupt vernachlässigt. Insbesondere haben viele unter den Verheiratheten ihre öffentlichen Verehrer, die sie bei jeder Gelegenheit begleiten, mit ihnen zu allen Tractamenten eingeladen werden, bei Tische neben ihnen sitzen und vom Herrn oder der Frau des Hauses geflissentlich in die nämliche Spielpartie mit ihnen gesetzt werden. Ist eine Frau nicht mit einem solchem Partner versehen, so ist ihr Mann sowohl als sie selbst darüber etwas verlegen und beide scheinen so lange betreten zu sein, bis sich der so nöthige Gesellschafter findet.“

„Ehescheidungen sind hier zu Lande, wenn beide Parteien einwilligen und keine Kinder da sind, mit wenig Mühe und Kosten zu erlangen. Wir befinden uns oft in Gesellschaften, worin eine Frau und ihr jetziger und der vormalige Ehemann an einer Tafel beisammen sitzen und alle Parteien einander auf's Höflichste und Freundlichste begegnen.“ Moore erzählt nun die drollige Historie, wo sich ein Mann von seiner Frau hatte scheiden lassen, um eine Dame, in die er sterblich verliebt war, zu heirathen, und dann

der enragirte und erhörte Anbeter seiner geschiedenen Frau wurde. Er schließt seinen Bericht über die sexualischen Verhältnisse in Berlin mit der Bemerkung: „Hier wird die Eifersucht eben so sehr verachtet als verabscheut und von Lästerungen, Tadel, boshaften Anmerkungen über Vertraulichkeiten zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weiß man sehr wenig. Das mag vermuthlich unter andern auch daher rühren, daß es (wie man mich versichert hat) in den Staaten Sr. Preußischen Maj. schwerlich eine alte Jungfer giebt."

Bekanntlich mußte am 17. November 1782 ein besonderes Edict gegen den überhand genommenen Mißbrauch der Ehescheidungen gegeben werden. Das Maitressenhalten „vieler junger Offiziere, die dadurch weichlich und unordentlich werden," verbot der König durch Cabinetsordre. Als aber ein Geheimer Rath F. sich über ein gewisses Haus, das seiner Wohnung gegenüber lag, beschwerte, antwortete Friedrich: „Mein lieber F. In Eurem und meinem Alter kann man nichts mehr machen; wir wollen diejenigen machen lassen, die noch können."

7. Theater und Capelle. Bibliothek und Galerie, Bauten, Pferde und Hunde, Sympathien und Antipathien. Die Kammerdiener. Fredersdorf. Reisen.

In den früheren Jahren war Friedrich der Große auch ein großer Liebhaber des Theaters. In Rheinsberg hatte er selbst mit Comödie gespielt, so am 12. September 1737 gab er die Rolle des Philoktet in Voltaire's Oedipe. Als er König wurde, spielten die Prinzen und die Prinzessin Amalie bei Hofe, sie führten Trauerspiele von Racine vor dem König auf. Am 28. September 1750 spielte auch Voltaire als Cicero in seiner Rome sauvée (Mort de César) mit. Das Stück ward in den Zimmern der Prinzessin Amalie gegeben. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte der König eine französische Truppe nach Berlin berufen. Bei dieser Truppe trat Voltaire auch als Orosman in seiner Zaïre auf. Das Theater für diese französischen Schauspieler war in Berlin theils im Kurfürstensaale im Schlosse, theils in Monbijou bei der Königin Mutter. So ganz entschieden Friedrich für das französische Schauspiel war, so verkannte er doch nicht das übermäßig stark aufgetragene Pathos der französischen Schauspieler. Unterm 5. Aug. 1775 schrieb er über Le Cain, den Schüler Voltaire's, den französischen Garrick: „Dieser Mann würde der Roscius unseres Jahrhunderts sein, wenn er weniger übertriebe. Ich mag unsre Leidenschaften gern so vorstellen sehen, wie sie wirklich sind; dieses

Schauspiel bewegt das Innere des Herzens. Sobald aber die Kunst die Natur erstickt, so bin ich kalt. Ich wette, Sie denken: „„so sind die Deutschen, sie haben bloß schwach angedeutete Leidenschaften; starke Ausdrücke sind ihnen zuwider, weil sie die niemals empfinden."" Das kann sein, ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. Auch ist es wahr, sie reißen keine Mühlen um und verderben keine Saat, wenn sie über Korntheuerung klagen; sie haben bis jetzt weder St. Bartholomäusnächte noch rebellische Bürgerkriege ausgeübt" ꝛc. Le Cain spielte den Oedipe, den Mahomet und den Orosman, und der König bekannte, daß er sich weder im Oedipe noch in der Zaïre der Thränen habe enthalten können.

In Berlin bürgerte Friedrich die italienische Oper ein nebst dem Ballet, bei dem Signora Barberini Prima Donna war. 1742 ward das von Knobelsdorf erbaute Opernhaus fertig und am 1. December mit Graun's Cleopatra und Cäsar eingeweiht. Im Januar 1743 folgte: La Clemenza di Tito von Hasse. Vorzugsweise wurden Opern von Hasse und Graun gegeben. Hasse setzte Friedrich über alle Componisten. Seine Capellmeister waren lauter Deutsche, erst Graun, dann Agricola, Fasch und seit 1776 Johann Friedrich Reichardt, ein Königsberger, geboren 1752, der Schwiegersohn des berühmten Violinspielers Franz Benda, eines gebornen Böhmen, der als Concertmeister in der königlichen Capelle unter seinem Schwiegersohne diente.

Reichardt, durch seine Goethe'schen Liedercompositionen, seine Reisen nach Paris und seinen Liberalismus bekannt und als Schwiegervater des Dichters Ludwig Tieck und des Erlanger Professors Carl von Raumer, starb, nachdem er drei preußischen Königen gedient hatte, 1814, zweiundsechzig Jahr alt zu Giebichenstein bei Halle in der Zurückgezogenheit eines schönen und vielbesuchten Familienkreises.

Friedrich hatte eine Vorliebe für den strengen deutschen Musikstyl. 1747 lud er den berühmten Sebastian Bach aus Leipzig zu sich, der ihm auf Orgel und Clavier seine Präludien und Fugen vortrug. Nach dem siebenjährigen Kriege feierte er den Frieden in der Charlottenburger Schloßcapelle mit einem Tedeum von Graun. Noch gegen Ende seines Lebens wollte er Naumann von Dresden nach Berlin ziehn mit 2000 Thalern Gehalt. Er war gar kein Freund von italienischer Musik, auch nicht von Gluck, wohl aber zog er italienischen Gesang allem andern vor. Vom deutschen Gesange pflegte er, ehe er die Mara gehört, zu sagen: „er wolle lieber seine Pferde wiehern hören.“

Als Sänger und Sängerinnen glänzten in Berlin in der ersten Zeit der Oper, den vierziger Jahren, Felice Salimbeni, ein Schüler Porpora's, der für den größten Sänger seiner Zeit galt, 1750 aber nach Dresden und 1751 wieder nach Italien ging, wo er noch in demselben Jahre starb; ferner: Pinti, den der König, als er in Mähren stand, durch einen Brief an Alga-

rotti vom 18. April 1742 mit dem Auftrag ihm bis 4000 Thaler Gehalt zu bieten, engagiren ließ; sodann Carestini, die Johanna Astrua aus Turin, die seit 1747 jährlich 6000 Thaler erhielt und 1756 mit 1000 Thalern Pension den Abschied nahm, die Farinella und die Laura (Lorio). Später sangen Concialini aus Siena, der zweite Salimbeni genannt, der noch unter Friedrich Wilhelm II. Furore machte: er war ein fast täglicher Gesellschafter der Gräfin Lichtenau; ferner: Tombolini, der 1784 kam und 1839 in Charlottenburg starb; die Todi aus Lissabon und die Mara. Die berühmte Madame Mara war eine geborne Schmehling aus Cassel, sie war in den Jahren 1771—1780 erste Kammersängerin in Berlin und erhielt, als sie 1771 zweiundzwanzigjährig angestellt ward, 3000 Thaler Gehalt, heirathete 1774 den Violoncellisten Mara gegen des Königs Willen und entfloh zweimal aus Berlin, weil der König ihr weder Erlaubniß zu einer Badereise nach Töplitz, noch zu einer Gastreise nach London ertheilen wollte. Der König hatte schon am 11. März 1773 in einem Billet an Graf Zierotin vorausgesagt, daß sie „ein Loch in den Mond machen werde.“ Sie starb erst 1833, dreiundachtzig Jahr alt, zu Reval.

Das Theater kostete Friedrich jährlich gegen 400,000 Thaler nach dem Zeugniß des Touristen Wraxall, der seine Mittheilungen von dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, des Königs Liebling erhielt. Das Theater in Berlin war frei, die Logen hatte der Hof, die Minister, die Geheimen Räthe und

die Räthe des General-Directoriums und der Regie; ins Parterre schickte jedes Garnisonregiment eine Anzahl Leute, für Bürger wurde es schwer hineinzukommen.

Die Capelle bestand bei des Königs Tode ohngefähr aus hundert Personen. Außer dem Capellmeister Reichardt und dem Concertmeister Benda fungirten: zwölf Violinisten, fünf Violoncellisten, zwei Violonspieler, vier Bratschen-, zwei Clavier-, ein Harfen-, drei Flöten-, zwei Hoboe-, vier Fagot-, zwei Waldhornspieler, zusammen siebenunddreißig Personen. Zur großen italienischen opera seria gehörten: zwei Sopransängerinnen und vier Sopransänger, ein Altist, ein Tenorist und ein Chor von vierundzwanzig Personen — zur opera buffa: zwei Sopransängerinnen, zwei Tenoristen, ein Bassist.

Das Ballet bildeten: ein Balletmeister, zwei Solotänzerinnen, zwei Solotänzer, sechs Figurautinnen und sechs Figuranten.

Wie in der italienischen Oper die Barberini als Tänzerin Furore machte, so machte in der französischen Comödie seit dem Jahre 1742 Mademoiselle Cochois Furore. Auch diese Dame heirathete wider den Willen des Königs, sein Vertrauter, der Marquis d'Argens. Friedrich ließ sie aber, wie schon erwähnt, in Sanssouci mit wohnen, und lud sie sogar während des siebenjährigen Krieges mit nach Leipzig, wo er Winterquartier hielt, ein: „Bringen Sie die gute Babet nur mit," schreibt er an d'Argens aus Meissen unterm 22. November 1762.

Die Aufsicht übers Theater hatte nach dem Regierungsantritt des Königs der Oberhofmarschall

Graf Gotter, später Baron Ernst Maximilian Sweerts, ein Schlesier, und Baron Carl Ludwig Pöllnitz. Bis zum siebenjährigen Kriege war Friedrich ein sehr fleißiger Besucher sowohl von Oper und Ballet, als französischer Comödie. 1749 6. Sept. schickte er einmal Graf Algarotti ein „Canevas" zu einer neuen Oper Coriolan, das der Graf und der Hofpoet Filati weiter ausführten. Auch eine Arie in dieser Oper war vom König selbst componirt. Das Theaterpersonal machte ihm viel Noth. „Die Opernleute, schreibt er einmal an seinen Vertrauten, den Tresorier Fredersdorf, Seindt Solchen Canaillen bagage, das ich Sie Thausendtmahl müde bin." Ein andresmal schreibt er: „ich jage sie zum Teüfel und Solche Canaillen Krigt man doch wieder — ich Mus Geld zu Canonen ausgeben und kann nicht so vihl vohr Haselanten verthun." — „Die Astrua und Caristini haben nun hendel und fordern den abschiet, es ist Teufels Crop, ich wolte das sie der Teufel alle holete, die Canalien bezahlet man zum plaisir und nicht, fecsirerei von ihnen zu haben." Als Regel schrieb er dem Baron Arnim, dem letzten Directeur des spectacles, den er hatte, vor: „Ihr müsset mit den Comödianten nicht so viel Complimente machen, sondern die, die sich ungebührlich betragen, brav bestrafen." Am 30. Juli 1776 wird Arnim angewiesen, die Mara, die Umstände gemacht hatte, gewisse Arien zu singen und sich deshalb schriftlich an den König gewandt hatte, zu bedeuten „sie werde

bezahlt, um zu singen und nicht um zu schreiben" und am 15. Juli erhielt Arnim wiederholten Befehl, ihr, da sie sich noch nicht beruhigt hatte, zu eröffnen: „Die H... soll die Arien singen, wie ich es verlange und nicht widerspenstig sein, wo sie nicht will, daß es ihr eben so wie ihrem Manne ergehen soll, und er soll sitzen bis auf weitere Ordre; danach kann sie sich nur richten." Auch mit den Tänzern hatte der König seine Noth. Er schreibt an Fredersdorf: „Zulage kann ich weder an Denis noch an keinen anderen geben, dazu bin ich weder reich genug, noch Seindt die Leute mehr Werth, wan Sie durchaus vohr ihr Tractement nicht bleiben wollen, mus man andere kommen lassen, die guht Seindt und vohr den Selbigen preis Capriolen Schneiden." Selbst Vestris, der französische Tanzgott, der nachher bei Herzog Carl von Würtemberg mit 12,000 Gulden engagirt worden, kam in Berlin nicht an: „Mr. Westris ist nicht Klug, wer wirdt einem Täntzer 4000 Thaler geben, der Schwester 3000 und dem Bruder 1000, das Müsten Naren Seindt." Sehr drollig lautete ein Bescheid, den einige Statistinnen, die als Hofdamen zu figuriren pflegten, erhielten auf ihre Bitte um bestimmte Gage: „Ihr habt Euch sehr falsch an mich adressirt. Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht, an diese müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider meine Principien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen."

Seit dem Hubertusburger Frieden verminderte sich Friedrich's Geschmack am Theater, er sah jede Oper nur einmal und besuchte dann und wann die französische Comödie. Er correspondirte noch über Theaterangelegenheiten mit Pöllnitz und mit dem Reichsgrafen Johann Zierotin, der 1771 Directeur des spectacles wurde bis 1776, wo Baron von Arnim ihm folgte, früher Gesandter in Copenhagen und Dresden. 1778, kurz vor dem Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs endigte sich Arnim's Function durch eine ziemlich expressive Cabinetsordre vom 30. März: „Die gegenwärtigen Conjuncturen lassen ernsthaftere Scenen erwarten: man kann sehr wohl der komischen entbehren und dies ist der Grund, weshalb Ich den sämmtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen Meines französischen Theaters ihre Gehalte und Pensionen entziehe. Das Eure ist ebenfalls mit inbegriffen und nachdem Ihr sämmtliche französische Commödianten verabschiedet habt, wird es ganz in Eurem Belieben stehen, Eure ganze Sorgfalt Euren Liebschaften zu widmen. Hiermit bitte Ich Gott u. s. w.

Friedrich.

Auch an den Redouten nahm Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege keinen Theil mehr; früher als Kronprinz hatte er noch lieber getanzt, als Musik gemacht. Anderem Tanz als auf freier Erde war Friedrich sehr abhold: er verbot durch eine eigne Cabinetsordre vom 2. October 1779 alle Productionen

von Bereitern und Seiltänzern in seinem ganzen Reiche. „Wollen sich dergleichen Leute den Hals brechen, so können Wir solches in fremden Landen zwar nicht hindern, in Unsern eignen Provinzen hingegen verstattet Unsre Menschenliebe und landesväterliche Fürsorge nicht, dazu Gelegenheit zu geben.“ Allem Zwange des Hoflebens entzog der König sich völlig. „Mein größtes Vergnügen ist, sagte er zu Thiébault, Verse zu machen, das ist ein wahrer Genuß und eine vollkommene Erholung für mich.“ „In meinem Alter, lieber Marquis, schrieb er im August 1762 an d'Argens, sind Bücher, Conversation, ein guter Lehnstuhl und eine warme Stube, Alles, was mir übrig bleibt.“

Zu seiner geistigen Unterhaltung hielt sich der König fünf ganz gleiche Büchersammlungen: in Potsdam, in Sanssouci, in Berlin, in Charlottenburg und in Breslau. Späterhin wurde auch noch eine Bibliothek in dem seit dem siebenjährigen Kriege erbauten Neuen Palais in Potsdam aufgestellt und auch noch eine bibliothéque portative für die Reisen angeschafft. In diesen Bibliotheken herrschte die genauste Ordnung und von jeder waren sorgfältige Verzeichnisse vorhanden. Alle Bücher waren in rothen Maroquin gebunden, mit goldnem Schnitte. Auf dem Deckel stand ein Buchstabe, der die Bibliothek anzeigte: die Bücher des Potsdamer Schlosses hatten ein P., die von Sanssouci waren mit einem V. gezeichnet, weil dieser Ort erst Vigne hieß. Die Bücher vom neuen Palais trugen ein S. (Sanssouci). In der letzten Zeit seines

Lebens konnte Friedrich die dicken und schweren Octavbände aus Schwäche nicht mehr halten, er ließ sie deshalb auseinandernehmen und in dünnere Bände binden. Die sämmtlichen Bibliotheken enthielten die griechischen und römischen Classiker in französischen Uebersetzungen und die Classiker der Franzosen. Deutsche Bücher hatte Friedrich gar nicht; wurden ihm welche geschenkt, so schickte er sie an die Bibliothek nach Berlin, die er übrigens in allen Branchen pflegte. Er kaufte nicht nur 1775 für 12,000 Thaler die über 5000 Bände starke Bibliothek des Obersten Quintus Icilius für sie, sondern ließ auch von 1775 bis auf seinen Tod für 80,000 Thaler neue Bücher kaufen, so daß die Bibliothek 1786 150,000 Bände umfaßte.

Nächst der Bibliothek gewährte dem König die Bildergalerie, der s. g. Bildersaal zu Sanssouci großen Genuß. Er begab sich öfters eine Stunde vor Tisch in denselben. In den letzten Jahren, wo er oft verdrießlich war, pflegte er die Thür hart zuzuwerfen. Um zwölf Uhr kam sein Lieblingshund und kratzte an die Thüre, um ihm die angerichtete Tafel anzukündigen. Gewöhnlich dann trat der König erheitert aus dem Saale. In dem Bildersaal hingen Italiener und Niederländer, an der Zahl 172, die der Berliner Kaufmann Gotzkowsky auf Befehl des Königs seit 1755 in Italien, Frankreich und Holland zusammengekauft hatte. Der König kaufte nicht nach dem Namen der Bilder, sondern wie sie ihm gefielen. Friedrich hatte selbst während des siebenjährigen Krieges

diese Galerie im Auge. Er schrieb an d'Argens nach dem Unglück von Kunnersdorf aus dem Winterlager zu Freiberg im März 1760: „Sie wissen, daß Gotzkowsky noch schöne Gemälde hat, die für mich bestimmt sind. Ich ersuche Sie, ihren Werth zu prüfen und sich bei ihm zu erkundigen, ob er den Correggio bekommen wird, den er mir einmal versprach. Mich wandelt gerade eine Neugierde darauf an.“ Die Hauptbilder in der Galerie zu Sanssouci waren die berühmten beiden Correggio's, Leda mit ihren Gespielinnen badend und Jo, von der Wolke umarmt, beide aus der Galerie Orleans. Ein Lieblingsbild Friedrich's unter den italienischen Bildern war die Magdalena von Battoni, die er sich aus der Dresdener Galerie vorzugsweise hatte copiren lassen. Seine Lieblingsmaler waren aber die Niederländer Rubens und Van der Werff und besonders der Franzose Watteau, dessen feine, graciöse Genrebilder und Conversationsstücke, Rendezvous, Bälle und Assembléen fast alle Zimmer von Sanssouci schmückten. Friedrich unterhielt sich gern über die Kunst mit dem Galerie-Inspector Oesterreich, einen gebornen Hamburger, den er 1757 in Dresden kennen gelernt und dann in Dienst genommen hatte. Die Hauptportraitmalerin in Berlin war unter Friedrich, der auch von ihr für Voltaire 1775 gemalt wurde, Madame Anna Dorothea Therbusch, geborne Lisiewska, gestorben 1782, sechzig Jahre alt.

Zu dem schon 1747 bezogenen älteren Palais von Sanssouci, wo Friedrich wohnte, hatte er mit

großem Geldaufwand — um in Gemüthern der nicht tiefer forschenden Leute die Idee von der Unerschöpflichkeit seiner Geldquellen zu befestigen — das s. g. Neue Palais durch den Mannheimer Carl von Gontard bauen lassen und zwar ganz nach seiner eignen Angabe. Es kostete nahe an drei Millionen Thaler. Er wohnte hier von nun an abwechselnd mit dem alten Schloß von Sanssouci; er bezog es, wenn Fremde sich bei ihm aufhielten. Wie Ludwig XIV. die Ebene von Versailles der Höhe von St. Germain vorzog, so gab Friedrich bei Anlegung dieses neuen Palais einer morastigen Wiese den Vorzug vor einem dicht in der Nähe befindlichen Hügel. Das neue Palais — ganz aus Backsteinen von den grellsten Farben erbaut — zeigte im Innern die größte, wenn auch nicht geschmackvollste Pracht, es war namentlich mit überhäufter Vergoldung und seltsamen Meubles ausgestattet. Von außen ließ der König in steinernen Pfeilern und Nischen nicht einzelne Statuen nach dem Muster der Antiken, sondern ganze Gruppen aus den Metamorphosen Ovids und von allerhand phantastischer Erfindung in Ueberfülle anbringen, es sind ihrer 328. Drei Damen in kolossaler Größe, die rücksichtslos aller Welt das hintere Profil zeigen, trugen auf dem Gipfel des Schloßes die königliche Krone: man deutete im vorigen Jahrhundert diese Trägerinnen auf Maria Theresia, Catharina II. und Madame Pompadour. Der Eintheilung der zweiundsiebzig Zimmer und Piecen im Innern, bemerkte schon der englische Gesandte Harris, war sehr schlecht und hatte

namentlich eine Unmasse Thüren — das Schlafzimmer zählte deren z. B. vier.

Auch Berlin verdankt Friedrich dem Großen einen großen Theil seiner Verschönerungen. Gleich nach Antritt seiner Regierung ließ er durch Baron Knobelsdorf, der Sanssouci gebaut hatte, das Opernhaus (mit der Inschrift: Friedericus Rex Apollini et Musis) bauen und ebenfalls durch ihn den Thiergarten zu einem öffentlichen Spaziergang einrichten. Er hatte bisher schon seit dem sechzehnten Jahrhundert als Jagdgehege gedient, das damals bis an die Spree sich hineinerstreckte. 1745 nach dem zweiten schlesischen Kriege ward mit der Abtragung der Wälle Berlins angefangen, 1748 die katholische und Domkirche und das Invalidenhaus vor dem Oranienburger Thore gebaut, letzteres mit der Römerinschrift: „Laeso et invicto militi“ und 1752 das s. g. voigtländische Viertel vor dem Hamburger Thore, die heutige Proletariervorstadt angelegt. Den Namen erhielt diese Vorstadt von den aus Sachsen und namentlich aus dem sächsischen Voigtland zu den Berliner Bauten gekommenen Maurern und Zimmerleuten. Nach dem siebenjährigen Kriege wurden die großen Militairgebäude in Berlin gebaut, die Casernen, die Ritterakademie, das Cadettenhaus und die Exercierhäuser; ferner 1775 das Bibliothekgebäude (mit der nicht classischen Inschrift: Nutrimentum spiritus im Jahre 1780) und das Friedrichsstädter Theater. Außerdem ließ der König hunderte von Privathäusern abbrechen, schöner wieder aufbauen und schenkte sie den Eigenthümern. Prinz Heinrich baute

sein Palais, die heutige Universität 1754—1764. Die Einwohnerzahl Berlins stieg von 98,000 auf 150,000. Wie Petersburg der Spiegel des Geistes Peter's des Großen war, so war Berlin der des Geistes Friedrich's: in der Physiognomie Berlins erkannte man sein Genie überall, sowohl das des Königs, als das des Generals und das des Architekten. So oft er aus Sanssouci nach Berlin kam, pflegte er langsam durch die Straßen, wo gebaut wurde, zu reiten: man sah ihn mit seinem Glase am Auge aufmerksam das Fortschreiten der Werke beobachten und genaue Befehle über alles und jedes ertheilen.

Einen besondern Gegenstand der Beschäftigung Friedrich's machten aus und einer ganz besondern Gunst erfreuten sich bei ihm seine Hunde, die Windspiele. Sie traten an die Stelle der Affen, die er sich früher als Kronprinz und noch in der ersten Zeit als König in seinem Zimmer hielt, sonderbar gekleidet und mit eigenen Namen. Die Windspiele hatten einen förmlichen Stand am Hofe, sie waren des großen Junggesellenkönigs, des Abts im Kloster Sanssouci beständige, treue Begleiter in seiner Wohnung, auf seinen Spaziergängen, auf den Reisen und im Felde. Drei oder vier kleine italienische Windspiele waren stets als Cortege um ihn, der eine die Biche und noch mehr Alcmene waren die Lieblinge, die andern Phyllis, Thisbe, Pax, Diana, Amorette, Superbe, dienten zur Gesellschaft. Mit der Biche verbarg sich Friedrich einmal vor den Panduren unter einer Brücke, sie drängte sich dicht an ihn und verrieth

ihn mit keinem Laut. Nadasti nahm sie dem König in der Schlacht bei Sorr, wo er sein Lager erbeutete, ab, die Generalin Nadasti war schwer zu bewegen, sie wieder ausliefern zu lassen. Ueber ihren Tod schrieb der König an Fredersdorf, seinen lieben Geheimen Kämmerier, der „dreißig Docters probiret“: „Die arme Bische mus schon toht bleiben Weil sie zehn Docters hin curiret haben, Mene Sol nichts einnehmen, als wie petitlät und kein Hunde-Docter sol sie nicht angreifen.“ Die Alcmene verließ Friedrich in Sanssouci sehr krank, als er in den achtziger Jahren zur Revue in Schlesien abging. Es ward täglich eine Staffette über ihr Befinden ihm nachgeschickt. Sie starb, es ward ihm gemeldet und er befahl, ihren todten Körper im Sarge in seine Bibliothek zu stellen. Nach seiner Rückkehr betrachtete er sie zwei oder drei Tage ganze Stunden lang mit stiller Wehmuth, weinte bitterlich und ließ sie darauf beisetzen. Die Hunde wurden auf den sechs Terrassen von Sanssouci in kleinen Särgen begraben und erhielten kleine Grabsteine mit ihrer Namens-Inschrift. Auf der obersten Terrasse hatte Friedrich für sich selbst eine Ruhestätte bauen lassen, als sie angelegt wurde, sagte er beim Spazierengehen zu d'Argens: Quand je suis là, je serai sans-souci, davon erhielt das Lustschloß den Namen.

Die Favorithündin lag immer an der Seite ihres Herrn in den Zimmern zu Sanssouci, im Winter mit Kissen bedeckt, des Nachts schlief sie in dem Bette des Königs. Die andern Hunde mußten des Abends das

Zimmer verlassen, am Morgen kamen sie beim Wecken wieder. Die Favorithündin und ihre Gesellschaft hatten zur Bedienung einen von den s. g. königlichen kleinen Lakeien, der sie fütterte und an schönen Tagen im Garten, bei schlechter Witterung in einem großen Saale spazieren führte. Die Hunde hatten vollkommne Freiheit, sie lagen auf den kostbarsten Kanape's und Stühlen mit Atlas überzogen, den sie wie die Vorhänge in Fetzen zerrissen, was Friedrich nicht ausbessern ließ. Zu ihrem Zeitvertreib fanden die Hunde in den Zimmern kleine lederne Bälle zum Spielen. Auf jeden Hund ward monatlich zwei Thaler Futtergeld verrechnet. Sie speisten zum Theil mit dem Könige. Man sah jedesmal den Flecken des Tischtuchs, wo der König gesessen hatte, der als alter Junggeselle lebend, selbst nicht sehr reinlich war. Wenn der König reiste, wurden die Hunde in einer sechsspännigen Kutsche ihm nachgefahren; der Lakei saß allemal auf dem Rücksitz und redete, was sehr charakteristisch, die den Vordersitz einnehmenden Thiere mit „Sie" an: „Biche, sein Sie doch artig!" „Alcmene, bellen Sie doch nicht so!" Der Respect und das Interesse für die Hunde stieg dem König zu Ehren so weit, daß leider erst im Jahre nach dem Tode desselben „1787" ein Hunde- und Katzenalmanach" herauskam. Marquis d'Argens fand, als der König seine Winterquartiere 1760 in Leipzig hielt, ihn eines Abends auf dem platten Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Fricassee, aus der die Hunde ihre Mahlzeit hielten. Friedrich hatte ein

kleines Stöckchen in der Hand, mit welchem er Ordnung hielt und dem Lieblinge die besten Bissen hinschob.

Nächst den Hunden hielt der König auch auf seine Pferde sehr viel. In der Regel ritt er nur englische Pferde. Sporen trug er nie; um die Pferde zu strafen, schlug er sie mit seinem Krückenstocke zwischen die Ohren. Er hatte zwischen vierzig und sechzig, im Jahre 1754 sogar über hundert. Die auserlesensten nahm er mit zu Felde, die übrigen ließ er nachkommen, so weit er sie brauchte. Sehr oft wurden ihm in den Schlachten Pferde todt geschossen und verwundet, so bei Hohenfriedberg, bei Czaslau. bei Hochkirch, bei Kunnersdorf, bei Liegnitz und bei Torgau. Lieblingspferde waren: der Mollwitzer „lange“ Schimmel, der noch seinem Vater gehört hatte, mit welchem er die Schlacht verließ und den er nachher nicht mehr brauchte, sondern zu Tode füttern ließ — ferner der Cäsar, ein Rothschimmel, der ungehindert im Lustgarten des Potsdamer Schlosses herumging und so an den König gewöhnt war, daß er ihm auf die Parade in Potsdam folgte, weßhalb der König nicht selten diese eine andere Wendung machen ließ, wenn Cäsar im Wege gerade stand — sodann der Condé, ein Fliegenschimmel, ein Wallach, von schönem Bau, ganz tückenlos, immer munter und so frei von Furcht, daß er sich vor keinem Gegenstande scheute und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb. Der Condé gehörte zu den zehn Pferden, die gewöhnlich in Sanssouci standen, der König ließ ihn sich fast täglich vor-

führen und fütterte ihn jedesmal mit Zucker, Melonen und Feigen. Er verfolgte den König bis an seine Zimmer, ja einmal kam er bis in den Saal von Sanssouci, wo er einige Tafeln des Fußbodens zertrat. Dies alte Leibreitpferd Friedrich's des Großen, der Condé, starb 1804, achtunddreißig Jahre alt. Noch gehörten zu den Lieblingspferden der Choiseul, der Kaunitz, der Brühl und der Pitt. Ein sehr schönes Pferd, das des englischen Ministers Bute Namen trug, mußte, als dieser 1762 ihn im Stiche gelassen und die Subsidien zurückgezogen hatte, mit den Mauleseln Orangebäume ziehen.

Die Passion, die noch im achtzehnten Jahrhundert die Hauptpassion so vieler Fürsten war, theilte Friedrich nicht, ja er verachtete sie. Er pflegte öfters zu sagen: „Der Fleischer tödtet die Thiere nicht zum Vergnügen, sondern nur weil die Gesellschaft ihrer bedarf, der Jäger aber tödtet sie nur zum Vergnügen und das ist abscheulich. Man muß deßhalb den Jäger noch unter den Fleischer in der bürgerlichen Gesellschaft stellen."

Friedrich der Große war von sehr delicater Gesundheit. Schon bald nach dem Antritt seiner Regierung, also nach dem achtundzwanzigsten Lebensjahre, äußerten sich Gicht und Hämorrhoiden, diese Uebel blieben stehend bis zu seinem Tode, man suchte sie durch Aderlässe und gelinde Abführungen zu lindern. „Ich leide, schreibt der König einmal an Fredersdorf, immer an der Nihre, Miltz und Leber, das alte Luder ist nicht mehr wehrt, als das es der

Teüfel Holet.“ Im Februar 1747 hatte er einen Anfall von einem halben Schlagfluß, der curirt wurde und seit dieser Zeit zeigte sich keine Anwandlung wieder. Geläufige Sprache und gutes Gedächtniß behielt er bis zu seinem Tode, er besorgte regelmäßig die Regierungsgeschäfte bis zum Tage vor seinem Tode, wo die Ordnung zum erstenmale unterbrochen wurde. In der Nähe sah er sehr gut, für die Ferne bediente er sich eines Glases. Zum Lesen und Schreiben hat er nie der Brille bedurft.

Friedrich liebte die Bequemlichkeit, war aber ein Feind jeder Verweichlichung des Körpers. Er hat nie Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze getragen. Für seine Wäsche, namentlich seine Hemden, hatte früher nach dem alten Brauche an seines Vaters Hofe seine Mutter gesorgt — Friedrich glaubte, daß er für Lebenszeit versorgt sei. Später sorgte, so lange sie noch rüstig war, seine Schwester Amalie. Zuletzt bekümmerte sich niemand mehr um diese wichtige innere Angelegenheit. Aus der Reinlichkeit machte der König — wieder im Gegensatz gegen seinen Vater — sich nicht viel und vernachlässigte sie, wie seine Kleidung mit zunehmendem Alter immer mehr. Er trug schlechte Wäsche, unreine Hemden; weil sie ihm bequemer als neue waren, zerrissene und geflickte Kleider; langen Bart, zerrissene Stiefeln; in Gesicht und Kleidern sah man Spuren des spanischen Tabacks: er achtete das alles nicht. In jüngeren Jahren und noch in den ersten Jahren seiner Regierung kleidete er sich in Röcke nach dem neuesten Pariser Geschmacke. Noch 1750

trug er Galakleider von Gold- und Silberstoff mit Brillantknöpfen, Schuhe und seidne Strümpfe. Später war statt der Galakleider die blaue Uniform seines Leibgardebataillons sein beständiger Anzug, zuerst mit sehr reicher Silberstickerei, dann ohne Stickerei, bloß mit dem Achselbande, zuletzt ließ er auch noch die Stickerei am Hute weg und trug diesen bloß mit der weißen Plume, der feinsten Straußenfeder. An der linken Hand trug er beständig zwei kostbare Solitärbrillanten — die Brillanten konnte er nicht schön genug haben — und an der rechten Hand einen großen schlesischen Chrysopras, den er dem Prinzen Heinrich vermachte. An den Uhren, die er besaß, trug er nie andere als schwarze Bänder, wie Thiébault erzählt, als eine Art von Trauerzeichen zum Andenken an seine Mutter. Von fremden Orden trug Friedrich nur drei, den russischen Andreas-, den polnischen weißen Adler- und den schwedischen Seraphinenorden. Den Hosenbandorden, den seine drei Vorfahren trugen und den der große Kurfürst so überaus werth hielt, trug er nicht. Neue Moden und Façons liebte Friedrich nicht, er ging am letzten Tage seiner Regierung so gekleidet, wie am ersten, die Armeeuniformen blieben dieselben, auch seine Lakaien und Jäger gingen in dem alten halbhundertjährigen Livréeschnitte. Der Hut des Königs mußte, auch wenn er neu war, im Kopfe so weich gerieben sein, daß er einem alten glich; aus demselben Grunde der Bequemlichkeit ließ er, wie gesagt, seine Kleider lieber ausbessern, als daß er neue anzog; eben so trug er seine Stiefeln, die Husarenkappen

hatten, welche in Runzeln um die Knöchel fielen, niemals neu, ließ sie auch nie wichsen und sie sahen oft, namentlich die Kappen, sehr roth aus. Aber in diesen alten Stiefeln gab er Europa „Gesetze und Aufklärung.“ Der Tourist Moore, der mit dem Herzog von Hamilton 1775 in Potsdam war, sah in der Kleiderkammer des Königs nur zwei blaue Röcke mit rothen Aufschlägen, das Futter des einen ein wenig zerrissen, — zwei gelbe Westen, ziemlich dicht mit Spaniol bepudert — drei Paar gelbe Hosen — und ein blaues Kleid von Sammet, mit Silber gestickt, für feierliche Gelegenheiten: es mochte ohngefähr zehn Jahre alt sein und hatte noch alle Kräfte der Jugend. Bei seinem Tode hinterließ Friedrich eine Garderobe, die ein Jude in Bausch und Bogen um 400 Thaler kaufte. Es waren nicht mehr als fünf Uniform- und Winterröcke, acht Westen, vier Paar Beinkleider, sechs Paar Stiefeln, zehn Paar weiße und fünf Paar schwarzseidne Strümpfe und sechzehn Hemden und zwar waren diese, weil er ungemein stark und oft transspirirte, in so schlechten Umständen, daß der erste Kammerdiener Schöning ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg mitgeben mußte.

Friedrich's einzige kostbare Liebhaberei waren Dosen. Er hinterließ deren 130 Stück, in denen ein Werth von 1,300,000 Thalern steckte. Jederzeit standen mehrere dieser Dosen auf seinen Tischen. Zwei gefüllte Dosen von ungeheurer Größe — denn er nahm ungeheure Prisen — trug er stets in den Taschen. „Es ist, schreibt der englische Gesandte Harris,

schwer, sich ihm zu nähern, ohne zu niesen.“ Büsching ist der Meinung, daß sich der König das starke Tabacksschnupfen auf seinen Campagnen angewöhnt habe, wo er stets unter den Soldaten ritt, ging und stand, um nicht von der Transspirationsatmosphäre derselben incommodirt zu werden. Ein paar tausend Pfund Spaniol mußten immer vorräthig sein. Dagegen war dem König das Tabacksrauchen von dem Tabackscollegium seines Vaters her ein Greuel.

Je unscheinbarer der König gekleidet ging, desto reicher waren seine Domestiken angethan. Er wählte sie aus, wie die Physiognomie ihm gefiel. Im Anfang hielt er deren über hundert. Die ersten derselben erhielten aber außer Tisch und Wohnung nur monatlich acht bis zehn Thaler, die übrigen nur vier bis sieben Thaler. Friedrich hatte funfzig Pagen, acht Leibpagen, zwölf Hofpagen und dreißig Hofpagen in Berlin, vier Leibjäger, zwölf Hofjäger, zwei bis vier Kammerhusaren, acht Kammerlakaien, zwölf Heyducken, sechs Läufer, zwölf gemeine Lakaien. Später begnügte er sich in Sanssouci mit einer geringen Dienerschaft, hielt nur ein paar s. g. Kammerhusaren, Schöning und Neumann, zwei Kammerlakaien und zwei sehr einfach gekleidete Leibpagen. Er ritt oft bloß von einem Reitknecht begleitet spazieren. Kammerherren und Kammerjunker hielt er gar nicht um seine Person, sie thaten nur bei hohen Festen ihren Dienst.

Die Leibpagen, die im Vorzimmer Wachen hielten, hatten strengen Dienst, der König sorgte aber väterlich für sie. Bekannt sind die beiden Vorfälle

mit Pagen, die er eingeschlafen fand, der eine aus Erschöpfung an Zahnschmerz, den er durch die Scheinordre, auf der Wache sich als Arrestanten anzugeben, curirte und der andre, bei dem der König einen Danksagungsbrief für die überschickten kleinen Ersparnisse von seiner armen Mutter in Pommern fand und dem er eine Goldrolle in die Tasche steckte. Dieser Page, der so ehrlich war, sogleich den Fund der ihm nicht zugehörigen Rolle dem König zu entdecken, war der erst 1835 als Oberst und langjähriger Director der geheimen Kriegskanzlei sechsundsiebzigjährig gestorbene Christian Ernst von Malschitzki.

Mehrere untere Hofbediente in Friedrich's nächster Umgebung hatten sich seiner besonderen Gunst zu erfreuen und waren wichtige Leute. Zu diesen gehörte besonders der frühere Kammerdiener und später zum Geheimen Kämmerier und Ober-Tresorier ernannte von Fredersdorf — es war fast eine der ersten Ernennungen Friedrich's vom September 1740.

Fredersdorf war ein Kaufmannssohn aus Franken und hatte sich dem Handelsstande gewidmet, als er wegen seiner ansehnlichen Länge in die Hände preußischer Werber fiel, er ward Hautboist im Regiment Schwerin.*) Friedrich lernte ihn in Cüstrin während seiner Gefangenschaft kennen und zog ihn an sich, theils wegen seines Flötespiels, theils zu Führung einer geheimen

*) Nach Rödenbeck's Geschichtscalender Friedrich's des Großen war F. ein Stadtmusicussohn aus Garz, das zum Canton des Regiments Schwerin gehörte.

Correspondenz mit seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, durch die er die Fürsprache Oestreichs erwirkte. Er kaufte ihn, sobald er frei geworden war, los und er stieg vom Lakai zum Kammerdiener: Friedrich ließ ihn seine Chatoulle besorgen. Auch in Rheinsberg fungirte er als erster Kammerdiener. Mit der Thronbesteigung ward er Geheimer Kämmerier, Ober-Tresorier und geadelt. Friedrich schenkte ihm darauf vier Güter im Ruppin'schen Kreise in der Mark, ließ ihn 1750 nach Frankreich reisen und verheirathete ihn, freilich aber erst, als Fredersdorf aus Gram gefährlich krank geworden war, mit der reichen Erbtochter des Banquier Daun in Potsdam. Bielefeld beschreibt Fredersdorf 1739 als einen großen, wohlgebildeten Mann, der Feinheit und Verschmitztheit besitze. „Er ist, sagt er, geschmeidig, einnehmend und aufmerksam auf seinen Vortheil, dabei ein Freund des Glanzes. Ich glaube, er ist ganz dazu geeignet, einmal eine Rolle zu spielen.“

Aus dem 1834 herausgekommenen, Kaiser Nicolaus von Rußland dedicirten vertraulichen Briefwechsel Friedrich's mit Fredersdorf ist zu ersehen, daß dessen Hauptleidenschaft die Alchemie und nächst ihr die Wunderdoctorei war: Fredersdorf baute ein großes Laboratorium — angeblich in der Friedrichstraße Nr. 210 in Berlin — sein Helfershelfer war ein Mann ominösen Namens, ein gewisser Düsterhaupt. Fredersdorf war immer krank, ging immer in die Bäder und curirte immer an sich herum, er litt am Unterleib und an Steinschmerzen. Der König ließ ihn durch seinen Leibarzt Cothenius

behandeln und war mit wahrhafter Zärtlichkeit um sein Wohlbefinden bedacht. „Gesundheit, schreibt er ihm einmal, ist besser wie alle Schätze der Welt, flege dihr erst das du besser wirst, dann könn wir goldt und Silber machen und Wan du ja quacksalbern wilst So mache lieber Proben mit goldt und Silber als wie mit allerhand verfluchte Medicinen auf deinen Leib, es ist ken Schertz damit und Wen Man einmahl todt ist so Kömt keiner der einen wieder aufwäcket. Gott bewahre Dihr. Sei einmal gescheit und nim dihr inacht." Und ein andresmal schreibt Friedrich: „wohr Heute gegen Mittag die Sonne Scheint So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dihr gerne sehen, aber das Fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark Feuer Seindt. ich wünsche von Hertzen das es sich von tage zu tage mit dihr bessern Möhge. gestern habe ich deine Beßerung Celebrirt mit zwei buteillen ungerschen Wein."

Weiter schreibt Friedrich: „Wenn ich einen Menschen finden könnte, der wirklich im Stande dihr zu Helffen wehre, so Wolte ich ihm von Japon komen lassen" und noch ein andresmal: „mach doch ein Mahl ein Ende mit die Närsche Quacksalberei rc. Sonsten Crepirste meiner Sehlen aus puren übermuth" — das man dihr achtzehn jahr alt machen sol das gehet nicht an — glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du alter." — „ich Schicke dihr ein Rares Elicksihr das von Teofrasten Pa-

ratzelsis komt, welches mihr und alle die davon genommen haben wunder gethan hat, nim nuhr von dieser Medecin, es leidet aber keine Quacksalberei darnehben sonsten benimt es einen vohr Sein lebe tage die Mänliche Kräfte der Liebe."

Fredersdorf, den Voltaire nur „Friedrich's grand Factotum" zu nennen pflegte, starb während des siebenjährigen Kriegs im Januar 1758.

Nächst Fredersdorf standen in Gunst die beiden „Kammerhusaren" Schöning und Neumann. Sie verrichteten den Dienst als Kammerdiener, wurden später ebenfalls Geheime Kämmeriere, Schöning sogar Geheimer Kriegsrath.

Friedrich war gegen diese treuen Diener, die in ihrer Gattung sehr wichtige Leute waren, oft ungemein zutraulich und gnädig: er sprach über die geheimsten Sachen mit ihnen, wenn er sie darin geprüft hatte, „daß sie schweigen könnten". Er duzte alle. Auch die Lakaien behandelte er auf diese wohlwollende, zuweilen etwas derbe Weise; manchmal fielen harte Worte, ja noch härtere Stockschläge. Lord Malmesbury, damals englischer Gesandter in Berlin schreibt unterm 7. März 1775: „Niemals war der König üblerer Laune. Vor wenig Tagen zerschlug er seine Flöte an dem Kopfe eines Kammerhusaren und er ist gegen seine Bedienung sehr freigebig mit Püffen und Fußtritten." Keiner seiner Dienerschaft durfte mit Frauen Umgang haben. Von mehreren seiner Leute ward er arg bestohlen: sie nahmen ihm die Geldrollen weg, die im

Zimmer herum lagen. Er jagte, wenn das herauskam, diese Leute dann weg, oder steckte sie unter die Soldaten. Im Jahre 1775 fiel der Kammerhusar Dresen, derselbe, dessen Malmesbury in seiner eben erwähnten Depesche gedenkt, in Ungnade: nach dem Touristen Moore hatte er den König um mehr als 30,000 Thlr. betrogen. Er sollte nun als Trommelschläger untergesteckt werden. Er bat die Offiziere, die ihn arretirten, bloß in sein an das Cabinet des Königs anstoßendes Zimmer gehen zu dürfen, um sich seinen Hut zu holen. Dies ward gestattet. Er ging hinein, riegelte sofort die Thür hinter sich zu, zog ein Pistol aus der Tasche und schoß sich durch den Kopf. Der König erschrack über den so dicht in seiner Nähe fallenden Schuß, und als man ihm sagte, was vorgefallen sei, bemitleidete er den armen Dresen und meinte, er müsse verrückt gewesen sein. Dresen war der Schatzmeister des Königs für seine Handausgaben gewesen, das viele Geld, das durch seine Hände ging, hatte ihn verführt, sich ein höchst comfortables Haus für die unterschlagnen Gelder einzurichten.

Der neue Kammerhusar, der an Dresen's Stelle trat, schrieb einen Brief an seine Geliebte des Inhalts: „Meine liebe Charlotte, es wird mir nicht möglich sein, heute oder in den nächsten Tagen zu Dir zu kommen, weil ich zu Hause bleiben und den alten Brummbär abwarten muß." Unglücklicherweise fiel dieser Brief in die Hände des Bären. Er schickte sofort nach dem Steller desselben und fragte ihn, „ob er schreiben könne?" „Ein wenig," antwortete der

Husar. „So nimm eine Feder und schreib, was ich dir dictire.“ Der König dictirte den schrecklichen Brief, den der Husar gestellt hatte. Er fiel auf die Kniee. „Immer schreib zu,“ erwiederte der König. Friedrich ließ ihn nun noch beischreiben: „Meine liebe Charlotte, jetzt ist es wahrscheinlich, daß mehrere Wochen vergehen werden, ehe ich das Vergnügen haben kann, Dich zu sehen, weil ich mich so eben auf den Weg nach Spandau machen muß.“ Der König unterschrieb den Brief mit der schrecklichen Apostille selbst und schickte ihn ab. Der Husar blieb aber nicht länger auf der Festung, als um ihn recht gründlich in Angst und Furcht zu setzen.

Einer der königlichen Kammerdiener, Glasow, ließ sich im siebenjährigen Kriege von einem Mädchen, das er liebte, wie man sagt, auf Anstiften der Hauptfeindin des Königs, der Königin Josephine von Polen, gebornen Prinzessin von Oestreich verführen, dem König einen Brief aus der Tasche zu ziehen, den man gern haben wollte, ja er soll ihn sogar im Hauptquartier zu Lockwitz bei Dresden im Frühjahr 1757 mit einer Tasse Chocolate haben vergiften wollen. Gewiß ist, daß er auf die Festung Spandau kam: hier starb er ein halbes Jahr darauf.

Eine merkwürdige Figur war des Königs alter Leibkutscher. Er hieß Pfund und hatte Friedrich bereits, als er noch Kronprinz war, gefahren. Pfund fuhr, wie es der König liebte, wie der Sturmwind. Einst aber warf er ihn bei einer solchen rapiden Fahrt um. Friedrich griff schon zum Stocke. Aber der alte

Mann entwaffnete den entzürnten Herrn, ehe er an's Werk schritt, mit den sehr resoluten Worten: „Haben denn Ew. Maj. niemals eine Schlacht verloren?“ Derselbe alte Leibkutscher Pfund wußte auch den Zorn des Königs bei einer andern Gelegenheit sehr geschickt zu beschwichtigen. Als Friedrich's Nichte im Jahre 1767 den Erbstatthalter von Holland heirathete, trug Friedrich seinem Pfund auf, den Leibkutscher des Statthalters und die übrigen Kutscher in einem Gasthofe von Berlin wohl zu tractiren. Das geschah treulichst. Am andern Morgen lief die Rechnung ein. Sie betrug nicht wenig, unter andern waren über hundert Flaschen des feinsten Champagners aufgesetzt. Der alte Fritz war nicht wenig ungehalten. Der alte Pfund erwiederte aber ganz gelassen: „Glauben vielleicht Ihre Maj., daß der Leibkutscher des Erbstatthalters eben so ein armer Teufel ist wie ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner. Was sollte ich ihm anders vorsetzen?“ Darauf zahlte der überzeugte König. Von diesem merkwürdigen Leibkutscher ließ sich Friedrich auch, wenn Vorspannpferde gegeben wurden, auf den jährlichen Musterungsreisen stets fahren. Einmal aber, bei einer schlesischen Revue, war Pfund gerade so krank, daß er zu Bette liegen mußte, er hatte Fieber. Der König, der bewundernswürdig seine Leute kannte und genau wußte, was auf sie wirke, schrieb eigenhändig „an seinen lieben Leibkutscher“, daß er diesmal wohl werde die schlesische Revue aufgeben müssen. Als dieser Brief an Pfund's Krankenbett kam und ihm, der gar

nicht selbst lesen konnte, vorgelesen wurde, sprang er vor Freuden sofort aus dem Bette und ward vor Freuden gesund. Er fuhr den König nach Schlesien.

Diese jährlichen Musterungsreisen, die in der Hauptsache einen militairischen Zweck hatten, benutzte Friedrich der Große, um zugleich alle Branchen der Civilverwaltung zu controliren. Hohe und niedere Beamte, Präsidenten und Directoren der Kammern, Landräthe, Amtleute, Schulzen, Forstbediente, jeder auf seiner Stelle mußte, bis auf's kleinste Einzelne Bericht und Auskunft über alle Fragen geben. Eben so zog der König Geschäftsmänner, Kaufleute, ja selbst Bürger und Handwerker und Bauern an sich. Im schlesischen Gebirge sagte er einst den Abgeordneten des Handelsstandes: „Wenden Sie sich nur an mich, ich bin Ihr erster Minister." Jeder Unterthan konnte ihm Bittschriften überreichen, auch auf diese verfügte er, wie zu Hause, wenn irgend möglich, jeden Tag sogleich. Er schrieb an Voltaire unterm 13. August 1775: „Ich für meinen Theil suche blos in meinem Lande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu hart scheinen. Jedermann hat Zutritt zu mir, wenn ich die Provinzen durchreise, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder ich lasse sie untersuchen und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Existenz ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision hält die Richter in der Aufmerksamkeit und verhütet zu strenge Proceduren." Auf den Reisen bezeigte sich der König sehr

affabel. Am 17. Aug. 1781 wohnte er in Schmiedeberg bei der Wittwe des Kaufmanns Stengel und hatte hier eine lange Unterredung mit Kaufmann Keller aus Landshut, zwei Hoffmännern aus Schmiedeberg und Hirschberg u. s. w. Als er ihnen ein Project zur Ausbreitung ihres Linnenhandels machte und sie dessen Unausführbarkeit darlegten, sagte er: „Nu, nu — es sind nur so Ideen, die ich habe — Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule!" Auf die Frage des Königs, ob sie hier Steinkohlen hätten, bemerkte man ihm, daß sie von Waldenburg und Gottesberg kämen und daß sie nun auch besser zu transportiren sein würden, wenn der König die Wege vollends durchgängig werde haben bessern lassen. Darauf erwiederte Friedrich lächelnd: „Ich werde Ihren Befehl respectiren, ich bin darum da." In Schweidnitz erkundigte sich auf dieser schlesischen Reise der König beim Bäckermeister Friese nach der Structur der eisernen, mit Steinkohlen geheizten Oefen zum Brodbacken.

Auf diesen Reisen des Königs wurde jedes Nachtquartier mit hundert, jedes Speisequartier mit funfzig Thalern bezahlt. War der Wirth in den Dörfern, wo Revue gehalten wurde, ein Edelmann, so bekam er außer den hundert Thalern „Geschenk in's Haus" wohl noch eine goldne Dose oder einen Ring, 4—500 Thaler an Werth, wie ihn z. B. bei der schlesischen Reise 1781 Baron von Czettritz in Berghof erhielt. Am liebsten verschenkte Friedrich Dosen mit

der Aufschrift: „L'amitié augmente le prix.“ Während Maria Theresia, wenn sie spazieren fuhr, Ducaten austheilte, hatte Friedrich auf seinen Reisen nach Schlesien nur zwei Thaler in Groschen in der Tasche, die er den schüchternen Bauern zuwarf. Invaliden, Soldaten oder andern armen Leuten ließ er auf Reisen und Spazierritten gewöhnlich acht Groschen reichen.

Vergnügungsreisen und Brunnenreisen waren bei Friedrich dem Großen eine sehr seltene Sache, seine ganze Zeit gehörte den Geschäften des Staats. Im ersten Jahre seiner Regierung soll er, wie Baron Bielefeld erzählt, den Plan gehabt haben, incognito nach Paris zu gehen, er reiste nach Straßburg mit seinem Bruder Wilhelm, der König unter dem Namen eines böhmischen Grafen du Four, der Prinz unter dem eines Grafen Schafgotsch in Begleitung des Kämmerers Fredersdorf, der Obersten von Bork und von Stille, des Adjutanten von Münchow und des Grafen Algarotti. Friedrich kam am 23. Aug. 1740 in Straßburg an und logirte im Gasthof zum Raben. Er schickte hier sogleich den Wirth mit einem seiner Bedienten auf das vornehmste Kaffeehaus und ließ die hier anwesenden vornehmsten Offiziere zur Abendtafel laden. Drei derselben nahmen es an. Der König war so verbindlich, sein Gespräch so gehaltreich, gefällig und natürlich, daß seine Gäste bald fanden, er habe für einen Deutschen ungemein viel Verstand und spreche vollkommen französisch. Das Souper war sehr belebt, es gefiel den Franzosen besonders ein rosenfarbner Wein, von dem Friedrich ihnen in's

Quartier zu schicken versprach. Um ihrem neuen Freunde alle mögliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, stellten sich mehrere der Herren am Morgen zur Chokolate ein. Sie nahmen ihn mit auf den Paradeplatz, bewirtheten ihn und stellten ihn nebst Algarotti dem Marschall von Broglie, Gouverneur von Straßburg vor, als zwei deutsche Cavaliere. Er behielt sie zur Tafel. Erst am dritten Tage ward der König von einem aus preußischen Diensten desertirten Soldaten erkannt. Der Marschall von Broglie respectirte aber sein Incognito, er schickte ihm ein paar Offiziere, welche die Citadelle ihm zeigten. Friedrich besuchte den Marschall hierauf und verweilte eine Stunde in seinem Cabinette. Abends sollte er mit dem Marschall in's Theater fahren, er fuhr aber nach Wesel. Algarotti kam eine Viertelstunde in des Marschalls Loge, fuhr aber dann dem König nach. Von Wesel aus sprach Friedrich am 11. September 1740 zum erstenmale Voltaire auf dem Schlosse Moyland bei Cleve. 1742 machte Friedrich eine Brunnenreise nach Aachen und 1744 und 46 nach Pyrmont. 1755 unternahm er mit ganz geringem Gefolge wieder incognito als reisender Virtuos eine Reise nach Holland und sah Amsterdam. Noch einmal war er 1768 auf einem Besuch bei dem Erbstatthalter von Holland in Loo. Am 25. August 1769 war die berühmte Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. auf dem bischöflichen Schlosse zu Neisse in Schlesien, wo Joseph das berühmte Wort zu Friedrich sagte: „Es giebt für Oestreich kein Schlesien mehr.“ Mit Friedrich waren der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich

der Markgraf von Anspach und die Generale Seydlitz, Tauentzien, Lentulus u. s. w. Mit dem Kaiser kam sein Schwager Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Oberstallmeister Graf Dietrichstein, der Feldmarschall Lascy, General Loudon u. s. w. Das Jahr darauf machte Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt bei Austerlitz. Er traf hier am 3. September Nachmittags zwei Uhr ein, in seinem Wagen saß ihm gegenüber der Prinz von Preußen, im zweiten Prinz Ferdinand von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig und sein Bruder Friedrich im dritten und vierten General Lentulus und die drei Adjutanten. Auf dem Markte angelangt, stieg Friedrich aus dem Wagen, Joseph kam ihm mit seinen Generalen Loudon, Lascy und dem Prinzen von Ligne entgegen und beide Herren umarmten sich auf dem Platze. Der Kaiser geleitete seinen Gast nach seiner Wohnung, nach kurzer Unterredung ging man zur Tafel in des Kaisers Quartier. Die nächsten beiden Tage war Manouevre. Um dem Kaiser den Anblick der blauen Uniformen, welche die Oestreicher im Kriege so oft gesehen hatten, zu entziehen, erschien Friedrich hier in der östreichischen Armeefarbe, er trug ein weißes, mit Silber gesticktes Kleid, auch sein Gefolge trug weiße Kleider. Aber der Spaniol, den Friedrich aus der Westentasche schnupfte, ließ sich trotz aller seiner Sorgfalt bei dem weißen Anzuge blicken, er sagte daher scherzend zu dem Prinzen von Ligne: „Ich bin für Sie nicht propre genug, meine Herren, ich bin nicht würdig, Ihre

Farben zu tragen." In Neustadt zeichnete Friedrich Kaunitz und Loudon vorzüglich aus, er nannte letzteren jederzeit Feldmarschall, was er erst acht Jahre später wurde. Als man sich zur Tafel setzte und Loudon noch nicht da war, äußerte Friedrich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft vor mir da; — erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe, ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber!"

---

8. Friedrich's Benehmen mit Fremden, Hofleuten und Beamten.

Es hat wohl kaum einen Fürsten gegeben, der auf eine so verbindliche und so geistreiche Weise Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten zu erzeigen wußte, als Friedrich. „Ich kenne," schreibt der englische Gesandte Harris 1776 bei Gelegenheit der Beschreibung der Feierlichkeiten in Berlin während der Anwesenheit des Großfürsten Paul, „keinen Mann, der so die Gabe der Unterredung besäße, wie der König von Preußen, oder der sie so zu gelegener Zeit und so am rechten Orte anzuwenden verstände. Es ist unter den russischen Gästen gewiß nicht Einer, der nicht von der Leutseligkeit und Güte des Königs ganz geblendet nach Petersburg zurückkehrte. Darin besteht ganz eigentlich die Herrlichkeit des Empfangs, denn alle andern Festlichkeiten können dagegen gar nicht in Betracht kommen.

Der König weiß dies und lacht darüber, denn er ist überzeugt, daß bei seinem Rufe und bei den Personen, mit denen er es zu thun hat, ein Lächeln von ihm weit mehr wirkt, als wenn er seinen ganzen Schatz ihnen zu Ehren ausleerte."

So verbindlich und galant Friedrich aber gegen Personen von hohem Stande, wie gegen den Großfürsten, den Kaiser Joseph, den Fürsten Kaunitz, den Prinzen von Ligne und andere Fürsten, mit denen er zusammentraf, oder gegen Personen von Genie und hohem Rufe, wie gegen Voltaire und d'Alembert, den Grafen Algarotti und andre sich bezeigen konnte, so gestreng und barsch behandelte er seine Beamten und Diener. Ganz richtig sagte Voltaire von ihm: „Il est poli et dur comme le marbre." Dem Präsidenten Roden, der Lehrer des Prinzen von Preußen im Finanzfach ward, gestorben 1781, hatte er 1772 die Vermessung des neu acquirirten Westpreußen zum Behuf der Einführung der Contribution aufgetragen. Er traf ihn während der Arbeit in Marienwerder. Er fragte ihn sogleich: „Womit hat er sich so dick gefressen?"

Roden: Es kommt vom vielen Sitzen.

König: Was hat Er vor Füße? Hat Er die Wassersucht?

Roden: Nein, Ihro Maj., sie sind mir von der Reise angelaufen.

König: Herr, Er muß, wie ich Ihm in Potsdam schon gesagt, reiten. Ich gebe Ihm jetzt Gelegenheit dazu. — Wie bald gedenkt Er fertig zu sein?

Roden: Ein halb Jahr wird wenigstens dazu erfordert.

König: Nun, das ist gut ꝛc. — Ich verlasse mich auf Ihn, daß Er Alles gut und geschwind zu Ende bringt.

Roden: Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ist.

Darauf sagten Se. Maj.: „Mein Herr, ich bin Sein Diener.“

Die geringste auch nur scheinbare Antastung seines königlichen Ansehens sah Friedrich sehr streng an. Ein Landrath in Westpreußen, der noch sehr jung war, berichtete dem König, daß sich in seinem Kreise hätten Heuschrecken in großer Zahl blicken lassen. Der König wollte es nicht glauben. Harmlos oder nicht harmlos überschickte der junge Landrath demselben eine Schachtel mit Luftlöchern, worin die accusirten Insecten in natura befindlich waren. Beim Oeffnen flogen sie im Zimmer umher. Darauf erging folgendes Rescript an die westpreußische Kammer: „S. K. Maj. lassen Dero Kammer hierdurch zu erkennen geben, wie Höchstdero ausdrückliche Willensmeinung dahin gehet, daß von nun an keiner als Landrath angesetzt werden soll, der nicht zum allerwenigsten fünfunddreißig Jahr alt ist ꝛc. sonsten taugen sie nicht dazu und solche Kinder und junge Naseweise wollen Höchstdieselbe schlechterdings nicht zu Landräthen haben“ ꝛc. Potsdam, den 27. September 1779.

Sogar den Leibarzt Zimmermann von Hannover, den er nur temporär in seinen Dienst nahm,

stand Friedrich nicht an, mit der Frage zu erquicken: „Wie viel hat Er schon in die andre Welt gesandt?“ Zimmermann besaß aber Geistesgegenwart genug zu antworten: „Lange nicht so viel als Ew. Maj. und mit lange nicht so vielem Ruhme.“

Friedrich war sehr stark in Sarkasmen und um so stärker dazu aufgelegt, als er gewohnt geworden war, mit dem blanken Stahle seines Geistes an todte Steine, die keine Funken gaben, zu schlagen. Geistreiche Antworten liebte er sehr. Der Marquis Lucchesini verdankte einer solchen Antwort sein Glück am Berliner Hofe. Der König fragte ihn, als er 1779 durch den Abbé Fontana vorgestellt wurde: „Herr, giebt es noch viele solche italienische Marquis, die in der Welt umherreisen und an jedem Hofe die Spione machen?“ „Sire, erwiederte Lucchesini, so viele, als es deutsche Fürsten giebt, die so thöricht sind solchen Elenden Orden zu ertheilen.“ Darauf ward der Marquis als Kammerherr, Lektor und Bibliothekar mit 2000 Thalern Gehalt angestellt. Der Breslauer Domherr, Abbé Bastiani, der alljährlich zum Besuch nach Potsdam kam, gab dem König einmal eine vortreffliche Replik. Friedrich stellte dem Abbé ihn verspottend, die Tiare in Aussicht und fragte ihn: „Wie wird Se. Heiligkeit mich empfangen?“ Bastiani entgegnete: „Qu'on fasse entrer l'aigle noir, je dirai Sire, aigle tout puissant! Couvre moi de tes ailes, mais épargne moi tes coups de bec!“ Von dem Moment an, wo Bastiani diese unvergleichliche Repartie gegeben hatte, erquickte

der König ihn nie wieder mit Stachelreden, sondern behandelte ihn mit der höchsten Freundlichkeit. Bastiani blieb nie eine Antwort schuldig. Als einst ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser, der auf die Tafel gesetzt worden war, trotz aller Mühe des Hofconditors nicht springen wollte und während des Essens unvermuthet sprang, fragte der König den Abbé: „Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, so würde man es für ein Mirakel erklärt haben?“ Ruhig erwiederte Bastiani: „In Ew. Maj. Gegenwart schwerlich.“

Eben so gestreng und barsch und herbe sarkastisch als Friedrich mit seinen Beamten und Hofumgebungen mündlich verfuhr, lauteten auch seine berühmten eigenhändigen Marginalresolutionen auf verschiedentlich ihm eingereichte Eingaben, die ihm nicht zu Sinne standen. Gleich im ersten Monat seiner Regierung, am 24. Juni 1740 erhielt das General-Directorium auf einen Bericht mit Anschlag auf 195 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. zur Reparatur des Weges zwischen Rheinsberg und Ruppin folgende Bescheidung: „wen die anderen anschläge der Dohmänen Cameren so ridicul wie dießer seindt, so meritiren die Kriegs Rähte weggejaget zu werden, den die Reparation ist gantz und gar nicht nöthig, ich Kenn den Wek und mus mir die Krigs Camer vohr ein großes Best halten umb mit solches ungereimtes Zeuch und das mihr beßer bekannt ist bei der Nahße Krigen Wollen. Das Directorium mus sich Schlecht von die Sache informihren, um Solchem un nöhtige

reparations anzubringen, sie werden wohl baldt 100,000 Thlr. zur reparation des Charlottenburger Wegs fordern."

Das General-Directorium sammelte diesen Bescheid und die reichlich nachkommenden in die s. g. „Nasenspinde", um sie der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Hofleute, Diplomaten, Offiziere, auch Damen erhielten auf ihre Supplike um Gehalte, Urlaub u. s. w. sehr derbe Bescheide. Es hieß öfters: „Dummes Zeug!" „Ist nicht klug!" u. s. w. Auf ein Gesuch des alten Kammerherrn der Königin, Baron von Müller, im Jahre 1764, das Aachener Bad gebrauchen zu dürfen, schrieb der König: „was er da Machen wil, er wirdt, was er noch übrig hat dort verspilen und wie ein bettler zurück Kommen." Müller war ein Mann, der 25,000 Thaler Renten hatte, aber allerdings alles verspielte. Er kam nochmals ein. Darauf erfolgte der Marginalbescheid: „er Kan zum Teufel gehen." Der Generalmajor von Rothkirch bat um eine Präbende für eine seiner Töchter 1779. Friedrich erwiederte: „es seynd dreißig bis vierzig anwartschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens Machen, die kann ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin." Ein verabschiedeter Major bat um eine erledigte Kriegsrathsstelle 1765; Friedrich resolvirte: „das währe den Bok zum gertner gemacht." Stellenjäger wurden sehr beschämend abgefertigt. So hieß es an einen Sieur de Keith 1747: Je viens d'apprendre par votre lettre que vous ambitionnez le

poste dans la chasse, que feu le Comte Schwerin a eu. J'en suis effectivement surpris, sachant que vous n'êtes aucunement au fait de ce métier que vous n'avez jamais appris et je crois que vous seriez en peine de dire dans quelle saison on doit couper un arbre.“ Eben so verbat sich der König unnütze Schreibereien seiner Diplomaten. Auf des in Frankfurt beim oberrheinischen Kreise accreditirten Gesandten Geheimen Rath von Brandt Anzeige 1765, daß der hessische Geheime Rath von Moser eine Audienz beim Kurfürsten von Mainz gehabt habe, expectorirte sich Friedrich in folgender Randbemerkung: „er Schreibet den Teufel ein ohr ab er Sol nicht Schreiben als wan es der mühe Wehrt ist.“ Darauf übersandte derselbe Geheime Rath von Brandt eine Liquidation von Porto-Auslagen an 113 Thaler und bat um allergnädigste Anweisung. Friedrich rescribirt ad marginem: „ich werde ihm Kein geldt zu Schreiben Schicken, den er Schreibet Sich die Finger ab; er Sol schreiben was Nöthig ist und nicht So vihl unnützes Zeuch dar er mihr mit behelliget.“ 1763 bat der Generalmajor von Kleist, das Bad gebrauchen zu dürfen; Friedrich beschied: Keine Naredein von Bäder er Sol nicht „haßeliren“. Auf das gleiche Gesuch des Cornet von Oertzen, eine Badereise nach Carlsbad zu Wiederherstellung seines Gehörs machen zu dürfen im Jahre 1765, erfolgte der Bescheid: „das Carels baht Kan nichts vohr die ohren.“ Der Graf von Lippe-Detmold bat 1764 um Berücksichtigung der Stadt Lippstadt beim Verkauf von Festungsgrundstücken.

Friedrich resolvirte: „Wague antwort Östreicher Stillus, das nichts bedeutet.“ Ein Oberauditeur zeigte 1766 bei Gelegenheit der Ernennung eines andern Oberauditeurs zum Generalauditeur an, daß er ältester Oberauditeur sei und bereits dreißig Jahre diene. Ihm diente zur Antwort: „ich habe ein Haufen alte Mauleselſ im Stal die lange den Dienſt machen aber nicht das Sie Stalmeisters werden.“ Einen sehr starken Bescheid erhielt der Gemahl einer Fräulein Haßlingen, Generalmajor Prinz Franz Adolf von Anhalt-Bernburg auf seine Beschwerde 1765, „daß seine Heirath von seinen Stiefbrüdern aus einer successiven Begierde noch immer für eine Mesaillance ausgegeben würde, weshalb der König ihm Hülfe schaffen solle. Er schrieb die Worte an den Rand: „Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ Die verw. von Hake bat 1766 um Erlaubniß, Taffet und Linnen in einer Lotterie von 2500 Loosen ausspielen zu dürfen. Darauf Friedrich: „ob sie Meinet das ich so Einfeltig bin nicht zu Merken das Sich Kaufleute hinter ihr gestochen haben umb mit Taft die Contrebande zu Machen? Sie mögte Mihr mit Solchen unbesonnenen bitten verschonen den ich würde sehr üble opinion von ihr haben.“

Je älter der König wurde, desto gestrenger wurde er. Im bairischen Erbfolgekriege hatte er sich überzeugen müssen, daß die Kriegs-Commissarien über die Gebühr stahlen. Nach den „Vertrauten Briefen“ eines Zeitgenossen schrieb Friedrich damals an den schlesischen

Minister Hoym ungefähr Folgendes: Ihr habt mir andere rechtschaffene Commissarien zu schicken, denn die Kerls stehlen just, wie die Raben. Dabei könnt ihr ihnen bedeuten, wenn sie es wie ihre Vorgänger machen wollten, so würde ich sie wie die Krammetsvögel aufhängen lassen." Im Jahr 1784, zwei Jahre vor seinem Tode war er mit dem Manövre der schlesischen Infanterie sehr unzufrieden. Generalinspector dieser Truppen war der General Bogislav Friedrich von Tauentzien, der berühmte Vertheidiger von Breslau im siebenjährigen Kriege, der als Loudon, der mit 50,000 Mann kam, ihn aufgefordert hatte, die Stadt die er mit 3000 vertheidigte, zu übergeben, sonst werde man auch das Kind im Mutterleibe nicht schonen", geantwortet hatte: „Nun, ich bin nicht guter Hoffnung und meine Soldaten sind es auch nicht." Tauentzien, seit 1761 Ritter des schwarzen Adlerordens, schon vierundsiebzig Jahr alt, erhielt unterm 7. September 1784 folgendes Schreiben: „Mein lieber General v. Tauentzien. Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch und jetzt will ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist als jetzt und wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen mache, könnten die Regimenter nicht schlechter sein ꝛc. Beim Manövre machte Schwarz den unverzeihlichen Fehler, bei Neisse die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die

Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Cavalerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht Willens durch lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme mit den unwissenden Generals manövriret und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Kanitz macht den Feind und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsgericht halten ꝛc.

Selbst fürstliches Geblüt mußte die herbsten Worte hören. Als der Erbprinz von Braunschweig im bairischen Erbfolgekriege bei Hohenelb in Böhmen einen großen Fehler machte, ritt der König wüthend auf ihn zu und schrie ihn an: „Prinz, wissen Sie wohl, daß Sie ein dummer Teufel sind? Prinz oder nicht, Sie müssen Ordre pariren oder das — — —“ „Der Herzog, sagen die vertrauten Briefe, stand blaß, wie Kalk an der Wand.“

9. Friedrich's Aufklärungstendenzen. Die Religionsspötterei: Scene mit dem alten Ziethen. Glaube an Astrologie und Wahrsagekunst, Alchemie, glückliche und unglückliche Tage. Verhältniß zum Freimaurer-Orden. Geheime Polizei: Auftritt mit dem Hamburger Meyer.

Friedrich's Hauptsorge durch sein ganzes Leben hindurch war die Aufklärung seiner Staaten. Er schrieb darüber unterm 16. September 1770 an Voltaire: „Das ist meine Hauptbeschäftigung, daß ich in den Ländern, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre und die Sitten cultivire und die Leute so glücklich zu machen suche, als die menschliche Natur es erlaubt und die Mittel, die ich darauf wenden kann, es gestatten." Moses Mendelssohn schrieb im Septemberheft 1784 der Berliner Monatsschrift von Biester zum erstenmal über den Begriff der Aufklärung, worauf der Königsberger Philosoph im December desselben Jahres in demselben Journal mit seinem so berühmt gewordenen Aufsatz: „Was ist Aufklärung?" folgte.

„Aufklärung, sagt Kant in diesem Aufsatz, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muths liegt, sich

seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eignen Verstands zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." Funfzehn Jahre später setzte Kant in seinen Vermischten Schriften zu dieser Erkärung hinzu: „Nur ein einziger Herr in der Welt, Friedrich sagt: „Raisonnirt, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht! — In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs."

Friedrich hatte sich durch die Geschichte belehrt, daß das Haupthinderniß der Aufklärung zeither die Priesterherrschaft und die Schultheologie gewesen sei. Er hatte es mit Bestimmtheit erkannt, daß bis auf seine Zeit herab in beiden herrschenden Kirchen, sowohl in der katholischen, als in der protestantischen, die stolze Hierarchie und die blinde Orthodoxie das Licht verdunkelt, die Liebe in Haß und Verfolgungssucht verkehret, die Geister in Fesseln geschlagen, die freie Entwicklung der Erforschung der Wahrheit gehindert hatten. Er schämte sich, unter seinem Volke, namentlich unter den Bauern, noch so viel Barbarei und Rohheit, so viel Verdummung und thörichte Beschränktheit antreffen zu müssen. Der Zelotismus, der geistliche Hochmuth und die Scheinheiligkeit der graduirten Priester, ihre langen geistlosen Predigten, ihre salbadernden Katechismusübungen, waren ihm ein Greuel, er nannte sie in seiner derben Sprache „pietistische Kerle, evangelische Jesuiten, intriguante Pfaffen, Schekers, Mucker", er verfolgte sie in seinen Schriften und selbst in Cabinetsbescheiden mit seinem

herbsten Witze und Spotte. Er machte es sich zum Gesetz, ihnen die angemaßte Herrschaft über das Volk abzudringen und sie auf ihren ursprünglichen und wahren Standpunkt als Lehrer des Volks zurückzustellen. Ebenso arbeitete er dem todten und öden Wort- und Formel-Christenthum, der orthodoxen Schul-Theologie, die ihm seine eigene Jugend so verleidet hatte, entgegen; um die breite schwülstige Pedanterie, den steifleinenen Schlendrian dieser Schul-Theologie auszutreiben, ließ er die freie Forschung zu und führte eine vernünftige Preßfreiheit in seinen Staaten ein. Die Toleranz und die Gewissensfreiheit, welche die beiden protestantischen Staaten Holland und England so groß und blühend gemacht hatten, machte er auch in seinem Staate zum festen Principe, er erkannte die Stellung Preußens in voller Klarheit, daß es der Hort des Protestantismus in Deutschland sein müsse. Von der Zeit an, wo er den siebenjährigen Krieg als einen Krieg zur Vertheidigung der protestantischen Religion darstellte, hatte Friedrich jederzeit diese große und mächtige Rücksicht im Auge. Er sicherte in Cassel, er sicherte in Stuttgart die Fortdauer der protestantischen Religion. Sein Heiliger war der „St. Humanus“.

Das ist die Lichtseite des Friedrich'schen Aufklärungssystems — auf die Schattenseite wird später zurückzukommen sein. Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, so ließ er unterm 22. Juni 1740 in einer Marginalverordnung folgende Weisung an den Minister des geistlichen Departements ergehen: „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal

nuhr das Auge darauf haben, das keiner den andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden.“ Zehn Jahre darauf erließ er unterm 4. October 1750 eine Instruction für das lutherische Oberconsistorium, worin § 6. anbefohlen wird, dahin zu sehen: „daß das Wort Gottes von den Geistlichen rein und lauter gepredigt werde.“ Neunundzwanzig Jahre später endlich, gegen Ende seiner Regierung erließ er unterm 5. September 1779 an den geistlichen Minister von Zedlitz die berühmte Cabinetsordre, worin stand: „daß die Schuhlmeister aufm Lande die religion und die moral den jungen Leuten lernen ist recht gut und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste und weit besser wie die katholische; darum müssen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur religion behalten.“

Den Unterschied in der Richtung und dem Geiste der drei christlichen Hauptconfessionen drückte Friedrich einmal sehr geistreich gegen den Cardinalbischof von Breslau Grafen Zinzendorf (Sohn des bekannten östreichischen Premiers) bei einem Hochamte daselbst in den Worten aus: „Die Calvinisten behandeln Gott als ihren Diener, die Lutheraner als ihres Gleichen, die Katholiken aber als ihren Gott.“

Friedrich's Maxime der Religion als König gegenüber war die, die er im sechsundzwanzigsten Capitel seines Antimacchiavelli aussprach: „die weltliche

Regierung mit Kraft empor halten, jedermann Gewissensfreiheit gewähren, stets König sein und nie den Priester machen.“ Friedrich glaubte, daß alle Menschen von Gottes Gnaden seien, was sie seien, deßhalb legte er auf die Worte: „Von Gottes Gnaden“ in seinem Königs-Titel keinen Werth. Auf den Münzen wurden kurz nach Anfang der Regierung Friedrich's die Worte D. G. Dei gratia, nicht gebraucht, daher die wenigen Thaler und Friedrichsd'or, die diesen Beisatz haben, von Münzsammlern theuer bezahlt werden. Die Münzen des großen Königs hatten die Umschrift: „Fridericus Borussorum Rex.“ Seine Patente und Edicte aber enthielten stets die Worte „Von Gottes Gnaden.“ Und eben so brauchte er die königliche Formel am Schlusse der Briefe: „Sur ce Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.“ Die alte pedantische Aufschrift in den Eingaben an ihn: „Allerdurchlauchtigster König, Allergnädigster König und Herr“ verbat er sich aber. Er nannte sich in seinen Briefen nicht „Wir“, sondern „Ich.“ Auch den Titel „Majestät“ verbat er sich in den Kirchengebeten. Dagegen erklärte er sich in dem „Versuche über die Regierungsformen und über die Pflichten der Fürsten“ vom Jahre 1777, den er 1781 drucken ließ, für „den ersten Diener des Staats und wer um des Genusses willen sein edles Amt versäume, das Wohl des Volks zu fördern, für unnütz auf dem Throne und eines Verbrechens schuldig.“ Er nannte sich in einem Briefe an de Launay vom 16. März 1766: „l'Advocat

des pauvres.“ Sein Neffe, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, machte ihm einst, als er mit ihm zur Revue nach Preußen reiste, die Bemerkung, daß die Religion doch eine starke Stütze der Auctorität der Fürsten sei. Friedrich erwiederte: „Mir genügen Ordnung und Gesetze. Blinder Gehorsam ist nur für Tyrannen, wahre Fürsten brauchen nur einen vernünftigen und motivirten Gehorsam.“ Durch eine ausdrückliche Cabinetsordre vom 30. August 1783 verbot er das Niederfallen gemeiner Leute auf die Erde, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben oder auch bei anderer Gelegenheit, „denn das können sie wohl vor Gott thun, und wenn sie was abzugeben haben, so können sie das so thun, ohne dabei niederzufallen“ — die Cabinetsordre ging aus Breslau ans Oberconsistorium daselbst — der König war eben auf der Jahresreise in dem sonst östreichischen Schlesien.

Die Hauptstelle, worin Friedrich seine tiefe Hochachtung gegen den sittlichen Kern des Christenthums und damit seine innerste Herzensmeinung ausgesprochen hat, findet sich in dem Examen critique du systeme de la nature des Baron von Holbach, welche Schrift der König mit einem Briefe vom 18. October 1770 seinem Freunde d'Alembert übersandte. Er sagt da: „Wie kann der Baron von Holbach mit Wahrheit sagen, die christliche Religion sei die Ursache von den Uebeln des Menschengeschlechts? Er hätte, um sich richtiger auszudrücken, sagen sollen, Stolz und Eigennutz der Menschen gebrauchen diese Religion zum

Vorwande, die Welt zu beunruhigen und ihre eigenen Leidenschaften zu befriedigen. — Wäre auch im ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch, so muß man doch gestehen, daß auch diese wenigen Worte die Quintessenz der ganzen christlichen Moral in sich begreifen. Hat nicht Christus in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Liebe und Humanität gepredigt? Man sollte auch auf das Gesetz und nicht auf den Mißbrauch desselben zurückgehen und nicht die Vorschrift mit der Ausübung verwechseln, noch die wahre christliche Moral mit der, die die Pfaffen herabgewürdigt haben. — Läßt man das Dogma des Fatalismus zu, so giebt es weiter keine Moral, keine Tugend und das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft bricht zusammen."

Friedrich der Große hatte eine äußerst schlechte Meinung von den Theologen. Viel Grund zu dieser Ansicht hatte ihm der pietistische Professor Joachim Lange zu Halle gegeben. Als dieser 1738 in Berlin war, um Friedrich's Vater abzuhalten, Wolf wieder zurückzurufen und beim König speiste, mußte er zwischen dem König und dem Kronprinzen sitzen: er mißfiel demselben aufs Höchste wegen seines ungeschlachten Betragens an der Tafel. Als Friedrich König geworden war, mußten die Hallischen Theologen des Königs Abneigung entgelten. Unterm 31. Januar 1745 bat die Universität in Halle um Abschaffung der Comödianten daselbst: sie stellten vor, die Studenten hätten sich im

Theater geprügelt. Der König ertheilte die Marginal=resolution: „Das ist das geistliche Mukerpack schuldt dran. sie Sollen Spillen und Hr. Francke (August Gotthilf, der Sohn des berühmten Hermann August) oder wie der Schurke heisset, Sol darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstelung eine öfentliche Reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dar=gewesen ist.“ Am 19. Februar berichtet das General=directorium, daß des Königs Befehl expedirt sei. Der König schrieb wieder an den Rand: „ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Halischen Pfafen müssen kurz ge=halten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und Mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Auctorität einräumen.“

Die Priesterherrschaft hob Friedrich unterm 31. Mai 1746 auf, indem er durch eine Cabinetsordre aus Pyr=mont, der das Edict vom 20. Juni 1746 folgte, die öffent=liche Kirchenbuße abschaffte, als die mehr zum Aergerniß und zur Erbitterung, wie zur Besserung diene. Unterm 27. März 1747 erging das Verbot an die Geistlichen, eigenmächtig Jemand vom Abendmahl auszuschließen. Unterm 18. Mai 1781 sagt der König in einer Cabinetsordre: „Die Herren Priester oder Katheder=redner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht als die übers Volk herrschen.“ Friedrich entzog den Geistlichen auch die Aufsicht über die Schulen.

Als Prof. Sulzer 1773 einkam, dem Amte eines Visitators beim Schulrath des Joachimsthalischen Gymnasiums enthoben zu werden und man den Hofprediger Noltenius vorschlug, schrieb er an den Rand: „keinen Pfafen, das komt nichts mit heraus, Merian wirdt Sich dazu Schicken.“ 1771 ward der Abt Hähn zu Klosterbergen bei Magdeburg entfernt auf eine Marginalresolution des Königs zu einem Bericht des Ministers von Münchhausen vom 11. Juni 1770: „Der Abt Tanget nichts Man Mus Einen andern in die Stelle haben Kein Mensch wil jetzo Seine Kinder dahin Schicken weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.“ Director Fromman aus Coburg erhielt die Stelle, man nannte ihn, um mit dem Namen nicht anzustoßen, statt Fromman: Frohman. Der König genehmigte die Wahl mit den Worten: „guht, wo er nuhr kein Muker ist.“

Friedrich duldete alle religiöse Sekten in seinen Staaten. Er schrieb an Voltaire 13. Septbr. 1766: „Ich selbst, nun mein Glaube ist lau, dulde die ganze Welt, vorausgesetzt, daß man auch mich duldet. Ich bekümmere mich nicht darum, was andre für Ueberzeugungen haben.“ In diesem Geiste tolerirte und schützte er die Katholiken in Schlesien, erlaubte ihnen den Bau der Hedwigkirche in Berlin, die 1773 eingeweiht wurde, nahm die Brüdergemeinden unterm 25. December 1742 in Schlesien auf und stellte sie mit ihren Bischöfen ohne Dazwischenkunft eines Consistoriums unmittelbar unter seinen Schutz. Eben so nahm er die Hussiten, die Schwenkfelder, die böhmischen

Brüder und die Mennoniten in allen seinen Staaten auf. Bei der Wahl der Prediger war es Hauptmaxime des Königs, den Gemeinden vollkommene Freiheit zu lassen, er untersagte dem geistlichen Departement und dem Oberconsistorium, sie darin zu behindern. Eine Rand-Resolution vom 20. November 1772 befahl an: „Guhte mores ist das erste vohr ein Dorf prister und wan er die Bauern gefält, so mus man Sie nicht chicaniren.“ Eben so lautete ein Cabinetsbefehl vom 17. Juli 1784: „S. K. Maj. wollten den Gemeinden gar nicht verwehren, wenn sie den einen Prediger lieber haben wollen, wie den andern, daß sie sich den wählen, zu den sie das meiste Vertrauen haben, denn er prediget vor sie. Nur muß das ein ordentlicher Mensch sein, gegen dessen Leben und Wandel nichts zu sagen ist.“ Einen der stärksten Beweise, daß der König die seltene Kunst besaß, Menschen zu gewinnen, legte er in Schlesien ab, wo nicht nur die protestantischen, sondern auch die katholischen Einwohner ihm treu blieben, der Abt zu Camenz rettete ihn vor der Schlacht von Hohenfriedberg 1745 sogar aus der Gefahr, gefangen zu werden. Friedrich hatte eine Einladung von dem Abt angenommen, zum Jahrestag der Schlacht von Czaslau 17. Mai einem Hochamte beizuwohnen; nach dem Hochamt ward der König in einer Gartenlaube köstlich bewirthet. Es gefiel ihm, er kam wieder zum Besuche. Die Oestreicher erfuhren es und sandten dem Abt eine Aufforderung zu, den König einmal bis zum Abend aufzuhalten, um ihn dann zu überfallen. Sobald der Abt das Schreiben

erhalten hatte, theilte er es dem Könige mit, der sogleich fliehen wollte. Allein die Panduren waren schon da; der Abt rettete den König, indem er ihn in eine Mönchskutte steckte und Messe lesen ließ. Als die Panduren ins Kloster drangen, fanden sie die Klerisei beschäftigt, die Stätte mit dem Weihwedel zu reinigen, die der Ketzer entheiligt. Friedrich schrieb 5. Januar 1746 auf den Neujahrswunsch des Abts: „ich halte mein Gelübte und Schicke ihm portzelen, Champagner Wein und Stoff zum pontificiren.“ Der König war so artig, den Jesuiten zu Glatz ein Kleid vom reichsten Stoff für ihre Madonna zu schicken, nachdem das Gelübde der Gräfin Grünne, Gemahlin eines Stabsoffiziers der östreichischen Besatzung vergeblich gewesen war, ein schönes Kleid der H. Jungfrau bei den Jesuiten zu schenken, wenn die Belagerung aufgehoben werde. Die Jesuiten waren entzückt, kamen in Prozession, sich bei dem König zu bedanken und zeigten allen Fremden das herrliche Kleid als ein herrliches Denkmal der gottseligen Gesinnungen des Monarchen. Als die Jesuiten von allen europäischen Ländern ausgeschlossen, als sie sogar vom Papst aufgehoben wurden, duldete sie Friedrich wie das Parlament von England und Catharine von Rußland in Schlesien und Cleve fort. Er überließ sogar den Jesuiten ihre Erziehungshäuser noch ferner, freilich nur aus dem Grunde, weil man gefunden hatte, daß die Güter dieser Häuser, wenn sie aufgehoben würden, zu dem Unterrichtszwecke nicht zureichen würden. Es schwebten die Reichthümer der Jesuiten vor Augen.

Da diese unsichtbar blieben, wurden ihre Schulen 1781 aufgehoben. 1776 schon hatten sie den Ordenshabit ausziehen müssen. Nur für die Juden war Friedrich, wie er sich einmal ausdrückte, „nicht sehr portirt“, er wollte sie nicht vermehrt haben, nur wer 10,000 Thlr. Vermögen besaß, hatte Hoffnung, den Autenthalt in Preußen verstattet zu erhalten. Die Juden wurden auf Handel und Fabriken beschränkt. Jeder Jude, der sich verheirathete, mußte nach Friedrich's eigenthümlicher Vorschrift für 300 Thaler Porzellan aus der königlichen Manufactur kaufen, er verließ sich darauf, daß die Juden es verkaufen und so die Manufactur im Ausland bekannt machen würden.

Friedrich hatte in seiner Armee viele altkirchliche Generale, wie die bekannten Ziethen, Schwerin, Fouqué und Schmettau, Christoph Ludwig von Stille, Cuirassiergeneral, Wilhelm Sebastian von Belling, Husarengeneral, Friedrich Christoph von Saldern, Commandant von Magdeburg, und Moller; viele von seinen nächsten Umgangsgenossen und Freunden waren eifrige Katholiken, wie der Marquis d'Argens, der Graf Rothenburg, der Hauptbeförderer des Baues der katholischen Kirche in Berlin, der Graf Algarotti und der Abbé Bastiani, Domherr in Breslau. Das Heer war, so lange es zumeist aus Landeskindern bestand, in den ersten schlesischen Kriegen und im Anfang des siebenjährigen durchaus kirchlich gestimmt; es machte einen feierlich erhabenen Eindruck, als nach dem Siege bei Leuthen 1757 ein Soldat, als das Heer auf dem mit

Verwundeten und Leichen bedeckten Schlachtfelde die Nacht über stehen blieb, laut und langsam das Lied: „Nun danket alle Gott“ zu singen anfing. Die Spielleute mit den Instrumenten fielen ein und in einer Minute sang das ganze Heer das herrliche Lob- und Danklied mit. Der König selbst mußte es bitter beklagen, daß später, als er gezwungen war, aus aller Orten aufgegriffenen Leuten sein Heer wieder vollzählig zu machen, dieser alte fromme Geist nicht mehr anzutreffen war. Bei den Feldlazarethen mußte überall ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher vorhanden sein, um die Kranken zu besuchen und die Sterbenden mit dem letzten Troste der Kirche zu erquicken. Die Siegesfeste wurden jederzeit feierlich begangen, die Infanterie schloß einen Kreis, schoß Victoria und sang: „Eine feste Burg ist unser Gott“, der Feldprediger hielt eine Rede und das Te Deum ward mit Trompeten und Pauken abgesungen.

Als ein Hauptmittel, die Toleranz und die Bildung überhaupt zu fördern, gebrauchte Friedrich die Rede- und Preßfreiheit in seinen Staaten. Selbst im Politischen bestand eine bedeutende Redefreiheit. „Nichts befremdete mich, schreibt der englische Tourist Moore 1775, Anfangs, als ich nach Berlin kam, so sehr, als die Freimüthigkeit, womit viele Leute von den Maßregeln der Regierung und dem Betragen des Königs sprechen. Ich habe politische Sachen und andere, die ich für für noch kitzlicher gehalten hätte, hier eben so frei und ungescheut, als in einem Londoner Kaffeehause behandeln hören.“ In publicis, im Politischen durfte

aber nach einer Verordnung vom 21. März 1741 nichts ohne Erlaubniß des auswärtigen Ministeriums gedruckt werden. Doch fiel auch hier dem Engländer auf, wie in den Buchläden zu Berlin die neulich herausgekommene Schrift über die Theilung Polens, „worin der König gar nicht geschont wird, ohne Schwierigkeit zu haben war, eben so andere Schriften, worin einige der vornehmsten Personen mit aller Bitterkeit der Satyre angegriffen werden.“ Friedrich, meint Moore, stützte sich auf seine Bajonette, „er behält, sagt er, die Macht, über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen nach Gutdünken zu verfügen und verstattet ihnen dafür die volle Freiheit, sich über sein Betragen mit Glossen und Späßen die Zeit zu vertreiben.“ Friedrich selbst schrieb über die Satyre „Le partage de Pologne en sept dialogues en forme de Drame“ an Voltaire 1. März 1775: „Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen“ und am 26. März 1775: „Mazarin sagte: „Mögen die Franzosen singen, wenn sie mich nur schalten und walten lassen.“ Im Reinwissenschaftlichen gab Friedrich die Presse so frei, daß Alles, was nicht „gottlose und ärgerliche Bücher“ waren, wie es im Befehl vom 3. April 1743 heißt, gedruckt werden durfte. Den 11. Mai 1749 erschien das allgemeine Censur-Edict Friedrich's, das bis zu seinem Tode in Kraft blieb. Es hieß darin § 10.: „Bei dieser vorgeschriebenen Censur ist Unsre Allergnädigste Absicht jedoch keines-

wegs dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich Demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als **bürgerlicher Ordnung** entgegen ist.“

Von Friedrich an datirt nun die Entwicklung der s. g. liberalen Ideen durch die Presse, eine ähnliche Entwicklung, wie sie in England durch die Deisten, in Frankreich durch den Philantropismus stattgefunden hatte. Die Wissenschaften erhielten dadurch einen mächtigen Schwung. Die Freiheit laut zu denken wurde ein Haupthebel der Bildung; Friedrich gebrauchte sie sehr geschickt, um sich dadurch in der öffentlichen Meinung gegen minder aufgeklärte Cabinette, namentlich das östreichische, einen mächtigen Verbündeten zu erwerben. An die Spitze der Aufklärungsbewegung trat der Buchhändler **Nicolai** in Berlin, der sehr gut beim König stand und den er wiederholt zu sich kommen ließ: am 5. Januar 1785 unterhielt er sich einmal mit ihm anderthalb Stunden. Nicolai war Buchhändler und Buchschreiber: er gab mehrere Romane, eine historische Beschreibung von Berlin und Potsdam und ein Reisewerk über Deutschland heraus. Sein Haus gehörte zu den ersten, einigermaßen offnen Bürgerhäusern — nebst dem des Criminalisten **Klein** und dem des Generalchirurgus **Görcke**. Nicolai stiftete schon seit 1759 mit **Lessing** und **Moses Mendelssohn** die **Literaturbriefe**, das erste freisinnige, geistvolle und gründliche kritische Blatt in Deutschland, 1765 löste sie die berühmte **Allgemeine deutsche**

Bibliothek ab, die sich bis auf die Wöllner'sche Periode erhielt und in ihren 225 Bänden unermeßlichen Einfluß auf die deutsche Bildung verschaffte, indem die ersten Gelehrten von ganz Deutschland als Mitarbeiter gewonnen wurden. Berlin wurde nun der Sitz einer eignen Literatur. Als Philosophen glänzten vor Allen der berühmte Jude Moses Mendelssohn, geboren 1729 zu Dessau, erst Commis in einer Seidenhandlung in Berlin, dann Disponent derselben, gestorben 1786, kurz vor dem König und Ziethen, 4. Januar in seinem Hause, Spandauerstraße n. 68, welches das erste Haus in Berlin war, das allen Gelehrten und namentlich den gelehrten Fremden offen stand. Demnächst Engel, der Autor des Fürstenspiegels, Gouverneur Friedrich Wilhelm's III., der Aesthetiker und Kritiker Sulzer und der Philosoph Merian, Schwiegersohn Jordan's, beide Schweizer und dem König sehr werth, die Prediger Teller und Spalding, der Dichter Ramler. Als Schulmänner zeichneten sich aus: Büsching, der Schöpfer der neueren Geographie, Moritz, ein Liebling Goethe's, und Meierotto; an der Bibliothek standen der Antikenkenner Stosch und der Psycholog Biester, früher Privatsecretair des Ministers von Zedlitz, Herausgeber der Berliner Monatsschrift. Die Ernennung Winkelmann's in Rom, der zum Bibliothekar von Quintus Icilius 1765 empfohlen wurde, scheiterte, weil der König ihm nur 1000 Thlr. statt 2000, um die Winkelmann gebeten, geben wollte, und die Heyne's in Göttingen, den 1770 Münchhausen vorschlug,

weil Heyne des Französischen nicht mächtig war: der König schrieb an den Rand des Berichts: „ich will keinen Pedanten haben.“ In Breslau lebte Garve, der Uebersetzer der Pflichten des Cicero, mit dem der König oft verkehrte, wenn er in Schlesien war. Der größte Gelehrte aber unter Friedrich war der berühmte Philosoph Kant in Königsberg, der 1781, fünf Jahre vor Friedrich's Tode, mit seiner Kritik der reinen Vernunft der Socrates der neueren Philosophie ward.

Bis jetzt ist die Lichtseite der Friedrich'schen Aufklärungsperiode dargestellt worden — es darf aber nun auch ihre Schattenseite nicht verschwiegen werden. Das Aufklärungssystem Friedrich's war von wesentlichen und schweren Mißständen begleitet. Es war eine Opposition des Verstandes gegen die Einfalt, des hellen, aber auch übermüthigen und sogar frechen Verstandes gegen die rohe, aber fromme Einfalt. Der Geist wurde emancipirt, aber den Sitten kam diese Emancipation vorerst nicht sehr zu Gute. Eingestandnermaßen setzte sich in der preußischen Hauptstadt ein Ton der Frivolität und Liederlichkeit fest, der sehr traurige Consequenzen hatte und in letzter Folge das Unglück von 1806 nach sich zog. Dies Urtheil gab der sybaritische Gentz kurz vor diesem Unglück in einem Briefe an Joh. v. Müller am 21. April 1806: „Eigentlich nenne ich Friedrich II. le plus grand et le plus immoral des hommes de son temps und klage ihn als den Urheber alles Unglücks an vor Welt und Nachwelt.“ Und Müller schrieb ihm zurück: „Ihr Urtheil

über Friedrich's Immoralität nehme ich keinen Augenblick Anstand auch zu unterschreiben. In dem Gefühl seiner Größe hielt er die Moral des Staatsrechts für einen Behelf, den er nicht brauche und sein Spott auch darüber hat unendlich geschadet."

Unterm 25. August 1769 schrieb Lessing aus Hamburg an Nicolai: „In dem französirten Berlin reducirt sich die Freiheit, zu denken und zu schreiben auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land in Europa ist. Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit, zu denken und zu schreiben ja nichts!" Aehnliche starke Aeußerungen über Berlin finden sich mehrfach in Lessing's Briefwechsel. Unterm 1. Februar 1767 schreibt er vor seinem Abgang nach Hamburg: „Was hätte ich auf der verzweifelten Galeere (in Berlin) zu suchen?" Und 6. November 1768 aus Hamburg an Ramler: „Sie sind krank

gewesen? Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen.“ Lessing hatte sich in seinen jüngeren Jahren lange in Berlin und Potsdam aufgehalten, namentlich in der Zeit von 1748—1755 und wieder von 1758—1760. 1760 war er als Secretair des General Tauentzien, des Gouverneurs von Breslau, nach Breslau gegangen und hatte hier sechs Jahre gelebt; von da ging er wieder fast auf ein Jahr, bis zum Februar 1767, nach Berlin, von da nach Hamburg und zuletzt 1770 an die Bibliothek nach Wolfenbüttel.

1770 erschien dem Grafen Alfieri der preußische Staat „wie eine ununterbrochene Wachtstube und die vielen Tausende bezahlter Satelliten, die einzige Basis der willkürlichen Gewalt,“ verdoppelten seinen Haß gegen das abscheuliche Soldatenhandwerk. Er vermißte Thätigkeit, Industrie und Handelsverkehr, Dinge, aus denen ein gewisses, allgemeines Wohlsein entspringt, das den Ankömmling beim ersten Anblick einnimmt; er dankte dem Himmel, daß er ihn nicht habe als Friedrich's Sclaven geboren werden lassen und verließ Berlin, die große preußische Caserne, mit dem ihr gebührenden Abscheu.

„Hinsichtlich der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens“, schreibt der englische Gesandte Lord Malmesbury 1772, „kann es keinen schlechtern Ort geben, als Berlin. Berlin ist eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis nec femina casta giebt. Eine totale Sittenverderbniß

beherrscht beide Geschlechter aller Classen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendigerweise theils durch die von dem jetzigen König ausgehenden Bedrückungen, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham, als aus Mangel an etwas Anderm so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen ganz unbekannte Gegenstände. Alles was ich zu Gunsten der Berliner sagen kann, ist, daß das Beispiel einer irreligiösen Vernachlässigung aller moralischen und geselligen Pflichten, womit ihr König ihnen vorangeht, in Verbindung mit dem Glück bei allen seinen Unternehmungen und der Achtung, die ihm ganz Europa zollt, ihr bessres Urtheil abgestumpft und ihnen das Laster in einem zu günstigen Licht gezeigt hat." Johann Georg Forster, der zu Anfang des Jahres 1779 fünf Wochen lang in Berlin war, urtheilte in gleicher Weise: „Ich habe, schreibt er an Jacobi, mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens, ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte sagen Gefräßigkeit — freie aufgeklärte Denkungsart — in

freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen sollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig, wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen, wie andere; und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen und mit offnen Ohren nicht hören? — Spalding hat mir noch am Besten gefallen. Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen. Engel, ein launiges, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochonder. Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigner Person. Sulzer — noch vor seinem Tode sprach ich ihn — heiter und theilnehmend noch bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen. — Die Frauen allgemein verderbt. — Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alle, bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch angebetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig und wunderlich an ihm ist,

schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß."

Einsichtig war Friedrich genug, den schlechten Geist, der in Berlin und Potsdam herrschte, zu sehen. Es ist bekannt, daß er in seinen späteren Jahren oft gesagt hat: „Die Berliner taugen nichts." Als 1765 ein Maurergesell um das freie Meisterrecht in Berlin bat, resolvirte er: „wohr er nicht faul wie die berliner Seindt ist." Und als die Potsdamer 1764 um Unterstützung bei Bezahlung von öſtreichischer Contribution baten: „ich werde das liderliche Gesindel nicht einen groschen geben Sie Mögen Sehen wie Sie die Schulden betzahlen Könen."

Schlecht, falsch, unbillig und wunderlich war allerdings Manches an dem so großen König. Friedrich konnte es namentlich nicht über sich gewinnen, der beißenden, sarkastischen französischen Spott-Philosophie Voltaire's nicht den Zügel schießen zu lassen. Er begnügte sich nicht bloß, über seinen eignen schwachen Glauben sich zu beklagen, er verspottete auch den starken Glauben bei Andern. Seinen Witz über die seinem Verstande nicht einleuchtenden Mysterien der Religion vermochte er nicht zu unterdrücken, so herbe auch das Gefühl bei wirklich frommen und einfältigen Leuten dadurch verletzt werden mußte. Eben so wenig konnte er seiner Herr werden, Bibelstellen auf eine zwar sehr geistreiche aber doch sehr leichtfertige und deshalb nicht immer seiner würdige und edle Weise anzuwenden. Seine Marginalresolutionen in geistlichen Angelegenheiten sind classisch. Schon unterm 2. Sept.

1740, ein Vierteljahr nach seiner Thronbesteigung kam eine. Die Prediger hatten dringend ersucht, ihnen ihr Deputatgetreide wieder in natura verabfolgen zu lassen, Friedrich's Vater hatte es für den Scheffel Roggen und Gerste auf zwölf Groschen, für Hafer auf acht Groschen gesetzt. Friedrich resolvirte: „Nein es Mus bei des Seligen Königs vervaßungen bleiben, wenn auch 100 pristers heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber Prister leben von das Himlische Manna was von da oben Kömt nnd ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodtKorn gekrigt und ist im Neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden."

Als der Hofprediger Cochius zu Potsdam 1771 um eine Stelle beim Dom zu Berlin bat, resolvirte er: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dießer Welt So müsen die prediger auch denken, denn predigen Sie Nach Ihren Thodt im Duhm von Neuen Jerusallem." Eben so resolvirte er auf ein Gesuch des Predigers Pels zu Bernau um jährliche 150 Thlr. Pension, da er von 186 Thaler Tractement nicht leben könne 1765: „Die aposteln Seindt nicht gewinn Süchtig gewessen Sie haben umb Sonst gepredigt, der Herr Pels hat keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle güther in der Welt vohr nichts ansehen muß." Auf das Gesuch eines Landraths um Schadenvergütung beim Cüstriner Bombardement im siebenjährigen Kriege vom

Jahre 1766 hieß es: „am jüngsten Tag Krigt ein jeder alles Wieder was er in dießen Leben verlohren hat. Und eben so auf das Gesuch eines Berliner Weinhändlers wegen bei der russischen Invasion weggeführtem Weine 1773: „Warum nicht auch Was er bei der sündfluht gelitten Wo seine keller auch unter wasser gestanden.“ Bei einer Kirche in Potsdam gefiel dem König die Façade nicht, er ließ sie umändern, aber so, daß der Kirche dadurch im Sommer etwas Licht benommen wurde. Der Pfarrer und die Gemeinde machten Vorstellungen dagegen, er beschied sie mit dem Bibelspruch: „Selig sind die nicht sehen und doch glauben.“ Den unerbittlichen Vertheidigern der Ewigkeit der Höllenstrafen ließ er insinuiren: „que puisqu'ils avaient si fort à coeur d'être damnés éternellement, il y donnait volontiers les mains et trouvait très bon que le diable ne s'en fit faute.“ Im siebenjährigen Kriege hatten die östreichischen Husaren vom Putkammer'schen Regiment die Preußischen vom Natzmer'schen Regiment mit dem Spottnamen: Schaafe, lächerlich gemacht, weil dieses Natzmer'sche Regiment weiße Pelze zur Uniform hatte mit hellblauen Dollmans. Die „Schaafe“ säbelten bei der ersten Affaire fast das ganze östreichische Regiment ohne Pardon zu geben, nieder. Der gefangene General Putkammer beklagte sich deshalb bei dem König. Friedrich fragte ihn, ob er die Bibel gelesen habe. Als Putkammer es bejahte, fuhr Friedrich fort: „Nun da wird er sich's erklären können, denn da steht: „Seht

Euch vor vor denen, die in Schaafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!" Als 1780 das Berliner Consistorium ein neues aufgeklärtes nnd vernüchtertes Gesangbuch einführen wollte, baten die vier Berliner Gemeinden ihr altes Gesangbuch vom Hofprediger Porst behalten zu dürfen. Der König ließ ihnen einen beifälligen Bescheid ertheilen, schrieb aber noch eigenhändig darunter: „Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder" oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr. Aber, die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden." Virgil in der Aeneide IV. 522—528 und Statius Silvarum v. 4. hatten freilich ganz eben so wie Paul Gerhard von der Ruhe der Wälder rc. gesungen, aber den König empörte die Art, wie der Liederbuchstreit geführt wurde und wie die Geistlichen dabei ihre geheimen hierarchischen Zwecke im Auge hatten. „Das Volk", schreibt er am 13. April 1781 an d'Alembert, „schreit über Ketzerei, ohne zu wissen warum, die Priester wurden eifersüchtig über einander und wollten sich schon in den Bann thun" u. s. w. Er rief bei diesem Gesangbuchsstreite aus: „Mon Dieu! Bêtes vous me les avez données et bêtes je vous les rends!" Gleiche Gefühle erweckte bei ihm der Perrückenstreit der Geistlichen und der Zopfkampf derselben. Eine besondere Vorliebe hatte Friedrich zu dem Breslauer Domcapitular, dem oben als

Liebhaber der Frau von Troussel genannten Grafen Philipp Gotthard Schaffgotsch, einem geistreichen aber ungläubigen und höchst frivolen und lüsternen Herrn. Nach dem Tode des Cardinalbischofs Sinzendorf, Sohn des östreichischen Staatskanzlers — der nicht weniger ein Weltmann gewesen war — wollte ihn Friedrich 1747 zum Bischof von Breslau befördern: das Domkapitel machte aber Einwendungen und verschrie ihn hart beim Volke. In der Schaffgotsch'schen Hauscapelle war ein hochverehrtes Crucifix, das seit Alters gar wenig Haare trug. Insgeheim ließ ihm ein vom König wohlbestallter Friseur von sechs zu sechs Wochen die Haare wachsen. Dieses Wunder schlug durch. Auch der päpstliche Stuhl, der lange sich gesträubt hatte, gab nach: der Nuntius in Warschau, Cardinal Archinto, Erzbischof von Nicäa in partibus führte Schaffgotsch in Breslau ein. Nach der Schlacht bei Collin verläugnete der Undankbare aber seinen Wohlthäter, den König, verschrie ihn als einen Tyrannen gegen die allein selig machende Kirche und trat den erhaltenen schwarzen Adlerorden mit Füßen. Selbst die östreichischen Generale kehrten ihm den Rücken. In Prag, in Wien, sogar in Rom ward er mit Verachtung behandelt. Nach dem Frieden kehrte er zurück, es ward ihm Oppeln als Aufenthaltsort und eine mäßige Summe zum Unterhalt angewiesen. Das Capitel, das früher gegen ihn gewesen, bat 1761 wegen Verbesserung seiner Revenuen. Friedrich gab die Resolution eigenhändig: „er Mus Seine Schulden betzalen. Ein Bischof mus ohnsträflich Seindt" Der Bischof Schaffgotsch starb 1795.

Friedrich ließ auch bei Andern in Wort und Schrift die beißende, sarkastische, französische Spott-Philosophie Voltaire's gewähren. Preußen, namentlich Berlin wurde das Elysium der Freigeister. Gleichzeitig ging von der Universität Halle der s. g. Neuglaube aus. Professor Semler bewirkte diese natürliche Reaction gegen die hohle unduldsame Frömmigkeit der Pietistenpartei mittelst des Princips der freien Forschung. Noch ärger und gröber und seichter trat Bahrdt, der ebenfalls in Halle lebte, auf, der geradezu die Offenbarung auf den gemeinen Menschenverstand zurückführen wollte. Es entstand eine allgemeine Bewegung in den Gemüthern. Das Beispiel von oben wirkte ungeheuer. Es ward förmlich guter Ton, nichts mehr zu glauben, sondern zu philosophiren. Tausende, die keine Zeile von Voltaire gelesen hatten, verehrten ihn gutmüthig, wie einen neuen Apostel der Wahrheit. Die Unterrichteten aber, die es wußten, daß Voltaire am 24. Juli 1763 an d'Alembert geschrieben hatte: „Fünf oder sechs Männer von Geist, wie wir, werden doch im Stande sein, das Christenthum zu stürzen, wie die zwölf Lumpen, von denen es gegründet worden ist“ — diese Unterrichteten schwiegen.

Mit der Frivolität ging die Entnervung durch Unsittlichkeit Hand in Hand. Friedrich behandelte auch diesen Punkt mit leichtem Spotte. Ein Hoffräulein hatte einen Fehltritt begangen, den die Oberhofmeisterin, Frau von Camas für eine Wassersucht hielt. Als sie ihren großen Irrthum gewahr ward, klagte sie sich

selbst beim König an und erbat sich Verhaltungsbefehle. Es war im Jahre 1760, während des siebenjährigen Krieges. Er antwortete ihr: „In Wahrheit meine liebe Mama, Sie sind eine erfahrene Frau und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie eine Wassersucht so haarscharf unterscheiden können. Ich, mit den Schwächen unsrer Gattung sehr nachsichtig, hebe nicht den ersten Stein gegen Hof- und Ehrenfräuleins auf, welche Kinder bekommen. Das ist ein sehr gewöhnliches Ereigniß, es giebt keinen Hof, kein Kloster, wo es nicht vorfällt. Die Damen pflanzen ihre Art fort, statt daß die bärbeißigen Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich gestehe Ihnen, daß ich die zu zärtlichen Temperamente mehr liebe, als die Keuschheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zanksüchtigen Frauen, die im Grunde boshaft und unheilstiftend sind. Man erziehe das Kind mit Sorgfalt, entehre nicht eine Familie und entferne ohne Aufsehen und Aergerniß das arme Mädchen vom Hofe und schone ihres Rufes so viel als möglich.“

Die leichte, galante, französische Philosophie brachte in Verbindung mit der hohen Meinung, die viele Philosophen von sich hatten, die weit nicht mit den übrigen herrlichen und tüchtigen Eigenschaften des großen Königs begabt waren, den schlechten Geist in Preußen hervor, der schon von von Bülow, dem berühmten Autor des neuen Kriegssystems vor dem Unglück von 1806 dasselbe voraussehen ließ. Er schrieb: „Die Ursache der Ignoranz liegt größtentheils im Atheismus

und in der Demoralisation, welche die Regierung Friedrich's II. zur Folge hatte. Die so laut gepriesene Aufklärung in den preußischen Staaten besteht nur in einer Abklärung von aller Kraft." Wie der König später der französischen Frivolität abgeneigt war, zeigt eine Marginalresolution vom Jahre 1777, wo ein Franzose um eine Stelle bat. Sie lautete: „ich Wil keine Frantzosen Mehr, sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen." Zu lange aber hatten sie schon in Berlin den Ton angegeben.

Eine merkwürdige Stelle über die Sittenumwandlung in Preußen enthält ein anonymes Werk, das wegen der Censur ungedruckt blieb: „Geschichte des preußischen Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft," das Börne recensirte: der Recension ward von der Censur das Imprimatur im Jahre 1820 zu Frankfurt ebenfalls verweigert. Die betreffende Stelle und die Recension finden sich am Schlusse des zweiten Bandes der nachgelassenen Schriften von Börne.

„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Unterthanen Friedrich's erfuhren, zuerst in der Hauptstadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelstande. Die biedre Einfalt wich allmälig der höfischen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde sich zu zerstreuen und zu glänzen, und die Sparsamkeit der Genußliebe. Immer mehr schätzte man kostbaren Hausrath, nette Kleidung und üppige Tafeln, und begehrte neuer Trachten, ausländischer Speisen und fremder

Weine. Die Kirchen Sonntags wurden leerer, die Lustörter voller. In der Erziehung entstand Verzärtelung, im Leben Gleichgültigkeit für Tugend und guten Ruf. Der Abstand zwischen den Geschlechtern, die den strengen Sitten getreu blieben, und denen, die dem Strome der Mode folgten, ward jährlich auffallender und die Klage über den Verlust der guten alten Zeit nicht blos von Greisen geführt.

Auch in diese Erscheinung floß als Ursache der König ein. Seine entschiedene Vorliebe für die Franzosen und die Gesellschaften, die er aus ihnen wählte, bereitete der feineren und üppigeren Lebensweise dieses Volkes überall leichteren Eingang. Sein, wenn nicht verschwenderischer doch glänzender Hofstaat, der so unmittelbar an des Vaters bürgerliche Haushaltung sich anschloß, schien für die übrigen Stände eine Aufforderung oder doch eine stille Erlaubniß, nicht zu weit hinter dem Herrscher zurückzubleiben und die Feste und Schauspiele, die er veranstaltete, wurden auf mehr denn eine Weise verführerisch. Viel schadete ferner die Besteuerung fremder Waaren, die zum Betrug lockte, die Menge und darum karge Besoldung der Staatsbedienten und die Nachsicht gegen Ehescheidung, Unkeuschheit und selbst unnatürliche Wollust. Wie endlich jeder Krieg, der feindliche Heere in's Land bringt, durch Verarmung vieler und Bereicherung einzelner das Laster herbeiführt und mehr oder minder der Sittlichkeit Bande löst, so auch der siebenjährige. In eben dem Maaße, in welchem er die kräftigen Tugenden stählte, schwächte er die sanfteren und erfüllte

das Volk zugleich mit jener zuversichtlichen Einbildung und der Verachtung anderer, die ihm später vielfach geschadet hat, weil es sich zueignete, was dem großen Manne, der es leitete, zukam.

Die wichtigste Veränderung im Gebiete der Wissenschaften, die ganz eigentlich in den preußischen Landen ihren Anfang nahm, traf jedoch das kirchliche Lehrgebäude, dessen Wahrheit und Wichtigkeit hier mit vielem Freimuth geprüft und bestritten ward, ein lobenswürdiges Unternehmen, wenn die eifernden Neuerer des Heiligen vorsichtiger geschont und mehr gesorgt hätten, den Geist der irrenden Rechtgläubigkeit kaltblütig zu beschwören, als gewaltsam zu bannen."

Eine Warnung und herbe Zurechtweisung wegen der Religionsspötterei empfing der König von seinem alten Ziethen, aber es war zu spät, sie zu benutzen. Das Uebel war eingerissen und die Reinigung konnte erst nach bittrer Strafe erfolgen.

Friedrich sah nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Ziethen, bis derselbe, nachdem er 1764 im fünfundsechzigsten Jahre noch ein Fräulein von Platen geheirathet und Söhne und Töchter erzeugt, siebenundachtzig Jahr alt, am 26. Jan. 1786, kurz vor dem König zu seinen Vätern versammelt ward. Ziethen war so beliebt, daß der König in der letzten Zeit, wenn er nach Berlin kam, fast nur immer seine Schwester Amalie unter den Linden und den alten Waffenfreund in seinem Hause, Kochstraße n. 62, besuchte; noch am Neujahrstage 1785 hatte er ihn

hier besucht und am ersten Weihnachtsfeiertage 1785 war die Scene, die Chodowiecky durch seinen Kupferstich verherrlicht hat: „Mein lieber alter Papa Ziethen, setze er sich doch.“ Ziethen mußte, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei dem Könige an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagsessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahle zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bleibe, er dürfte sich darin nicht unterbrechen und stören lassen.

Als Ziethen das nächstemal wieder in Sanssouci zur königlichen Tafel erschien und die Unterredung bald, wie gewöhnlich einen geistreichen, heitern Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? hat er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdauet?“ Ein lautes höhnendes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen aber schüttelte sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem König sich gebeugt, richtete er mit lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„E. K. Maj. wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch

heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren E. Maj. diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!"

Die Tafelgesellschaft war todtenstill geworden. Der König war sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen!"

Kein Mensch hatte den Muth, ein Wort weiter zu reden. Und da nach einer solchen ernsten Scene auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem andern Gespräch finden konnte, hob er die Tafel, wenngleich erst in der Mitte derselben auf und gab das Zeichen zur Entlassung. Ziethen aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Cabinet."

„Zu verschiednen andern unglaublichen Schwächen eines so großen Geistes, wie Friedrich, schreibt der

englische Gesandte James Harris unterm 11. März 1775, gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeihung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur mürrische Stimmung noch vermehrt. Ich habe selbst bemerkt, daß er Jemandem, der bei seinem Lever in Trauerkleidern erschien, sein Mißfallen zu erkennen gab und sichtbar sah ich ihn seine Züge verändern, als er erfuhr, daß ein gewisser Mann eines plötzlichen Todes gestorben sei. Dies deutet so klar auf einen Hang zum Aberglauben, daß, obschon ich für die Wahrheit der Geschichte mit dem sächsischen Wahrsager nicht einstehen mag, sie doch hinreichend wahrscheinlich ist, um wenigstens der Gegenstand der Curiosität zu werden.“

Bekannt ist, daß der König von dem General Tauentzien Alles genau aufschreiben ließ, was ein schlesischer Wahrsager, Lucas, der im Laufe des siebenjährigen Kriegs aufstand, vom Gang der Kriegsereignisse vorhergesagt hatte. Auch die Prophezeihungen des Bruders von Lehnin, des ältesten Brandenburger Propheten, wurden wieder hervorgesucht und fleißig gelesen und gedeutet.

Ueber diesen Glauben an Astrologie und Wahrsagerkunst — den er bekanntlich mit dem letzten größten Manne unsrer Geschichte theilte — erklärte sich der König selbst gegen seinen Freund, den Minister Julius August Friedrich Baron von der Horst,

der in den letzten sechs Jahren des Königs nebst Bastiani, Lucchesini, dem Bischof von Ermeland Grabowsky und dem Lübecker Stadtcommandanten Graf Chazot zur Gesellschaft in Potsdam gehörte. Friedrich sagte ihm: „Da ich überzeugt bin, daß man auf ganz vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entdeckt, und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse gar oft zu grundfalschen Begriffen leiten, so machte ich alle mir mögliche Untersuchungen. Alle, die sich für Astrologen ausgaben, sogar alle Dorfpropheten (dévins de village) ließ ich um Rath fragen: denn über solche Dinge erfährt man nichts, weder von Cathedern noch Kanzeln. Der Erfolg aber war, daß ich überall nichts fand, als Alteweibermährchen und Unsinn!“

Eben so erklärte sich Friedrich gegen den Minister von der Horst über Goldmacherei: „Fredersdorf glaubte fest daran und ließ sich mit Alchemisten in Potsdam ein. Bald verbreitete sich das Gerücht über die ganze Garnison und es gab keinen Fähndrich, der nicht hoffte durch Alchemie seine Schulden zu bezahlen. Windige und betrügerische Adepten schlichen von allen Ecken und unter allerlei Gestalt nach Potsdam. Aus Sachsen kam eine Frau von Pfuel mit zwei sehr schönen Töchtern; diese trieben das Handwerk kunstmäßig, und junge Leute zumal hielten sie für große Prophetinnen. Ich wollte dem Ding mit Gewalt steuern, aber es gelang mir nicht. Man erbot sich, in meiner Gegenwart alle nur erdenkliche Proben zu machen und mich durch den Augenschein zu überzeugen.

Dies hielt ich für das beste Mittel, die Thorheit aufzudecken und also ließ ich diese Alchemistinnen unter genauer Aufsicht arbeiten. Gold in die Tiegel zu werfen und anderer grober Betrug konnte nicht gelingen; aber dennoch machte Frau von Pfuel die Sache so wahrscheinlich, daß ich alle Versuche erlauben mußte und daß es mir am Ende weit über die 10,000 Thaler kostete, die ich dazu bestimmt hatte."

Der große König hatte entschiedene Sympathien und Antipathien. So ist bekannt, daß er nur die zu Kammerdienern annahm, deren Physiognomien ihm gefielen. Loudon's widerwärtige Physiognomie und rothe Haare waren allein Schuld, daß er ihn nicht in Dienst nahm. Er sah die stets mit Mißtrauen an, die seine Windspiele nicht mochten: er glaubte, diese Thiere hätten den Instinct, ihm anzuzeigen, ob Jemand, der in seine Nähe kam, es ehrlich mit ihm meine oder nicht.

Friedrich scheint auch gewisse Tage für glückliche und andere für unglückliche gehalten zu haben. Als am 4. October 1767 die Schwester des Prinzen von Preußen mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. sich vermählte, soll der König den Bräutigam gefragt haben, an welchem Tage die Hochzeit sein solle, Sonntags oder Dienstags — mit dem Zusatze: „nur nicht am Montag, denn dieser Tag ist nicht günstig, zum wenigsten habe ich an einem Montage niemals eine Bataille gewonnen." Der Statthalter wählte darauf den Sonntag. Er selbst, Friedrich, machte

sich über diese Montagsscheu beim alten Dessauer lustig in einem Briefe an Voltaire vom 29. Juni 1771 und noch mehr in einem Briefe an d'Alembert vom 13. Mai 1771 über „die Boutonomanie," das an den Knöpfen Abzählen eines Herzogs von Mecklenburg, den er gekannt habe. Im Kalender auf 1779 mußten auf königlichen Befehl zum erstenmale „die Aspecten," die Angabe der Tage, wo „gut Aderlassen, Haarabschneiden" u. s. w. vorzunehmen sei, überhaupt aller rother Druck weggelassen werden — es war die Zeit des baierischen Erbfolgekriegs, wo die protestantische Aufklärung gegen den katholischen Aberglauben mit zu Felde ziehen mußte.

Sehr fest sprach der König seine Meinung über das, was dem Menschen angeboren ist, in einem Briefe an d'Alembert vom 13. August 1777, aus: „Die Menschen haben bei ihrer Geburt einen unauslöschlichen Charakter an sich; die Erziehung kann Kenntnisse verschaffen, dem Zögling Schaam über seine Fehler einflößen — nie wird sie die Natur der Dinge ändern. Die Grundlage bleibt und jedes Individuum trägt den Urstoff seiner Handlungen in sich."

Von der Hoffnung, durch den Freimaurerorden das, was die Kirche nicht hatte erreichen können, allgemeine Glückseligkeit der Menschen durch Tugend, herzustellen, kam Friedrich frühzeitig zurück. Er war schon als Kronprinz 1738 Freimaurer geworden. Er machte damals eine Reise mit seinem Vater nach Wesel und man besuchte von da aus den Prinzen von Oranien in Loo. Bei Tafel kam das Gespräch auf den

Orden. Friedrich Wilhelm äußerte sich gegen ihn, während der mit anwesende regierende Graf Albert Wolfgang von Lippe-Bückeburg die Maurerei eifrig in Schutz nahm. Der Graf war in England dem Orden beigetreten. Nach aufgehobener Tafel gab Friedrich ihm seine Absicht zu erkennen, in eine Gesellschaft, die so wahrheitsliebende Männer zu ihren Mitgliedern zähle, aufgenommen zu werden. Es erfolgte nun die Aufnahme Friedrich's auf der Rückkehr zu Braunschweig, wo gerade Messe war, in aller Stille, ohne Vorwissen des Vaters. Der Graf von Lippe ließ aus Hamburg, wo damals die einzige Loge in Deutschland „zur Weintraube" war mit dem Ordensgeräthe, den Baron von Oberg, als Meister vom Stuhle, Baron von Bielefeld und den Herrn von Löwen und aus Hannover den Grafen von Kielmannsegge und den Baron von Alten kommen, Rabon, Kammerdiener des Grafen machte den dienenden Bruder, die Nacht vom 14. zum 15. August ward zur Einweihung Friedrich's bestimmt. Sie erfolgte im Gasthofe „zum Schloß Salzdahlum." Friedrich erschien in Begleitung des Grafen von Wartensleben, Hauptmanns im großen Potsdamschen Regimente, und bat sich ausdrücklich aus, daß alle übliche Proben, wie bei jedem Andern, mit ihm vorgenommen werden möchten. Die Ceremonie dauerte bis Morgens nach vier Uhr. Unmittelbar darauf reisten die fremden Maurer wieder ab, um nicht den Zorn des Königs Friedrich Wilhelm auf sich zu ziehen. Bei seiner Rückkehr stiftete Friedrich

eine Loge zu Rheinsberg, von der er selbst Meister vom Stuhle wurde, die Zahl der darin Aufgenommenen war aber sehr beschränkt und bestand nur aus den genauesten Vertrauten. Alle Logenversammlungen wurden, so lange Friedrich Wilhelm lebte, ganz im Verborgenen gehalten. Gleich nach seiner Thronbesteigung erklärte sich Friedrich öffentlich als Maurer und gab den Wunsch zu erkennen, in Berlin eine Loge zu stiften. Der Baron von Bielefeld und der Geheime Rath Jordan übernahmen die Sache. Schon am 11. Juni 1740 hielt der König zu Charlottenburg eine prachtvolle Loge, wobei er selbst den Meisterstuhl einnahm und an welcher außerdem noch Baron Kayserling, Knobelsdorf, Fredersdorf, die Grafen Wartensleben und Truchseß, der Capitain und Page von Möllendorf und Herr von Quais Theil nahmen. Im Juli wurden Prinz Wilhelm, Friedrich's Bruder, der Markgraf Carl und der Herzog von Holstein-Beck aufgenommen. Am 13. September 1740 kam die neue Berliner Loge Aux trois globes in der Brüderstraße zu Stande, im Hôtel de Mongobert, der nachherigen Stadt Paris, in der Brüderstraße n. 39, einem der ersten Gasthöfe von Berlin; sie ward dann nach dem großen Beer'schen Hause in der Leipziger Straße verlegt, dem Hause, wo Meyerbeer geboren wurde. Bei der Stiftung war der König zwar nicht zugegen, erklärte sich aber zum Großmeister. Er ist nie im Hôtel de Mongobert erschienen. In einer Hof-Loge, die er in seinen Zimmern im Berliner Schlosse hielt, nahm er seinen Schwager, den Mark-

grafen von Baireuth, selbst in den Orden auf, noch im Herbst 1740. Seit Ausbruch des schlesischen Krieges hörte er auf, den Hammer zu führen, doch mußte die Loge zu den drei Weltkugeln in allen zweifelhaften Fällen bei ihm anfragen und seine Entscheidung abwarten. Am 24. Juni 1744 erklärte sie sich zur Mutterloge und nahm den Titel: Große Königliche Mutterloge an, sie stiftete 1754 und 1755 die beiden Berliner Töchterlogen Concorde und Royale York de l'Amitié: diese letztere ward als französische Loge gestiftet, arbeitete in französischer Sprache und erhielt den Namen, weil der Herzog von York ihr Mitglied war. Erst später, als der König sich nicht mehr mit dem Großmeisterthume befaßte, nahm die Mutterloge aux trois globes in Folge eines Vertrags mit der großen Loge in London den Namen: Große Nationalmutterloge der preußischen Staaten an, die unterm 16. Juli 1774 von Friedrich bestätigt wurde. Der König legte den Hammer nieder, als im Jahre 1748 sich der General von Wallrave, ebenfalls ein Maurer, der Betrügerei und Landesverrätherei schuldig gemacht hatte: er kam auf die Festung Magdeburg, wo er 1773 starb. Kurz vor dem siebenjährigen Kriege trat Friedrich ganz aus, verbot auch seinen Staatsministern, die dem Orden angehörten, die Logen ferner zu besuchen. Der Austritt des Königs erfolgte gerade zu einer Zeit, als die Logen und Geheimnisse der Freimaurer zu Gaukeleien und Betrügereien gemißbraucht zu werden anfingen. Anfang August 1757 (nach der Colliner Niederlage) erhielt der König einen Brief,

darin ihm die deutschen Freimaurer als „dem größten und mächtigsten Protector deutscher und besonders protestantischer Nation ihre Hülfe anboten“: unterzeichnet war der Brief mit „Die Commission habenden Glieder des Ordens.“ Der König sandte die Mystification an das auswärtige Departement, wo sie ad acta gelegt wurde. Friedrich's Nachfolger als Großmeister waren: Baron Bielefeld; als dieser 1755 nach seinem Gute in Altenburg ging, Markgraf Carl und nach dessen Tode 1764 der joviale Prinz Friedrich von Braunschweig-Oels, der 1805 starb. 1777 schenkte Friedrich der Loge sein Bildniß mit einem sehr huldvollen Schreiben an Prinz Friedrich, seinen Neffen, als Großmeister; er bat zugleich in diesem Schreiben die Versammlung der Weisen, wie er die Maurer nannte, daß, wenn sie für das Bild keinen Raum im Saale ihres Lokals haben sollten, so möchten sie ihm einen Platz im Garten als Vogelscheuche anweisen. Eigenhändig hatte der König unter das Schreiben die Apostille gesetzt: „Vous allez donc, mon cher neveu devenir le grand Prieur des Franc-maçons à Berlin, comme le Prince Ferdinand (de Brunswic) l'est dans le Saint Empire Romain.“ Friedrich gab zwei Urtheile über die Maurerei, die seine große spätere Abneigung gegen dieselbe bezeugen. Er schrieb an d'Alembert unterm 18. Mai 1782: „Wissen Sie, daß die Freimaurer in ihren Logen eine Religionssekte stiften, die, und das ist viel gesagt: noch abgeschmackter ist, als die andern bekannten Sekten?“ Und gegen den hannöverschen Arzt Ritter von Zimmermann

äußerte er kurz vor seinem Tode, am 2. Juli 1786: „Alchemie und Theurgie haben ihren Ursprung in der Freimaurerei: ich verlache alle diese Thorheiten.“

An die Stelle der romantischen Jugendidee von der Völkerbeglückung aus dem Schooße geheimer Verbindungen heraus, trat bei Friedrich die weit praktischere, daß man die Leute durch ein streng gehandhabtes Regiment gouverniren und namentlich die s. g. große Gesellschaft fortdauernd überwachen müsse, damit sie dem Souverain des Staats nicht über den Kopf wachse. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte Friedrich nicht nur eine Polizei in seiner Hauptstadt, die schon seit 1693 her datirte und an deren Spitze lange Zeit unter ihm als Chef der Stadtpräsident Carl David Kircheisen stand, der Vater des Justizministers unter Friedrich Wilhelm III., der 1770, sechsundsechzig Jahr alt, starb, und dem der Regiments-Auditeur Philippi folgte, sondern auch eine geheime Polizei. Er gebrauchte zu derselben gewandte und gescheite junge Männer, welche der europäischen Hauptsprachen mächtig waren.

Der Hamburger Meyer, später Bibliothekar in Göttingen und deutscher Sprachmeister der englischen Prinzen, die daselbst studirten, berichtet in seinen Briefen, die 1847 herausgekommen sind, daß ihm ebenfalls ein solcher Posten habe anvertraut werden sollen. Zu seiner größten Verwunderung seien, als er auf eine allgemeine Einladung des Königs nach Berlin gekommen, am andern Morgen nach seiner Ankunft der Polizeiminister, ein anderer Minister und

außerdem noch mehrere Große des Hofs bei ihm erschienen, um ihm ihren Besuch abzustatten. Meyer wußte sich das nicht zu erklären. Um Mittag ward er nach Sanssouci zum König geholt, aber nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch eine Hinterthür eingeführt. Der König empfing ihn sehr freundlich und machte ihm sofort die Offerte, in seine Dienste und zwar dergestalt einzutreten, daß er nur die vornehme Gesellschaft frequentiren und berichten solle, was er da höre. Meyer aber, der den Vorschlag für seine Individualität und seinen Geschmack nicht passend fand, lehnte den Vertrauensposten, zu dem der große König ihn ausersehen hatte, ab.

---

10. Friedrich's des Großen größtes Verdienst um Deutschland durch Abwehr des letzten großen Conversionsplans Seiten der katholischen Kirche.

Das größte, eingreifendste und nachhaltigste Verdienst, welches Friedrich der Große sich um Deutschland erworben hat – ein Verdienst, das noch heut zu Tage nicht hoch genug angeschlagen und in seinem ganzen Werthe gewürdigt ist — ist das Verdienst, daß er uns vor der allgemeinen Wiedereinführung des Katholicismus auf den Fuß der blödbigotten Maria Theresia bewahrt hat. Was in England ein ganzes

Volk that, indem es sich in der glorious revolution mit den katholischen Stuarts der Gefahr der Zurückstauung in den Katholicismus entschlug, das that in Deutschland ein einziger großer Mann, indem er sein scharfes Auge über die Garne hatte, die im achtzehnten Jahrhundert noch einmal, und diesmal das letzte mal auf lange Zeit, die römische Kirche und die in ihrem Sinne handelnde letzte Tochter der habsburgischen Cäsaren über Deutschland auswarf.

Von drei Kurfürsten des Reichs, die im sechzehnten Jahrhundert auf die Seite der Protestirenden getreten waren, war nur noch einer jetzt übrig. Die Länder des Kurfürsten von der Pfalz waren seit 1685, wo die bigotte Linie des schon 1614 convertirten Hauses Neuburg succedirte, wieder in den Händen eines katholischen Landesherrn und sogar der Kurfürst von Sachsen — das Haupt des Corpus der Evangelischen am deutschen Reichstag — war bei der Uebernahme der Polenkrone 1697 wieder in den Schoos der allein selig machenden Kirche zurückgetreten.

Noch einmal jetzt versuchte die katholische Kirche eine letzte große Anstrengung im achtzehnten Jahrhundert, nicht mit Gewalt wie im siebzehnten, sondern ganz im Geheimen, nach und nach, unter der Hand gleichsam Deutschland wieder zur Einigkeit des Glaubens zurückzuführen. Kaiser Leopold hatte schon seine dritte Gemahlin aus dem Hause Neuburg genommen 1676, ihre Schwester ward 1690 mit dem letzten Habsburger in Spanien vermählt. Auch in dem Hause der Welfen waren zwei Conversionen

eingetreten, in Wolfenbüttel und in Hannover: im Jahre 1669 ward Amalie von Hannover mit Kaiser Joseph I. und 1708 Elisabeth von Wolfenbüttel mit dem letzten Kaiser Carl VI. vom Hause Habsburg vermählt. Nur das Aussterben der alten Branchen in Wolfenbüttel und in Hannover rettete in den Welfenländern den Fortbestand der protestantischen Religion und vor allem sicherte ihn die Succession der Hannoverdynastie in England. Aber Würtemberg in Süddeutschland, Hessen in Norddeutschland ward in's katholische Netz gezogen. Zweifelsohne wäre früher oder später doch der gottselig-stille Conversionsplan gelungen, wenn nicht „der schlimme Mann“ der frommen Maria Theresia ihre Pläne, die sie Hand in Hand mit ihrer Mutter, der Kirche verfolgte, so barsch vereitelt hätte.

Die einzelnen Momente der sehr wohlberechneten Bewegung der katholischen Kirche und namentlich der Jesuiten, einer Bewegung, die wie in einem großen Netze von der Pfalz und Schwaben aus über Franken und die Rheinländer ging und sich bis nach Westphalen, Sachsen und Schlesien hinzog, einer Bewegung die dem Protestantismus geradezu Tod und Untergang drohte — diese einzelnen Momente brauchen nur an einander gereiht zu werden, um die Größe der Gefahr und das Verdienst der Rettung zu erkennen.

Im Jahre 1697, demselben Jahre, wo der Fürst des Landes, das die Wiege der Reformation gewesen war, zu den Reihen der Katholiken sich wieder gestellt hatte, war der Frieden zu Ryswick mit dem allerchristlichsten König, dem Feinde Deutschlands, aber

guten Katholiken im Sinne der römischen Kirche abgeschlossen worden. Der berüchtigte Artikel 4. setzte die Rückgabe fest der außer dem Elsaß von Frankreich reunirten Orte Seiten Frankreichs an Deutschland, „doch, daß die römisch-katholische Religion in den Orten, wo sie jetzt ist, bleibe." Durch diese eingeschmuggelte Clausel wurden nicht weniger als 1922 Orte, die vorher protestantische gewesen waren und wo Ludwig XIV. die Gegenreformation durchgesetzt hatte, wieder katholisch gemacht. Darauf folgten unmittelbar die Drangsale des katholischen Terrorismus, durch den das lutherische Schlesien und und die calvinische Pfalz wieder katholisch gemacht werden sollten. Nur die furchtbare Erscheinung Carl's XII. von Schweden im Herzen von Deutschland preßte dem Kaiser und seinen Räthen 1709 den bekannten Vertrag ab, der die Gnadenkirchen schenkte. Die katholische Herrschaft in Schlesien war so verhaßt, daß Friedrich der Große mit Jubel bei seiner Eroberung empfangen wurde. Seit demselben Jahre 1709, das Schlesien einigermaßen schützte, erfolgten die berüchtigten Pfälzer Auswanderungen nach England und Amerika, Auswanderungen, die so in Massen gingen, daß die Ausdrücke „Auswanderer" und „Pfälzer" gleichbedeutende Ausdrücke wurden, Auswanderungen, die Tausende von Deutschland nach England und Hunderttausende nach Pennsylvanien geworfen haben, wo Leute jetzt die Gesetzgeber und Regierer des blühenden Landes sind, die so arm waren, daß sie nicht einmal die Ueberfahrt nach Amerika hatten bezahlen können und das Ueberfahrtsgeld durch

Dienste hatten abarbeiten müssen. Auf diese Pfälzer Plackereien folgte die bekannte große Salzburgische Emigration von 30,000 protestantischen Bauern im Jahre 1732 und die im Interesse der römischen Kirche gleichfalls aufgestachelten Bedrückungen in den Hohenlohischen Herrschaften seit 1728 durch die convertirten Branchen des Hauses Hohenlohe. Es folgte dann das Attentat, Würtemberg wieder katholisch zu machen. Hier war in der Person des Herzogs Carl Alexander wieder seit 1733 ein convertirter Prinz zur Succession gekommen und in vollem Zuge war die katholische Conspiration, die während einer Reise des Herzogs nach Danzig, mit militairischer Macht, unterstützt durch ein Truppencorps des Bischofs von Würzburg Grafen Schönborn, der zugleich deutscher Reichsvicekanzler in Wien war, ausbrechen sollte, als der Herzog in der Nacht vor der Abreise 1737 von einem plötzlichen Tode ereilt ward. Sein Sohn, ebenfalls katholisch, der bekannte Herzog Carl, der Stifter der Carlsschule, succedirte. Er ward in Berlin erzogen, heirathete auch eine Prinzessin von Brandenburg-Baireuth, schlug aber später sich ganz auf Oestreichs Seite, führte sogar gegen alle Sympathien in seinem Volke Truppen im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich, die freilich diesem wenig Schaden thaten: schon 1757 sagte der König bei Lissa, als er die linke Flanke der Oestreicher plötzlich attaquirte: „Hier stehen die Würtemberger, die werden uns bald Platz machen!“ 1759 machten sie gründlich Platz, indem der Erbprinz von Braun-

schweig den Herzog Carl in Fulda bei einem Balle überfiel, worauf derselbe in einem Zuge bis Stuttgard in Galopp floh und nicht wieder sich auf dem Kriegsplane einstellte. Zuletzt endlich noch kam der Plan, auch Hessen wieder in die Netze des Katholicismus zu verstricken, eingeleitet durch die Verleitung des Erbprinzen Friedrich zum heimlichen Uebertritt in die katholische Kirche im Jahre 1749 hinter dem Rücken seines Vaters.

Damals suchte Friedrich der Große — in der Allianz noch mit Frankreich — durch die mit Frankreich verbundenen beiden Wittelsbachischen Höfe, dem Pfälzer und dem Cölner, der östreichisch-katholischen Bewegung das Gegengewicht zu halten. Sehr übel ward das am dritten Wittelsbacher Hofe, dem bairischen vermerkt. Wir haben davon das Zeugniß eines kaiserlichen Gesandten in München, Baron Widemann, das der Oberhofbibliothekar Baron Aretin im sechsten Bande seiner Beiträge zur bairischen Geschichte mitgetheilt hat. Es ist in einer Depesche anf einen Hof vom 26. Juni 1752 enthalten, geschrieben, unmittelbar nach einer Audienz in Nymphenburg bei der verwittweten Kaiserin, Gemahlin Carl's VII. von Baiern, einer dem großen König „vorderst in Ansehung der Religion unaussprechlich abgeneigten Dame." „Die Kaiserin" schreibt der Gesandte, „erkennet mit mir, wie bedauernswürdig es sei, daß ansehnliche katholische Stände, als Kurcölln und Kurpfalz, aus Rücksicht für Preußen, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, durch Lauigkeit und durch versagende Theilnehmung an der standhaften Gegen-

entschließung, der katholischen Religion so viel Nachtheil zufügten und den Gegnern ein gewonnenes Spiel machten.“ Kurfürst Max Joseph von Baiern äußerte gegen Widemann: „Er sehe wohl, daß katholischer Seits Standhaftigkeit und Zusammensicht mehr als jemals nöthig sei.“

Friedrich der Große sicherte in Würtemberg, er sicherte auch in Hessen-Cassel den Fortbestand der protestantischen Religion. Er setzte im Jahre 1753 bei Gelegenheit der Heirath, die der dereinstige Nachfolger in Würtemberg, Friedrich Eugen mit der Prinzessin von Brandenburg-Schwedt einging, durch, daß in den Ehepacten das Versprechen ausgedrückt wurde, daß die Kinder in der protestantischen Religion erzogen werden sollten: Friedrich Eugens Sohn Friedrich, der erste König von Würtemberg, der 1797 zur Succession kam, war seit vierundsechzig Jahren wieder der erste protestantische Landesherr in Würtemberg. Friedrich der Große setzte ferner in Hessen-Cassel durch, daß im Jahre 1754 dem Lande die Religions-Assecurationsacte gegeben wurde und daß die Kinder des Landgrafen Friedrich von ihrer protestantischen Mutter, der englischen Prinzessin Maria, in Hanau in der protestantischen Religion erzogen werden mußten. Daß im Jahre 1785 in der Person des späteren ersten Kurfürsten Wilhelm von Hessen nicht ein Katholik zur Succession gelangte, ist allein Friedrich dem Großen zu danken.

Aber diese energischen Einschreitungen des Königs in Würtemberg und Hessen-Cassel erfuhren abseiten der

katholischen Machthaber Europas eine Rachebegegnung, die schon ein paar Jahre darauf mit ihrem furchtbarsten Gewichte in der Coalition von 1756 auf Friedrich niederfiel. Die seit mehr als 100 Jahren, seit den Zeiten Richelieu's, auf's Aeußerste gegen einander erbitterten Häuser Frankreich und Oestreich reichten sich in der Babiole der Pompadour die Hände zum Untergang Friedrich's — und des Protestantismus. Aus den hinterlassenen Papieren des Herzogs von Choiseul ist neuerlich erst mit Bestimmtheit aufgeklärt worden: der Hauptgrund, welcher König Ludwig XV. bestimmte, die Allianz mit dem Hause Oestreich gegen Preußen abzuschließen, war ein religiöser Grund — der Protestantismus, als dessen Hauptstütze Friedrich auf dem Continent eingetreten war, sollte mit ihm unterdrückt werden. Choiseul erzählt ausdrücklich, daß ihm lange nachher der König selbst dies Geständniß gemacht habe.

Das Genie Friedrich's und die Hand, welche die Welt regiert, retteten ihn und retteten Deutschland gegen die furchtbare Gefahr, die eine Wolke von erbitterten Feinden — von religiös erbitterten Feinden — heranwälzte.

Während Friedrich's tapfrer Degen mit allerhöchster Mühe sich nur der Uebermacht zu erwehren vermochte, eroberte das Princip, für das er den Degen gezogen hatte, in Paris die Sympathien der gescheiten Leute und in der Hofburg zu Wien das Herz des Sohnes seiner erbittertsten Feindin. Selbst der alte Kaunitz rief, als er die Todesnachricht Friedrich's empfing, aus:

„Wann wird doch ein solcher König das Diadem wieder adeln!?“ Als Joseph II. zur Regierung gelangte, war sein ganz entschiedener Wille, dasselbe in Oestreich zu thun, was Friedrich in Preußen gethan hatte — Fortschritt im religiösen und politischen Felde, Abstreifung der katholischen Bevormundung und Loslösung von den gothischen Fesseln der Feudalität.

Daß Joseph seine Reformpläne auf dem durch den harten Tritt seiner religiösen und politischen Machthaber festgetretenen Boden Oestreichs nicht glückten, hatte seinen Grund nicht in dem Mangel der Güte dieser Pläne, sondern in dem Mangel an Klugheit bei der Ausführung derselben — in dem eigenthümlichen Umstand, den der König einmal sehr treffend mit den Worten bezeichnete: „Joseph thut immer den zweiten Schritt ohne den ersten.“

Nachdem aber einmal der Sohn der Cäsaren so feierlich sich zu dem neuen Principe bekannt hatte, war auch der Sieg dieses Princips in der öffentlichen Meinung entschieden. Von jetzt an kämpften und kämpfen gegen etwaige neue Pläne der katholischen Kirche die Kanonen, die stärker sind, als die Artillerie der Könige und stärker als die Glaubensartillerie — die Kanonen des gesunden Menschenverstandes, der es nicht anders als lächerlich und absurd finden kann, daß gewisse, ganz unbestritten fromme Absichten für das Seelenheil sich doch auch niemals ohne zugleich mit unterlaufende recht grob handgreifliche weltliche Rücksichten haben ausführen lassen.

Daß Preußen wegen seiner Opposition gegen das kaiserlich-katholische Oestreich seit der großen „Rebellion“ von 1756, wie Wien die Erhebung des großen Friedrich taxirte, ein revolutionairer Staat ist — das ist eben so unbestritten, als unbestreitbar. Preußen und ganz Deutschland kann aber die Revolution von 1756 mit demselben Rechte seine glorreiche Revolution nennen, wie England die seinige von 1688.

In dem Sinne jedoch, wie Oestreich taxirte, revolutionair zu heißen, verbat sich der große Friedrich ganz gehörig. Als der östreichische Cäsar es wagte, das Achtsdecret gegen ihn zu schleudern — das letzte, das ein deutscher Kaiser hat ausgehen lassen, die Sache kam durch Friedrich aus der Mode — ergrimmte der große Friedrich mit vollem Rechte. Und deßhalb warf sein Gesandter bei der Reichsversammlung zu Regensburg, der Reichsfreiherr von Plotho, bekanntlich den kaiserlichen Notar, welcher Dr. April hieß und welcher, aber erst, als man nach der Colliner Schlacht dazu das Herz gefaßt hatte, sich einfand, um besagtes Achts-Decretum des Cäsars zu insinuiren, mit den berühmten Worten: „Was du, Flegel, insinuiren“? die Treppe hinunter. Unten angelangt quittirte Dr. April nomine seiner Prinzipalen. Bei dieser Quittung hatte es im Hubertusburger Frieden und hat es bis auf den heutigen Tag sein Bewenden.

Neuerdings in dem großen Trouble von Interessen und Plänen und Kämpfen kann das wohl in

Vergessenheit gekommen sein, was Friedrich für die ganze Zukunft Deutschlands gethan hat — es sollte aber nicht vergessen werden. Der große König von Preußen hat Deutschland 1756 gerettet — durch seine Revolution gegen „das allerhöchste Reichsoberhaupt“ gerettet, das sich für „die von Gott über ihn geordnete Obrigkeit“ ausgab und — man denke nur an die 1740 nach Schlesien geschickten Banditen — so sehr menschliche Rachepläne im Sinn und Werke hatte, Preußen, wenn's recht glücklich ginge, „böhmische Hosen anmessen lassen zu wollen!“

---

11. Urtheile über Friedrich's Regiment und Charakter.

Die Urtheile über den König von Fremden lauteten oft sehr herbe. Eines der herbsten gab über ihn in einem offiziellen Schreiben vom Jahre 1750 der englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams, der wegen seiner bösen Zunge denn auch sehr bald von Friedrich ausgeschaßt wurde.

„Es ist unglaublich, schreibt er, wie sorgsam sich dieser Pater Patriae um seine Unterthanen bekümmert. Er nimmt sich ihrer so sehr an, daß er sich in ihre Familienangelegenheiten, in ihre Heirathen, in die Erziehung ihrer Kinder und in die Verwaltung ihrer Güter einmischt. Er kann nicht leiden, daß irgend

jemand heirathet, besonders ein Offizier, von welchem Range er auch sein mag; von dem Augenblicke an, wo er eine Frau nimmt, kann er darauf rechnen, daß er nie mehr befördert wird. Alle Kinder werden gleich nach der Geburt in ein Register eingetragen und die Eltern müssen im vierzehnten Jahre entweder Todtenscheine vorlegen oder die Knaben selbst herbeibringen, damit sie enrollirt werden und dem König den Soldateneid schwören; geschieht dieß nicht oder sind die Kinder entwischt, so werden die Eltern dafür verantwortlich gemacht und ins Gefängniß geschickt."

„Niemand in Preußen darf, ohne besondere Erlaubniß des Königs, Land verkaufen; und da er keine Erlaubniß mehr giebt, so kann jetzt niemand über seine Besitzungen verfügen oder sie veräußern. Könnten die Leute es und fänden sie Narren, die kauften, so glaube ich, es würden ihm in Zeit von einem Jahre nicht zehn seiner gegenwärtigen Unterthanen verbleiben. Er läßt ihnen in der That keine andre Freiheit, als die des Denkens. Dieser Zwang geht durch alle Stände und Mißtrauen drückt sich auf jedem Gesichte aus. Man hegt keinen größeren Wunsch, als die Erlaubniß zu bekommen, sich auf seine Landgüter zurückzuziehen, wo man mit niemanden zu verkehren braucht, als mit seiner eigenen Familie. Aber diese Erlaubniß wird nicht leicht ertheilt, weil der Landesvater darauf besteht, daß man in Berlin lebe und das Gedeihen der Hauptstadt befördere. Er ist nie hier außer von Anfang December bis Ende Januar und während dieser Zeit müssen Preußen, Schlesier und

alle Unterthanen aus den entferntesten Gegenden hierher kommen und Aufwar.d machen und Alles ausgeben, was sie in den andern zehn Monaten zusammengespart haben. Er kann's nicht leiden, daß irgend einer seiner Unterthanen reich ist oder in behaglichen Umständen lebt und wenn er noch einige Jahre länger lebt, wird er diesen seinen großmüthigen Plan ausgeführt haben. Es giebt jetzt bloß vier Personen in dieser großen Stadt, die aus eignen Mitteln leben und das sind Leute, die sich in ihrer gegenwärtigen Lage nicht lange behaupten können rc." Ueber den Reichthum schrieb Friedrich den 24. December 1774 an Voltaire: „Anständige Mittelmäßigkeit ist für einen Staat am zuträglichsten, durch Reichthümer entstehen darin verderbte Sitten und Weichlichkeit rc. Vielleicht werfen Sie mir ein, daß England reich und doch große Männer hervorgebracht habe. Das gebe ich zu; aber die Insulaner haben überhaupt einen andern Charakter, als wir auf dem festen Lande rc. Sie sind eine seefahrende Nation und müssen also härtere Sitten haben, als wir Landgeschöpfe rc. Auch unterscheidet sich ihre Regierungsform von der unsrigen."

„Wenn ein Eilbote, fährt der Engländer fort, nach Versailles oder ein Gesandter nach Wien abgeschickt werden soll, so entwirft S. Maj. selbst die Verhaltungsbefehle für den einen und schreibt die Briefe für den andern. Das, werden Sie sagen, ist groß; wenn aber ein Operntänzer mit einer Sängerin zankt, oder jemand von diesen Künstlern und Künstlerinnen ein Paar neue Strümpfe, eine Feder für einen Helm oder

einen hübschen Cotillon braucht, so ist es der nämliche König von Preußen, der in dieser Angelegenheit das Urtheil spricht und der eigenhändig den Brief des Tänzers oder der Tänzerin beantwortet. S. Preuß. Maj. verwendete 20,000 Pf. St. auf den Bau eines hübschen Theaters und Musik und Tänzer kosten ihm jährlich ohngefähr die gleiche Summe; dennoch will dieser nämliche König, wenn eine Oper aufgeführt werden soll, nicht 10 Pf. für den Abend bewilligen, um das Theater mit Wachslichtern zu beleuchten und der Rauch, den das schlechte Oel macht und der abscheuliche Gestank, den das Unschlitt verbreitet, macht viele von den Zuhörern krank und verdirbt wirklich die ganze Unterhaltung. Meine Meinung über diesen Fürsten ist gewiß begründet; und ich glaube, daß, wenn Sie gelesen haben, was ich über ihn sage, Sie meine Meinung theilen werden. Er ist groß in großen Dingen und klein in kleinen."

"Ich denke, Hamlet sagt irgendwo: ""Dänemark ist ein Gefängniß."" Das ganze preußische Land ist eines im buchstäblichen Sinne des Worts. Niemand kann oder darf es verlassen, ohne daß der König und seine Minister darum wissen. Sehr hart ist das Loos derjenigen, die noch in andern Staaten, als in denen S. Preuß. Maj., Güter besitzen; er gestattet ihnen weder ihre Güter in seinem Lande zu verkaufen, noch auf jenen ihren Aufenthalt zu nehmen, die sie auswärts haben. Die Noth, die über die Schlesier gekommen ist, die auch in Böhmen Güter haben, ist ungemein groß. Manche haben ihre Besitzungen daselbst im

Stiche gelassen oder für eine Kleinigkeit verkauft, um sich aus diesem Lande Egypten, diesem Hause der Knechtschaft zu erretten. 600 Thaler machen gerade 100 Guineen und das ist gerade so viel, als nach der Meinung des Königs von Preußen irgend einer seiner Unterthanen haben soll, außer dem, was er ihnen etwa giebt. Ich bin überzeugt, daß in wenig Jahren keinem seiner Unterthanen, der nicht auswärts Güter besitzt, mehr übrig bleibt. Doch beginnt er nachgerade einzusehen, daß es nicht länger möglich ist, die drückenden Steuern einzutreiben, die er seinen Unterthanen auflegt. Ich weiß, daß der Ertrag seiner sämmtlichen Provinzen, Schlesien ausgenommen, in jedem dieser letzten fünf Jahre sich vermindert hat.“*)

*) So gescheit Sir Charles Williams war, so sah er doch in der Residenzfrage als Engländer und nicht als Deutscher. In dem Nachbarstaate Sachsen durften die Edelleute auswandern: daher ist es hier gekommen, daß mehrere Minister und Generale sich mit dem in Sachsen erworbenen guten Gelde auswärts bedeutende Güter erkauften. Der Minister Hoym, der ehemalige Gemahl der Gräfin Cosel, kaufte die große Herrschaft Schlawentschitz bei Cosel in Schlesien, die jetzt die Fürsten von Hohenlohe als glückliche Erben Hoym's und des guten sächsischen Geldes besitzen. Der General Renard, der Bruder der schönen Warschauer Weinwirthin Madame Renard, die dem schönen August die schöne Gräfin Orselska gebar, wandte sich ebenfalls nach Schlesien und machte dort mit dem guten sächsischen Gelde fortune: er ist der Ahnherr der Grafen, die jetzt die ehemals gräflich Colona-Fels'schen Herrschaften Groß-strehlitz, Lessnitz u. s. w. besitzen. — Solchen Emigrationen, die

„Die Preußen werden Ihnen mit sehr ernsthaftem Gesichte sagen, daß ihr jetziger König der barmherzigste Fürst ist, der jemals regiert hat und daß er Blutvergießen haßt. Das ist nicht wahr. Es finden in diesem Lande oft eben so grausame und martervolle Hinrichtungen statt, als unter irgend einem sicilianischen Tyrannen vorkamen. Freilich werden sie nicht in Berlin und vor aller Welt Augen vollzogen, sondern in Potsdam im Geheimen. Seit meiner Ankunft in diesem verdammten Lande wurde ein altes Weib lebendig geviertheilt, weil sie die Entweichung von zwei Soldaten befördert hatte. In der Regel straft

---

das gute im Lande erworbene Geld außer Lands verschleppten, beugte Friedrich der Große sehr weislich vor und daß er keineswegs tyrannisch Allen und Jeden wehrte, außer Lands zu gehen, beweist das Beispiel des ersten Grafen Redern, Hofmarschalls der Königin Mutter, der mit dem in Preußen erheiratheten Gelde nach Sachsen gehen durfte, wo er die jetzt Hohenthal'sche Herrschaft Königsbrück 1773 kaufte. Daß es in Preußen nicht gerade ganz so, wie im Lande der Knechtschaft, Egypten, beschaffen gewesen sein muß, wie die einzelnen gut östreichisch gesinnten schlesischen Edelleute, wie der Verräther Warkotsch oder die an Verknechtung ihrer Unterthanen gewöhnten, wie Graf Frankenberg-Gröditzberg wohl heuchlerisch klagen mochten — das beweist wieder am besten, daß so manche reiche Leute sich mit ihrem Gelde in Preußen niederließen, wie noch 1773 der Oberkammerherr Graf und später Fürst Osten-Sacken, der damals Sachsen verließ. Das oben angeführte Zeugniß des Touristen Moore: Keine Bauern in Europa leben besser, als die preußischen, beweist wenigstens, daß für diese Leute Preußen nicht Egypten war.

jedoch S. Preuß. Maj. die Verbrecher mit engem Gefängniß und harter Zwangsarbeit, läßt sie im kältesten Wetter unbekleidet und giebt ihnen Jahre lang nichts, als Wasser und Brot. Manche bringen sich hier aus Desperation selbst um; aber man thut alles Mögliche, um diese Selbstmorde zu verheimlichen."

So vieles Uebertriebene in dieser Schilderung, namentlich was die Prophezeihungen anbetrifft, enthalten ist, so ist doch die Beschuldigung des harten Regiments wahr. Ein Diplomat ganz anderen Schlages, als Sir Charles Hanbury Williams, der spätere englische Gesandte in Berlin, James Harris, nachmaliger Lord Malmesbury, schreibt im Jahre 1767, als er von Berlin nach Warschau versetzt ward: „Ich gestehe, daß es für mich erfrischend war, die Luft einer Republik zu athmen, nachdem ich so lange in einem so despotischen Lande zugebracht hatte."

Sehr merkwürdig und eigenthümlich ist das Urtheil Goethe's über den großen König. Er war 1778, kurz vor Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs in Berlin und Potsdam in Begleitung des Herzogs Carl August von Weimar und schreibt unterm 17. und 19. Mai an seine Vertraute, Frau von Stein: „Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen Alles erzählen, wenn ich nur dürfte — von der Bewegung der Puppen kann man auf die Bewegung der Räder, besonders auf die große alte Walze FR, gezeichnet mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien, eine nach der andern, hervorbringt. So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger

die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleineren durch einander.“ Eben so schrieb er an seinen Freund Merck in Darmstadt am 5. August 1778: „Auch in Berlin war ich im Frühjahr. Wir waren wenige Tage da und ich guckte nur darin, wie das Kind in schön Raritäten-Kasten. Dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge! und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören. Mit Menschen hab ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt und hab in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen.“

Auch Wieland schrieb 16. Juni 1780 an Merck: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glücke, unter seinem Stocke (sive Scepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!“

Eine der stärksten, aber in ihrer Art tiefsten Charakteristiken des großen Königs, als Königs und als Menschen, giebt Lord Malmesbury in einem Briefe an den damaligen Staatssecretär des Aeußern, Lord Suffolk, vom 18. März 1776: „Die Basis, schreibt er, der Handlungsweise des Königs von Preußen, von der Zeit an, wo er den Thron bestieg, bis auf den heutigen Tag, scheint die gewesen zu sein, daß er die Merschheit im Allgemeinen und ganz besonders die, über welche er zu herrschen bestimmt worden, als Wesen betrachtet, die bloß geschaffen sind, um seinem

Willen dienstbar zu sein und Alles in Ausführung bringen zu helfen, was auf Vermehrung seiner Macht und Erweiterung seiner Herrschaft abzweckt. Von diesen Grundsätzen ausgehend, hat er sich stets nur von seinem eignen Urtheil leiten lassen, ohne jemals einen seiner Minister oder höheren Offiziere zu Rathe zu ziehen, und zwar nicht sowohl wegen der niedrigen Meinung, die er von den Fähigkeiten dieser Leute hat, als vielmehr in Folge der Ueberzeugung, daß sie, wenn er sich ihrer anders, als einfacher Werkzeuge bediente, mit der Zeit auch ihren eignen Willen äußern und anstatt Nebenpersonen zu bleiben, sich bemühen würden, Hauptpersonen zu werden. Um bei diesem System zu verharren, war es für ihn nothwendig, sich des Mitleids und des Gewissens und folglich der Moral und Religion zu entäußern. An die Stelle der letzteren hat er den Aberglauben, an die Stelle der erstern das, was man in Frankreich Sentiment nennt, gesetzt. Daraus kann man einigermaßen jene buntscheckige Mischung von Barbarei und Humanität erklären, welche ein so charakteristisches Merkmal von ihm ist. Ich habe ihn bei einem Trauerspiele weinen sehen, ich weiß, daß er um einen kranken Hund so bekümmert gewesen ist, wie eine zärtliche Mutter um ihr Kind. Und doch hat er den nächsten Tag Befehl zu Verwüstung einer Provinz gegeben oder durch eine muthwillige Vermehrung der Abgaben einen ganzen District ins Elend gestürzt; ja er hat, was vielleicht noch unerklärlicher erscheint, den Tod seines eignen Bruders (Prinz Wilhelm's) dadurch

beschleunigt, daß er ihm während der Dauer seiner letzten Krankheit fortwährend Beweise seiner Ungunst gab. Dahingegen ist er so weit entfernt, blutdürstig zu sein, daß er kaum einen Verbrecher mit dem Tode bestrafen läßt, wenn es sich nicht um ein Verbrechen der schwersten Art handelt. Und doch gab er im letzten Kriege wieder mehreren seiner Militairchirurgen **geheimen** Befehl, lieber dann und wann einen verwundeten Soldaten sterben zu lassen, als durch Amputationen die Zahl und die Unterhaltskosten der Invaliden zu vermehren."*) Schon 1767 hatte der Lord in einer Depesche berichtet: „Es giebt für einen Offizier nichts Besseres, um sich beim Könige zu insinuiren, als wenn er die von demselben einem Soldaten zuerkannte Strafe überschreitet und statt 400, 500 Hiebe aufzählen läßt. Die rohsten und brutalsten Offiziere können des Avancements gewiß sein: ein eclatantes Beispiel davon ist der eben jetzt ernannte Gouverneur von Berlin, General von Ramin (ein Pommer von altem Adel, seit 1767 Ritter des schwarzen Adlerordens, gestorben 1783, dreiundsiebzig Jahre alt), der sowohl Offiziere als

*) Das ist wiederholt in Abrede gestellt worden, von Friedrich selbst in einer seiner letzten Unterredungen mit Zimmermann. Die große Noth des siebenjährigen Kriegs erklärt den Befehl, wenn ergegeben wurde. Nach dem von Graf Waldersee über den Maiaufstand in Sachsen 1848 publizirten Buche hieß es noch in einem Parolebefehle des sächsischen Kriegsministers: „Die Staatsregierung ist nicht mit vielen Gefangenen zu belästigen."

Gemeine mit äußerster Strenge behandelt.“ Dieser Friedrich Ehrenreich von Ramin war einer der größten Lieblinge des Königs, der ihm wiederholt Geld (gewöhnlich 7000 Thaler), Pferde, Uhren, Tabatièren, porzellanene Tafelservice und 1773 die Propstei zu Camin schenkte und der wochenlang bei dem König in Potsdam wohnte. Ramin war, wie Thiébault erzählt, ein so roher Mann, daß er um eines leichten Vergehens willen einem Soldaten mit dem Stocke ein Auge aus dem Kopfe schlug und dann ein Goldstück mit den Worten hinwarf: „Da hast du was für das zerbrochne Fenster!“

Höchst merkwürdig ist, was der Lord in der Depesche von 1776 an Suffolk weiter von dem Charakter der Preußen sagt:

„Die Preußen sind im Allgemeinen arm, eitel, unwissend und ohne Grundsätze. Wären sie reich, so würde der Adel sich nie dazu verstanden haben, in Subalternstellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Sie glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit und Widerstand. Und endlich ihr Mangel an Grundsätzen macht sie zu bereitwilligen Werkzeugen zu Ausführung aller Befehle, die sie erhalten; sie überlegen gar nicht, ob sie auf Gerechtigkeit sich gründen oder nicht.“

„Der König hat sehr wohl verstanden, diesen Charakter zu benutzen, indem er seine Unterthanen stets in der ehrerbietigsten Entfernung gehalten hat. Sie

betrachten ein Wort oder ein Lächeln von ihm als eine Gnade und dadurch, daß er sie niemals nach ihren Verdiensten belohnt, hat sich ihnen der Glaube eingeprägt, daß sie überhaupt gar kein Verdienst besitzen. Die hohen Gaben, die ihm die Natur verliehen hat und die Höhe, auf die er sich seinen Unterthanen gegenüber stellt, haben diese veranlaßt, ihn wie eine Gottheit anzusehen. Obschon sie die eiserne Ruthe fühlen, mit der sie beherrscht werden, klagen doch nur wenige und keiner wagt zu murren."

Die Depesche erinnert unwillkürlich an ein paar Worte, die einmal im Edinburgh Review standen: „Die Sclaven vergessen in dem Ruhme ihrer mächtigen Herren ihre Knechtschaft. Wohl haben sie sich in den Steinbrüchen überarbeitet und stöhnend unter der Last ihren Schweiß vergossen; erhebt sich aber endlich das Gebäude, so wandeln sie stolz unter den Säulen des Triumphbogens umher, der seinen Glanz ihrer Arbeit verdankt."

Als der König sich einst mit einem Engländer unterhielt und der Worte sich bediente: „Wenn ich König von England wäre", fiel ihm dieser ins Wort: „Ew. Maj. würden nicht vierundzwanzig Stunden lang König von England sein." Das war ganz richtig. Eben so recht hat Lord Malmesbury in seinem Urtheil über Friedrich nach seinem Standpunkte, dem Standpunkte eines Mannes aus einem großen freien Volke. Der große König von Preußen ist aber seinem Volke gegenüber nach seinem Standpunkt

zu beurtheilen, wie denn jeder Charakter nach dem Maßstab der gegebenen Verhältnisse beurtheilt werden muß. Friedrich der Große fand bei seinem Regierungsantritt ein armes Volk vor, welches das: „Soll nicht raisonniren, ist mein Unterthan“ an blinden Gehorsam gewöhnt hatte. So viele gescheite, tüchtige Leute er unter seinen Unterthanen zählte, er war wirklich der gescheiteste und tüchtigste unter allen. Diese beiden Thatsachen zusammen bilden das, was man die gegebenen Verhältnisse bei Friedrich nennen kann. Er regierte unumschränkt mit seinem überlegenen Geiste; wie das große Wort aber, das er noch ein Jahr vor seinem Tode in einer Cabinetsordre von 1785 aussprach, bezeugt: „Ich bin es müde über Sclaven zu herrschen“, fand er keineswegs eine eitle Lust daran, unumschränkt zu herrschen: ihm genügte, wie er dem Herzog von Braunschweig sagte, ein vernünftiger und motivirter Gehorsam. Er kannte und schätzte Geist und suchte ihn, wo und wie er es verstand, zu wecken. Die Saat, die er ausstreute, ging spät auf: unter allen deutschen Ländern ist aber gewiß Preußen jetzt das, welches am Stärksten durch einen seiner Fürsten zum Bewußtsein geistiger Selbstständigkeit und zu einem verständigen, männlich kräftigen Sinn und Verlangen nach politischer Freiheit hingedrängt worden ist.

---

12. Die letzten Freunde des Königs: Correspondenz mit Fouqué, der Oberst Quintus Icilius, Graf Hoditz u. s. w. Die letzten Fremden in Sanssouci: Großfürst Paul, Graf Casanova, Grimm, der Fürst von Ligne, La Fayette, Mirabeau u. s. w.

Nach dem siebenjährigen Kriege mußte Friedrich den Schmerz erfahren, daß ihm nach und nach alle seine vertrautesten Freunde und Freundinnen nach einander hinstarben, so daß er fast ganz einsam stand, als er selbst von hinnen berufen wurde. Zuerst wurde ihm entrissen 1764 der liebenswürdige Italiener Graf Algarotti, der Mann, dessen Umgang er vor allem andern Umgange unvergleichlich gefunden hatte: er starb zu Pisa. 1766 ging die Gräfin Camas, „die liebe gute Mama" in ihrem Paradiese vier Treppen hoch im Berliner Schlosse mit Tod ab, 1770 Baron Bielefeld auf seinem Gute Trebra, 1771 der langjährige englische Gesandte Sir Andrew Mitchell in Berlin und in demselben Jahre Friedrich's Busenfreund, der redliche Marquis d'Argens zu Aix in der Provence, 1773 der alte Quanz, sein Lehrer auf der Flöte, der seit 1741 mit 2000 Thalern angestellt war, und der Held von Roßbach, General Seydlitz, aus einer alten schlesischen Familie, auf seinem Gute Minkowsky in Schlesien: Seydlitz ward nur dreiundfunfzig Jahre alt, er war ein starker Lebemann gewesen. 1774 starb die eine der deutschen Fürstinnen, die Friedrich besonders hoch gehalten hatte,

die männlich-geistreiche Landgräfin Caroline von Darmstadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, die noch im December 1773 in Berlin gewesen war, und in demselben Jahre der fast siebenundsiebzigjährige Held von Landshut, seit 1749 Ritter des schwarzen Adlerordens, General Heinrich August Baron de la Motte Fouqué zu Brandenburg, wo er seit dem Hubertusburger Frieden, nachdem er aus der östreichischen Gefangenschaft losgekommen war, als Propst des Domstifts gelebt hatte. Fouqué, der Großmeister des Bayardsbunds, war einer der ältesten Freunde des Königs noch von dem Rheinsberger Kreise her. Er war einer von denen, die Friedrich's Herzen am allernächsten standen: in den 1788 erschienenen Memoiren Fouqué's sind die rührenden Zeugnisse der zärtlichen Sorgfalt aufbewahrt, mit denen der König seinem alten treuen Freund und Kriegskameraden den Abend seines Lebens auf alle erdenkliche Art zu verschönen suchte. Friedrich hatte, ehe Fouqué einzog, sein Haus in Brandenburg königlich meubliren lassen, in den Garten wurden aus Sanssouci und Charlottenburg Orangenbäume, in den Keller Weine von allen Sorten geschafft. Auch später überschickte er ihm aus Sanssouci einmal über das andre Obst und Gemüse, alten Rhein- und Ungarwein, Trüffeln, Silber- und Porzellanservice, einen bequemen Lehnstuhl, ein Hörrohr, weil Fouqué fast ganz das Gehör verloren hatte, ja sogar aus Constantinopel ließ er wiederholt Balsam aus Mekka als Stärkungsmittel

für ihn kommen. Der Leibarzt wurde jedesmal abgesandt, wenn der König hörte, daß Fouqué eine Unpäßlichkeit zugestoßen sei. Die Briefe Friedrich's an Fouqué zeigen ihn von der liebenswürdigsten Seite: er stellt seinem Freunde alles, was in seiner Macht stand, zur Verfügung. 26. April 1768 schreibt er: „S'il y a quelque chose à votre service, vous n'avez qu'à dire un mot; tout ce qui dépend de moi, se fera.“ Jedesmal zu Weihnacht kommt ein Präsent mit dem verbindlichsten Glückwunsche. Unterm 22. December 1768 schreibt der König: „Mon cher ami, voici une petite marque de souvenir, que je vous envoye. L'usage est que les familles se fassent des présents à la noël; et je vous traite comme de la famille tant en qualité d'honnête et preux chevalier sans peur et sans reproche qu'en qualité de mon ancien ami. Ayez bien soin de votre santé, pour que je conserve mon bon et vieil ami le plus long temps possible etc.“

Fast wider seinen Willen drang Friedrich Fouqué wiederholt bedeutende Geldgeschenke auf. Er mußte nach Sanssouci kommen und der König schickte ihm auf halbem Wege seine Pferde entgegen. Er widmete ihm alle seine freien Stunden; wenn Fouqué allein war, schickte Friedrich ihm seinen Lector zur Unterhaltung. Täglich ging er mit ihm im Garten spazieren, und da Fouqué nicht mehr die Terrassen hinabsteigen konnte, ließ er ihn in einem Lehnsessel tragen und wenn er herabgekommen war in einem kleinen eigends gemachten

Wagen in den Alleen herumfahren, Friedrich ging zu Fuß neben ihm her. Auch in Brandenburg in seinem Hause besuchte er ihn fast regelmäßig, wenn er nach Magdeburg zur Revue ging und blieb zuweilen die Nacht in Fouqué's Hause. Fouqué erwartete den König, wenn er zu ihm kam, an der Thür seines Hauses, der König umarmte ihn und führte ihn, wie ein Sohn den Vater, in seinen Lehnsessel auf sein Zimmer zurück. Er unterhielt den alten Freund mit den Ereignissen der großen Welt, aus der er sich zurückgezogen hatte. Sie lustwandelten dann in den Alleen von Fouqué's kleinen Garten unter dem Schatten dickbelaubter Linden und trennten sich neun Uhr Abends, um zur Ruhe zu gehen. Den andern Morgen bei Tagesanbruch kam der König wieder zu seinem alten Freunde, frühstückte mit ihm und trennte sich um zehn Uhr von ihm. Fouqué war mit einer reformirten Französin, Elisabeth Marie Mason vermählt und hatte zwei Söhne: der ältere, von einer Wärterin in der Jugend vernachlässigt, mußte wegen schwächlicher Gesundheit aus dem Kriegsdienst scheiden und ward der Pfleger seines alten Vaters; dessen Sohn Friedrich ist der Autor der Undine, der Fahrten Thiodolfs, des Zauberrings und anderer Ritter- und Recken-Romane, die nach den Lafontaine'schen eine Zeitlang Furore machten, unmittelbar nach den Befreiungskriegen, bis sie Clauren und noch später Scott auf die Seite schob.

Leichter zu verschmerzen, wie des alten treuen Fouqué's Verlust war der von dem Touristen Pöllnitz, der im Jahre 1775 starb. In dasselbe Jahr fällt aber auch der Tod des Obersten Carl Gottlob von Quintus Icilius, des Autors der Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, der eine besondere Vertrauensstellung hatte. Er hieß eigentlich Guichard und war der Sohn eines Magdeburger Fabrikanten, geboren 1725. Der König stiftete ihm den neuen Römernamen, weßhalb, weiß man nicht; einige berichten, es sei im Hauptquartier Landshut im Mai 1759 wegen eines Streites über den Namen eines Centurio der zehnten Legion hergekommen: der König nannte ihn Quintus Cäcilius, Guichard Quintus Icilius — als sich zeigte, daß Guichard Recht gehabt habe, soll der König geäußert haben: „Nun, so soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen." Noch 1759 ward ihm unter diesem Namen ein Freibataillon übertragen, nachdem bei der Parole bekannt gemacht worden war, der Hauptmann Quintus Icilius sei zum Major avancirt worden. Die adeligen Offiziere pflegten ihn aber den holländischen Professor zu nennen, weil er erst Theologie in Holland studiert und oft gepredigt hatte; endlich hieß er beim König selbst auch noch Seigneur de Wassersuppe, welchen Titel ihm Friedrich von dem von den Schätzen des durch ihn auf königlichen ausdrücklichen Befehl im siebenjährigen Kriege ausgeplünderten Schlosses Hubertusburg gekauften Rittergute gegeben hatte. Quintus Icilius wohnte seit 1763 in Potsdam und diente dem König

zur Unterhaltung über gelehrte Sachen. 1770 begehrte er dessen Einwilligung zu seiner Heirath mit Fräulein Schlabrendorf, Tochter des Generals Gustav Albrecht, und als der König, der sie verweigerte, ungeduldig ward, sagte er zu dem Oberst: „er sei von zu schlechter Herkunft, um sich mit einem Fräulein von Schlabrendorf zu verheirathen, sein Vater und sein Großvater seien Töpfer gewesen.“ „Ew. Maj.,“ erwiederte Quintus, „sind so gut ein Töpfer als mein Vater und Großvater; nur hatten diese eine Fabrik von Fayence und Sie haben eine von Porzellan.“ Quintus nahm seinen Abschied und wohnte darauf einsam mit seiner Gemahlin in Potsdam. Es verging aber kaum ein Jahr, so ließ ihn der König wieder rufen und war gnädiger als zuvor. Quintus durfte dem König manche Wahrheit sagen. Als dieser ihn einst bei Tafel fragte: „Was hat Er denn eigentlich mitgenommen, als er das Schloß des Grafen Brühl (Pförten in der Lausitz) plünderte?“ antwortete Quintus keck und schnell: „Das müssen Ew. Maj. am Besten wissen, denn wir haben ja getheilt!“ Er war es, der hauptsächlich die deutsche Literatur gegen ihn vertrat. Quintus' Geschlecht erlosch schon mit seinem Sohne, der als Husarenoffizier wegen eines Scherzes über eine Husarenmütze im Duell fiel.

Im Jahre 1778 ging der alte Galerie-Inspector Oesterreich mit Tod ab und der merkwürdige östreichische Graf Hodiß, den Friedrich aus seinem über und über verschuldeten Feenschlosse Hodiß in Mähren, wo

er ihn früher auf der Hin- und Zurückreise von Neustadt 1770 zu Joseph II. selbst besucht hatte, 1776 nach Potsdam hatte kommen lassen. Hoditz kam eben zu Sanssouci an, als der König zur Tafel gegangen war. Der König ließ ihn in einer Portechaise den Berg herauftragen. Der Graf trat mit einem großen Blumenbouquet in's Zimmer. „Sire," rief er aus, „die Weisen aus dem Morgenlande, da sie kamen den Heiland zu suchen, brachten Gold, Weyrauch und Myrrhen, ich bringe nichts als diese Blumen, aber hierbei ein Herz, das bloß für Ew. Maj. schlägt und so lange wie ich lebe schlagen wird." Der König nöthigte ihn zum Sitzen und er war eine geraume Zeit der tägliche Tischgesellschafter des Königs. Er wohnte erst in Sanssouci, dann nahm er ein Quartier in Potsdam, wo er an Steinschmerzen starb. Ferner starb noch in demselben Jahre, 1778, der edle gegen neunzig Jahr alte Engländer Lord Marishal, der ebenfalls seit 1765 in Potsdam dem König gegenüber wohnte und aus dessen Garten eine Pforte nach Sanssouci führte, er hieß vorzugsweise „des Königs Freund", er konnte beim König täglich speisen und dieser besuchte ihn wiederholt, oft ohne alle Anmeldung. Ein Theil von Marishal's Vermögen ging an seine Pflegetochter Emmetah Ulla über, die sein Bruder, Marschall Keith, unter den Ruinen von Okzakow gerettet hatte, sie war mit einem H. von Froment von der französischen Colonie vermählt und lebte in Potsdam.

Dasselbe schlimme Jahr 1778, das Jahr des unwillkommenen baierischen Erbfolgekriegs, raffte auch den Mann weg, der den größten, fast überwältigenden Einfluß auf Friedrich ausgeübt hatte, den Patriarchen von Ferney, Voltaire. Friedrich hatte ihm noch aus der Berliner Porzellanmanufactur seine wohlgetroffene Büste geschickt und mit eigner Hand die Worte darunter geschrieben: „Viro immortali.“ 1781 ließ Friedrich Voltaire's Büste im Versammlungssaale der Berliner Akademie aufstellen; auf seinem Schreibtisch stand fortan in Sanssouci der bekannte Kupferstich in Glas und Rahmen: L'apothéose de Voltaire.

Im Jahre 1780 starb die zweite der drei deutschen Fürstinnen, die der König besonders ausgezeichnet hat, die verwittwete Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen und in demselben Jahre noch seine Nichte, die Tochter der Memoirenschreiberin, die Herzogin von Würtemberg, die Gemahlin des Stifters der Carlsschule. 1782 folgte Friedrich's Schwester, die Königin von Schweden; 1783 d'Alembert, nächst Voltaire derjenige Gelehrte, mit dem der große König seit dem Jahre 1760 bis zu seinem Tode im fleißigsten Briefwechsel, wie früher mit d'Argens und Jordan gestanden hatte und der in Betreff des Charakters weit über Voltaire stand. 1786 endlich, am 26. Januar, sieben Monate vor Friedrich, starb der Held von Torgau, der die Monarchie gerettet hatte, der treue Ziethen.

Von interessanten Fremden sprachen in Friedrich's letzten Lebensjahren seit dem Hubertusburger Frieden

in Sanssouci ein: 1761 der durch seine merkwürdigen Memoiren bekannte italienische Glücksritter, Graf Casanova, vom Grafen Schwerin vorgestellt. Friedrich trug ihm eine — Gouverneurstelle bei dem Cadettenhause an, der galante stattliche Herr schüttelte sofort den Berliner Staub von seinen Füßen. 1769 kam Grimm, der nachmalige sehr einflußreiche Correspondent an die Höfe über die Pariser Zustände in Politik, gesellschaftlichem Leben und Literatur — er reiste damals nach Frankreich; 1773 kam er nochmals in Begleitung des Erbprinzen von Darmstadt und ein drittes Mal 1777 auf der Rückreise von Petersburg nach Paris. 1770 kamen die Landgräfin von Darmstadt zur Geburt ihres Enkels, des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. und die Kurfürstin von Sachsen; 1771 Lord Percy und sein Begleiter Dutens, auf ihrer großen Tour durch Europa. Dutens sollte erst nicht angenommen werden, nur der achtzehnjährige Lord, auch Abbé Bastiani konnte die Vorstellung nicht vermitteln. Darauf introducirte sich Dutens selbst und zwar durch ein charakteristisches Creditiv — charakteristisch für den Aussteller und den, der es annahm. Er schrieb nämlich in's Fremdenbuch des neuen Palais die Verse:

„Superbes bâtimens, goût, genie et beaux arts
Tout ici vous retrace une image de Rome
Et si vous cherchez un grand homme
Frédéric seul vaut les deux premiers Césars.“

Das wirkte: Dutens hatte sich legitimirt und ward darauf empfangen.

Im Jahre 1772 reiste der berühmte Diderot durch Berlin, ohne Friedrich zu sehen: Diderot mit seiner Gluth und mit seiner Abneigung gegen die Großen der Welt war Friedrich unausstehlich. 1773 und nochmals 1775 kam die Landgräfin von Darmstadt, 1773 auch Lord Chesterfield. 1775 sprachen noch ein: der galante französische Duc de Lauzun, gegen den Friedrich ganz ungemein artig sich bezeigte, — der martialische Fürst Orlow, der Liebling der Kaiserin Catharine II., der über der Leiche ihres Gemahls zu dieser bevorzugten Stellung emporgestiegen war, und der sehr fetirt wurde, — Lecain, der Schüler Voltaire's, der französische Garrick, von dem der König schrieb: „Dieser Mann würde der Roscius unsers Jahrhunderts sein, wenn er weniger übertriebe"; — der Lord Dalrymple, „ein Lord mit sonderbarem Namen aber liebenswürdigem Geiste," wie Friedrich an Voltaire schreibt, der auch zuletzt Gesandter in Berlin wurde — und der Herzog von Hamilton in Begleitung des Dr Moore. Das Jahr 1776 war eins der glänzendsten Jahre für den Berliner Hof: der König feierte die Hochzeit des Großfürsten Paul mit der Prinzessin von Würtemberg, Tochter einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, mit einer Pracht, wie sie seit dem ersten König von Preußen nicht gesehen worden war. Die Festlichkeiten, über die ein eignes 1776 in Berlin erschienenes Buch Bericht giebt „Ausführliche Beschreibung der Reise des Großfürsten Paul von Petersburg nach Berlin" waren folgende:

21. Julius: Der Großfürst, in Begleitung des nach Petersburg schon am 20. März gegangenen Prinzen Heinrich kommt in Berlin an: der König, die Königin und der ganze Hof empfangen ihn Abends sieben Uhr auf dem Schlosse.

23. Julius: Verlobung auf dem Schlosse, dann große Cour, Tafel beim König, wo vom goldnen Service gespeist wird, Abends bal paré.

24. Julius: Tafel bei der Königin, Abends Oper: Angelica und Medoro.

25. Julius: Prinz Ferdinand giebt dem Großfürsten im Thiergarten am Spreeufer ein Déjeûner, wobei der ganze Hof und die fremden Herrschaften; der Platz erhielt den Namen: Großfürstenplatz. Abends Redoute im Opernhause.

26. Julius: Sämmtliche Herrschaften nach Charlottenburg, Diner in Potsdam, Abends im Neuen Palais in Sanssouci Opera buffa: La Ritornata di Londra.

29. Julius: Französische Comödie im Schlosse in der Stadt: Le misanthrope.

30. Julius: Sämmtliche Herrschaften nach Charlottenburg und dann nach Berlin. Abends Souper und Concert beim Prinzen Heinrich.

5. August: Abreise des Großfürsten.

Die Hofschmeichelei stand damals im Zenith. Als der Großfürst fortfuhr, regnete und donnerte es und dabei wurden die Kanonen gelöst. Ein Poet schrieb damals Folgendes: „Engel vereinigten ihre Thränen mit denen des Volks bei der

Abreise Paul's: Jupiter und Friedrich gaben ihm das Geleit mit ihrem Donner."

1777 kam Claude de Rulhière von der Petersburger Gesandtschaft, Materialien damals sammelnd zu seinem Meisterwerk, Histoire de l'anarchie de Pologne, durch das er einer der vier größten Geschichtsschreiber wurde, die Frankreich hervorgebracht hat, wenn nicht ihr größter: auch Friedrich wird in diesem Buche mit Schlaglichtern beleuchtet, welche erkennen lassen, wie tief dieser profund weltvertraute Mann in die geheimen Falten der Menschenseelen und in die so wichtige Maschinerie hinter den Coulissen geblickt hatte. Dabei kann man immer stehen lassen, daß er sich "einzelner Irrthümer" schuldig gemacht habe. Das ist die allgemeine Schuld der Menschen oder vielmehr ihre Schwäche. Im Großen und Ganzen irrte sich Rulhière nicht. Interessant ist, was Friedrich am 26. März 1780 über Rulhières Project an d'Alembert schreibt: "Sie sagen mir, daß Herr Rulhière, den ich kenne, die Absicht hat, die Geschichte der letzten Unruhen in Polen zu schreiben. Mich dünkt die Epoche ist zu neu, als daß ein Schriftsteller sich mit aller schicklichen Freiheit über diese Begebenheit auslassen könnte; die handelnden Personen leben noch alle, und es hält schwer, die Wahrheit zu sagen, und doch nicht den Einen und den Andern zu beleidigen ꝛc. Wollte man sich auf nähere Umstände einlassen, so würde das zu persönlichen Erörterungen Anlaß geben, die man nur den Augen der Nachwelt mit Sicherheit darstellen darf."

Rulhière hatte durch d'Alembert bei Friedrich auf eine feine Art um Mittheilungen anfragen lassen „weil es ihm bei dieser Geschichte um Wahrheit zu thun sei.“ Die „persönlichen Erörterungen“, die Darstellung der Charaktere, und „die nähern Umstände,“ die Enthüllung der geheimen Motive sind allerdings die Hauptsache in Rulhières Werke geworden, das übrigens wirklich erst 1807 herauskam, es war aber in Frankreich während der Revolutionszeit viel im Manuscript gelesen worden. 1780 erschien der Prinz von Ligne, von dem wir auch ein kleines Mémoire über Friedrich haben: auch Ligne war ein gewiß weltvertrauter Mann, geistreich, wie der geistreichste Franzose, aber durch Temperament und Stand in der Gesellschaft ganz anders gerichtet, mit andern Auge daher auch die Dinge auffassend und weder so tief noch so unbestechlich in die Personen blickend, wie der mit der feurigsten Phantasie ausgestattete und doch ganz kalt und umsichtig urtheilende Autor der Anarchie von Polen.

1781 kam noch ein dritter Historienschreiber nach Sanssouci und fand Vorstellung bei Friedrich: Johannes von Müller. Er gefiel dem großen König ganz und gar nicht, er fand ihn in einem Briefe an d'Alembert „minutiös“, er war ihm so unbedeutend erschienen, daß er sogar den Namen Müller mit Mayer verwechselt hatte, er schrieb an d'Alembert: „Ihr Herr Mayer ist hier gewesen“ ꝛc.

1783 war der englische Gesandte am Hof von Neapel, Chevalier Hamilton, in Potsdam.

1784 sprachen ein: Marquis de Bouillé, der später Ludwig XVI. zu seiner verunglückten Flucht half, und Graf Ségur der Memoirenschreiber, 1785 der berühmte Marquis de la Fayette und Lord Cornwallis, der bei Yorktown in Virginien mit 7000 Mann hatte capituliren müssen — vier Helden des amerikanischen Revolutionskriegs, in welchem die Kriegskunst Friedrich's der kämpfenden jungen Republik durch zwei Preußen zu Gute gekommen war, durch Steuben und Kalb: Baron Steuben, früher Generaladjutant des großen Königs, ward Generalquartiermeister der Continentalarmee und inniger Freund Washington's. La Fayette sagte damals dem Könige, als dieser ihm die Bemerkung machte, daß es eigen sei, wie Frankreich so viele große Genies in den Wissenschaften hervorgebracht habe, Deutschland dagegen so wenige: „Sire, das kommt daher, weil der Schöpfer hier an einem Einzigen sich ganz erschöpft hat."

Endlich am 22. Januar 1786 kam der vierte Historienschreiber und Hauptheld der französischen Revolution, der nachher so berühmte Graf Mirabeau: er wurde, obgleich der König in der Regel keine Fremden mehr sah, schon am 25. Januar vorgestellt. Am 28. Januar schreibt ihm der König: „Monsieur le Comte de Mirabeau. Je n'ai qu'être bien sensible à la confidence que Vous me faites dans Votre lettre du 26. des raisons qui Vous ont engagé à Vous expatrier avec la permission de Votre Souverain et à chercher dans l'étranger à

faire valoir Vos talens avec plus de succés. Vous pouvez être persuadé que je Vous en garde le secret, et que je m'interesserai tous jours du sort d'un homme de Votre mérite souhaitant de bien coeur qu'il soit des plus favorables et conforme à Votre attente. D'ailleurs il dépendra entièrement de Vous, de Vous arreter à Berlin jusqu'à l'arrivé de Monsieur Votre frère, qui veut me demander la permission d'assister aux manoeuvres. Ce dessin me fait d'autant plus de plaisir que j'espére dans cet intervalle d'avoir celui de Vous voir encore une couple de fois, pour Vous assurer de bouche de tous mes sentiments pour Vous. En attendant je prie Dieu etc. Am 15. April hatte Mirabeau noch eine Unterredung mit dem König, die den Grafen aber — weil der König sehr leidend war und nur mit großer Beschwerde Athem holen konnte — so beängstigte, daß er sie möglichst abzukürzen suchte und noch denselben Abend Potsdam verließ. Mirabeau schrieb damals mit dem Braunschweiger Mauvillon das große Werk: de la Monarchie Prussienne und das kleine Buch: Histoire Secrète de la cour de Berlin depuis le 5. Juillet 1786 jusqu'au 9. Janvier 1787, auf das ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme.

13. Friedrich's letzte Tage und verdrießliche Stimmung. Der Handelstractat mit der jungen Republik Amerika. Der Fürstenbund. Die letzte Revue in Schlesien. Die Wassersucht. Dr. Selle und Ritter Zimmermann. Tod und Bestattung. Urtheile von Mirabeau, Jean Paul und Gans.

Bis zum Jahre 1785 hatte der große König ohne schwere Niederlage gelebt, doch immer geplagt von Gicht und Hämmorrhoiden, seinen beiden stehenden Uebeln, die fast alljährlich und nach und nach immer heftiger wiederkehrten. Er half sich dagegen mit Diät, abführenden Mitteln, namentlich mit Rhabarber und ganz besonders durch Abwartung der Transpiration. Periodisch hinfällig war er schon seit den siebziger Jahren und konnte dann weder arbeiten noch die Parade besuchen. Aber er suchte das möglichst zu verheimlichen. „Er ist argwöhnisch", schreibt der Lord Malmesbury 1775 „gegen Jedermann, und fürchtet so sehr für krank gehalten zu werden, daß die Anstrengungen, die er macht, um gesund zu scheinen, sehr oft sein Leben gefährden." Schon damals 1775 ging er gebückt und der Kopf hing fast stets nach einer Seite. Am 1. November 1772 hatte er an Voltaire geschrieben: „Ich bin alt, hinfällig, podagrisch, tief in Jahren, aber immer heiter und bei guter Laune." Es war das aber nicht wahr, wenigstens blieb es nicht immer wahr. „Es quälen ihn" schreibt Malmesbury 1775 allerlei Umstände im eignen Hause. Sein Nachfolger, der fuhlt, daß er nach dem Laufe der Natur bald König werden muß, beginnt schon im

Voraus sich zu fühlen und behandelt seinen Oheim mit weniger Respect und Nachgiebigkeit, als früher; seine Diener betrügen ihn, seine Tischgenossen bitten um Entlassung, selbst seine Soldaten klagen — mit Einem Worte, jedes Symptom zeigt sich jetzt, das das Ende einer Herrschaft andeutet, welche ein fortwährendes Schauspiel der Unterdrückung gewesen ist." Als der Prinz de Ligne 1780 in Potsdam war und dem König viel Verbindliches sagte, erwiederte er selbst: „Sie sehen nur meine schöne Seite; fragen Sie nur die Herren Generale nach meinem Eigensinn und meinen Launen, so werden Sie ein anderes Lied anstimmen."

Gegen Ende seiner Regierung wurde Friedrich der Große über alle Maßen übellaunig und mißtrauisch. Diese üble Laune und dieses Mißtrauen traf selbst Männer, die sein volles Vertrauen besaßen. Unterm 28. December 1784 schrieb der Cabinetsminister Graf Herzberg einmal an den Gesandten in Petersburg Grafen Görtz, der sich über die kränkenden Depeschen, die er erhielt, beklagt hatte: „Ew. Exc. würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten lesen sollten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage und was denn doch öfters einige Tage nachher befolgt wird." Auf den Rand eines Concepts zu einer Verordnung für verschiedene Provinzen, die er vollziehen sollte, schrieb der König eigenhändig: „Schon wieder eine Verordnung, man schreibt sich bald die Finger ab; mehr Execution und weniger Verordnung!"

Bei der schlesischen Reise im August 1785 fand der König sich sehr körperlich hinfällig und erschüttert, geistig und gemüthlich verstimmt. Doch behielt der alte Herr — 73 Jahre alt — noch Kraft genug, zu Pferde die Revue über die 50,000 Mann starke schlesische Armee bei Groß-Tiez, einer Johanniter-commenthurei ohnweit Strehlen, abzuhalten. Aber er war bei dieser letzten Revue, wie die vertrauten Briefe erzählen, „gar des Teufels". „Die Krücke flog ihm nur so in der Hand und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den andern Stabsoffizier sich in's Teufels Namen hinter die Fronte scheren." Diesem schlesischen Manöver wohnten eine Menge Fremde bei, die Herzoge von Braunschweig, Herzog Constantin von Sachsen Weimar in sächsischen Diensten, die Herzoge von York und von Curland, Lord Cornwallis und der Marquis de la Fayette, dazu noch dreizehn englische, sechs französische, acht sächsische Offiziere und ein polnischer General Lubomirsky. Sie wohnten im alten und neuen Schlosse zu Groß-Tiez, in Klein-Tiez, in Bohrau und Bischkowitz; der König im Hause des Dorfschulzen zu Groß-Tiez. Darauf im September sollte das berühmte Potsdam'sche Herbst-manöver folgen, die Fremden kamen größtentheils ebenfalls aus Schlesien nach Berlin. Am 9. September war der König zum letztenmal in Berlin, wo er die Prinzessin Amalie besuchte und die Bauten in der Stadt besah. Den 18. September, drei Tage vor dem Manöver Abends zehn Uhr bekam Friedrich einen heftigen Stickfluß, er mußte das Bett verlassen,

man half mit Vomitiven und Lavemenss. Um Mitternacht war der Zufall glücklich vorüber, er konnte sich wieder in's Bett legen und fiel nun in einen ruhigen und festen Schlaf. Am Morgen stellte sich das Podagra wieder ein und damit der Anfang der letzten elfmonatlichen Krankheit. Der Prinz von Preußen mußte das Manöver und General Rohdig die Musterung commandiren. Seitdem kränkelte der König stets fort, behielt einen beschwerlichen Husten, Schlafsucht bei Tage, Schlaflosigkeit in der Nacht und die Vorboten zur Brust-Wassersucht stellten sich ein. Zum Carneval in Berlin konnte er nicht gehen. Unter großen Schmerzen ging der Winter vorüber. Zunehmende Schwäche, vermehrte Engbrüstigkeit, trockner Husten, Indigestionen machten das Uebel fast unüberwindlich. Regelmäßig aber von vier Uhr Morgens an besorgte der König die Regierungsgeschäfte, er ließ die großen Gegenstände der damaligen Politik nicht einen Augenblick aus den Augen. Sein Wahlspruch, den er unterm 7. September 1776 in einem Briefe an Voltaire ausdrückte, war: „Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihrer Pflicht.“ Die beiden letzten Angelegenheiten, die den König beschäftigten, waren der Handelstractat mit der jungen Republik Amerika und der Fürstenbund. Der Tractat mit Amerika kam unterm 10. September 1785 zu Stande: der Geheime Rath Thulemeyer, Gesandter im Haag schloß ihn mit Adam Jefferson und Franklin ab.

Der deutsche Fürstenbund gegen Kaiser Joseph's II. Tauschprojecte wegen Baiern und für die Erhaltung der Reichsverfassung ward abgeschlossen am 23. Juli 1785 mit Kur-Sachsen und Kur-Hannover; es traten bei: Kur-Mainz, Zweibrücken, der eventuelle Erbe von Baiern, Hessen-Cassel, Braunschweig, Baden, Sachsen-Gotha und Weimar, Anspach, Baireuth, die Herzoge von Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt-Dessau, Bernburg und Cöthen, der Fürstbischof von Osnabrück. Nur Kur-Cöln, Kur-Trier und Hessen-Darmstadt traten nicht bei, wegen ihrer Abhängigkeit von Oestreich, ferner Würtemberg nicht wegen des nahen Verhältnisses des Herzogs zu Oestreich und Rußland, ebenso Oldenburg nicht aus Rücksicht auf Rußland und endlich Anhalt-Zerbst nicht aus Abneigung gegen Friedrich. — Mit dem Fürstenbund schloß Friedrich seine politische Laufbahn. Im April 1786 kam der letzte Frühling für Friedrich, er begrüßte ihn mit innigster Freude, er ließ sich bisweilen Nachmittags bei dem Mittagsportale des Potsdamer Schlosses auf die s. g. grüne Treppe einen Stuhl setzen, um sich an der milden Frühlingsluft zu erquicken. So that er am 12. April, wo er zu den beiden Grenadieren, die Wache standen, und das Gewehr scharf beim Fuße hatten, als er das bemerkte, sagte: „Geht ihr immer auf und nieder; ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann!“ Am 17. April verließ er früh sechs Uhr Potsdam, fuhr auf einem starken Umwege spazieren und ließ sich in Sanssouci nieder. Auch hier ließ er sich öfters auf die Terrasse bringen, um sich an der warmen Frühlings-

sonne zu laben. Hier war es, wo er einst sagte: „Bald werde ich dir näher kommen", die bekannte Scene, die Chodowiecky in Kupfer gestochen hat. Wiederholt versuchte er Ende April und im Mai auszureiten, kam aber aus Kraftlosigkeit nur bis zum Neuen Palais und einmal bis an's Brandenburger Thor, der Staub der trocknen Witterung und der Bauten hinderte ihn, in die Stadt hineinzureiten und die Parole selbst auszugeben. Anfang Juni fingen die Füße an zu schwellen, am 15. und 16. war die letzte Minister-Revue. Am 23. Juni sah er zum letzten mal einen Verwandten: es war sein Liebling, der joviale Prinz Friedrich von Braunschweig-Oels, der seit dem 21. Juni bei ihm zu Besuch war. Auf einem Ritt mit dem Condé am 22. Junius folgte am 24. ein Blutauswurf; am 4. Juli ritt er zum letztenmal aus, Mittags 11 Uhr drei viertel Stunden lang im großen Garten von Sanssouci, mehrentheils im Galopp, höchst matt kam er zurück, hatte keinen Appetit bei Tafel und mußte sich gleich nachher erbrechen. Bisher hatte Dr. Selle ihn behandelt, am 23. Juni war der hannöverische Leibarzt Ritter Zimmermann eingetroffen, er besuchte den König dreiunddreißigmal bis zum 10. Juli, dann ward Selle wieder berufen. Friedrich hatte sich über die Aerzte immer lustig gemacht. Aber sein oft ausgesprochener Wahlspruch war: „Alles wohl erwogen, ist gute Verdauung wichtiger als Philosophie." Er las auch dabei immer medicinische Bücher, zog auch bei de la Mettrie, der Arzt war, Rath ein. Man überschickte ihm einmal

aus Marseille 1775 ein Mittel gegen das Podagra. Er befahl man solle zurückschreiben in dem Sinne: „ich danke vor der Cuhr und laße die Natur Valten.“ 1757 hatte er zu dem Dr. Tralles in Breslau, der den Prinzen Ferdinand von Preußen curirte, gesagt: „Das wird er nicht läugnen, daß ein jeder Doctor vorher einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke kuriren kann; sag' Er mir doch, war Sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen fertig?“ Als die Nachricht vom Tode Kaiser Carl's VI. 1740 nach Rheinsberg kam, lag der König am Quartanfieber darnieder; er curirte sich selbst mit China und seitdem wurde dieses Mittel auch von den Aerzten mit Vertrauen empfohlen. Während der Schmerzen der Krankheit pflegte Friedrich geduldig und sanftmüthig zu sein; seine Diener merkten allemal, daß es besser mit ihm wurde, wenn die Heftigkeit und Ungeduld sich wieder einstellte. Friedrich machte den Aerzten ungemein viel durch seine Diätfehler zu schaffen. „Der König, erzählte General Görtz dem Ritter Zimmermann, hatte heute, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen und diese bestand wie gewöhnlich in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepreßten Bouillon. Zu der Portion Suppe nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüthen und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boeuf à la Russienne — Rindfleisch, das mit einem halben Quart Branntwein gedämpft war (es war eine Erfindung des Obersten Pinto). Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen

Gericht, das zur Hälfte aus türkischem Weizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse: dazu gießt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis eine zarte, eines Fingers dicke Rinde umher entsteht. Und diese von Lord Marishal in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem Könige emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der von mir angerathene Löwenzahn machte, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so hitzig und so würzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken." Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Convulsionen. Zu anderer Zeit aß der König wieder eine Menge von kühlenden und blähenden Früchten, besonders Melonen und allerlei Zuckerwerk. Die Köche waren seine gefährlichsten Feinde."

Unausgesetzt behielt Friedrich den Gleichmuth bei, mit dem er sich über seine Schmerzen zu erheben suchte. Obgleich er nun von der Wassersucht so geschwollen war, daß er sich nicht allein aus seinem Stuhle zu bewegen vermochte, worin er vorwärts gebückt Tag und Nacht zubrachte, ohne sich des Bettes bedienen zu können, gab er doch nie ein Zeichen von Unbehaglichkeit und Schmerz, behielt seine heitere ruhige Miene und scherzte sogar bisweilen. Als der Herzog von Curland ihn besuchte, sagte er zu ihm: wenn er einen guten Nachtwächter brauchte, so bäte er sich dieses Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. Er war aber des Lebens satt. Schon 1763

hatte er, wie d'Alembert an Madame du Deffand schrieb, zu Jemand, der ihm zum Hubertusburger Frieden als zum schönsten Tage seines Lebens gratulirt hatte, gesagt: „Le plus beau jour de la la vie est celui ou on la quitte.“ Er hatte nie geglaubt, daß er noch so lange leben werde. Schon 1769 hatte er sein Testament gemacht und bei Herzog Carl von Braunschweig niedergelegt. Schon lange hatte er immer in seiner derben Sprache geäußert: „Ich bin ein alter abgelebter Kerel, die Maschine will nicht mehr aushalten, der Teufel wird mich bald holen.“ Doch fürchtete er ein stumpfes Alter, er wollte da lieber, wie er öfter in seinem Latein gesagt hat: „stante pede morire.“ Ueber seinen Zustand oder vom Tode sprach er nie, nur über die Zeitläufte, die Literatur, alte und neue Geschichte und vorzüglich über den Landbau und die Cultur seiner Gärten, die er noch immer mit neuen Anlagen versehen ließ. Noch in den letzten Monaten seines Lebens ließ er beim Neuen Palais Spaliere für die besten Arten von Kirschen, Pflaumen und Pfirsichen machen. Weil er sich wenig mit Lesen und Schreiben beschäftigen konnte, vertrieb er sich die freie Zeit Nachmittags damit, daß er sich seine Juwelen, seine Dosen, Ringe, geschliffenen und rohen Chrysoprase, seine Banknoten, das Portefeuille und die Papiere, welche die Vertheilung seiner Hand- und Dispositionsgelder enthielten, vorlegen ließ und alles ansah. In dieser Zeit bekam er von den Abgeordneten der Berliner Herrnhuter Gemeinde einen merkwürdigen Brief, worin

er beschworen wurde, „die liebreichste Versöhnung Jesu Christi und seine liebevollen heiligen Gesinnungen anzunehmen und sich den heiligen Geist zum Führer ernstlich zu wünschen“. Die Zuschrift schloß mit den Worten: „Bei Gott ist gar kein Ding unmöglich. Herr Jesu! Hilf! Ich verbleibe Ihro Königl. Maj. mit allerunterthänigstem Respect und Liebe verbundener Christ D. F.“ Als der König diesen Brief gelesen hatte, gab er ihn ruhig wieder zurück und sagte: „Man muß den Leuten höflich antworten, sie meinen es gut mit mir.“

Der Minister Herzberg, den Friedrich am 8. Juli nach Sanssouci rufen ließ und der die letzten fünf Wochen hier blieb, berichtet, daß des Königs beständiger und täglicher Lebenslauf dieser gewesen sei. Ganz früh Morgens las er die Depeschen seiner Gesandten und die militairischen und Civilberichte seiner Generale und Minister. Um vier oder fünf Uhr schon, nach der Menge der Geschäfte, ließ er die Cabinetsräthe, einen nach dem andern zu sich hereinkommen. Dem Einen diktirte er die Antworten auf die Depeschen seiner Gesandten, die er nachher dem Minister Herzberg zustellen ließ, den beiden andern die Befehle und Antworten an die Staatsminister und Generale über Kriegs-, Finanz- und Justizsachen, wie auch die Antworten auf die unendliche Menge Briefe und Bittschriften von Privatpersonen und zwar mit einer solchen Genauigkeit und Ordnung, daß die Cabinetsräthe nur die Titel, Curialien und das Datum beizusetzen hatten.

Noch am 1. August 1786, vierzehn Tage vor seinem Tode, erließ er folgende Cabinetsordre an den Kammerpräsidenten Baron Goltz in Königsberg:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Ich bringe in Erfahrung, daß auf der Seite von Tilsit annoch ein großer Morast zu defrechiren sei, das Terrain soll zu Meinen Aemtern gehören ꝛc. Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sclaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet und als Eigenthümer auf ihren Gütern angesetzt werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Difficultäten haben könne und bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 1. August 1786.

Friedrich."

Ein „am 12. August, (fünf Tage vor seinem Tode,) expedirter" Zettel enthielt die eigenhändigen Worte des Königs:

„An Korkwitz und Dohmhard"

1tens Vor ein Jahr habe ich befohlen zu probiren Leinsamen zu ziehen und solchen in Schlesien probiren zu lassen. Das haben die ...... vergessen.

2tens an Dohmhard. Berlin braucht noch 1000 Centner Butter, deswegen muß er sehen, wie viel Brücher von den Polnischen Adligen können urbar gemacht und gekauft werden.

Friedrich."

War das Geschäft mit den Cabinetsräthen um sieben oder acht Uhr geendigt, so ließ er den Commandanten von Potsdam, Generallieutenant Rohdich, eintreten und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen die Tagsbefehle für die Garnison mündlich zu ertheilen. Hierauf sah er seine Aerzte. Um elf Uhr traten die gewöhnlichen Gesellschafter ein. Diese waren: der Marquis Lucchesini aus Lucca, der seit 1780 als Kammerherr an den preußischen Hof gekommen war, und auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. zurückkomme — der General Graf Carl Friedrich Adam Görtz, der Bruder des Diplomaten, ein feiner Hofmann — der alte, kleine, dicke General und Oberstallmeister Graf Schwerin, der beim König in Sanssouci wohnte, — der Ingenieur-Oberst Graf Pinto, ein Piemonteser aus der berühmten alten jüdischen portugiesischen Familie stammend, die wie die Bolza zum ältesten Adel Portugals gehörte, ein erfahrner Ingenieur, seit 1770 ohngefähr in des Königs Dienst, der 1781 bei ihm Gevatter stand, gestorben 1788 und Lucchesini's Schwager — und Herzberg. Mit diesen Fünfen unterhielt der König sich, bis es zwölf schlug, worauf er sie entließ und allein seine Mittagstafel einnahm. Früher bildeten diese ersteren vier Herren außer Herzberg seine tägliche Tischgesellschaft, doch ließ sie Friedrich jeden Morgen von Neuem zum Essen einladen. Seit dem 8. Juli wohnte wie gesagt, auch Herzberg in Sanssouci. Schwerin hatte am 31. Juli Urlaub nach Braunschweig genommen, den der König nicht geben wollte, als er wiederholt

bat, sagte er: „Nun, so reist denn, Ihr werdet mich aber bei Eurer Zurückkunft nicht mehr am Leben finden!“ Vom 4.—9. August war der schlesische Minister Hoym in Sanssouci: der König besprach mit ihm Urbarmachungen und Anlagen von Fabriken. Noch in den letzten Krankheitstagen, bis zum 8. August, corrigirte Friedrich wie gewöhnlich die Küchenzettel, Preuß hat die vier letzten derselben mit den Correcturen in seiner Biographie abdrucken lassen, der vom 5. August ist oben mitgetheilt.

In den Nachmittagen setzte sich Friedrich dann bisweilen auf seine Terrasse in voller Uniform mit Hut und Mantel in die Sonne. Alle Nachmittage unterzeichnete er aber noch regelmäßig mit großer Aufmerksamkeit sämmtliche Depeschen und Briefe, die er am Morgen dictirt hatte und die die Cabinetsräthe während des Vormittags expedirt haben mußten. Gegen fünf Uhr ließ er die fünf Gesellschafter wieder kommen und behielt sie bis acht bei sich; darauf nahmen diese Herren das Abendessen unter sich. Dann verbrachte er eine Stunde oder etwas mehr mit seinem Lector Dantal, den er seit November 1784 auf des Schweizer Merian Empfehlung aus der französischen Colonie angenommen hatte, um ihm aus den alten oder neuen Classikern und verschiednen historischen und philosophischen Werken, Voltaire, Hénault, Mezeray, Rollin, Bayle u. s. w. vorzulesen. Hierauf beschäftigte sich Friedrich wieder mit den neu eingegangenen Depeschen und genoß zuletzt des wenigen Schlafs, den ihm sein Zustand vergönnte. Dantal

schloß sein Amt Sonntag 30. Juli Abends 9¼ Uhr mit dem Verhör Robert Damien's über das Attentat auf das Leben des Königs aus Voltaire's Précis du siècle de Louis XV.; der König ließ ihn zwar an den folgenden Tagen noch rufen, es konnte aber nicht mehr gelesen werden. Das Letzte, was der König selbst gelesen hatte, war das Leben Heinrich's IV. und das Leben der zwölf ersten Kaiser von Sueton, übersetzt von de la Harpe, l'evangile du jour von Voltaire und Quintilian. Bis zum Sonntag den 13. August aß der König ordentlich zu Mittag. Montag am 14. nahm er nur ein wenig Suppe und Boeuf à la Russienne und zu Abend eine halbe Seespinne. Dienstag den 15. August schlummerte er gegen seine Gewohnheit bis früh elf Uhr, dann besorgte er, wiewohl mit schwacher Stimme, mit aller Geistesgegenwart seine Cabinetsgeschäfte, dictirte noch an den Cabinetsrath Laspeyres so richtig durchdachte Depeschen, daß sie dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben: es befand sich darunter eine vier Quartseiten lange Gesandteninstruction. Schon vorher hatte er dem General Rohdich die Disposition zu einem Manöver der Potsdamer Garnison ertheilt. Dieß waren seine letzten Regierungshandlungen. „Als am 16. August das Manöver executirt wurde, erzählt Oberst Massenbach, und wir eben im Avanciren waren, kam die Nachricht, daß sich die Gesundheit des Königs merklich verschlimmere.“ Der König aß am Morgen des 15. wieder die Hälfte einer Seespinne, unterschrieb gegen Abend noch die ausgefertigten

Cabinetsbefehle und Briefe, war dann aber auch wieder fast gar nicht bei Bewußtsein und in einem anhaltenden, betäubenden Schlummer. Die letzte Depesche, die der sterbende König unterzeichnete, ging an den Legationsrath Hüttel nach Petersburg, sie wird im geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrt.

Den 16. August gleich bei frühem Morgen fing der König gewaltig an zu röcheln und es schien, als wolle er augenblicklich aushauchen. Er vernahm sich wieder etwas, als gegen fünf Uhr die drei Cabinetsräthe Beyer, Laspeyres und Müller angemeldet wurden. „Sie sollten warten, gab er zu verstehen, er werde sie hereinrufen lassen.“ Die Sprache stockte, die Räthe wurden nicht zum Vortrag gerufen. Als nach sieben Uhr General Rohdich kam, arbeitete Friedrich, um aus dem Winkel des Stuhls sein Haupt emporzuheben, mußte aber mit einem klagenden Blicke zu verstehen geben, daß er nicht mehr ihn abfertigen könne. Rohdich trat mit Thränen in den Augen ab. Als Selle kam, fand er den Kranken nach drei Uhr Mittags mit etwas freierem Bewußtsein, gegen sieben Uhr schlief er ein. Er klagte über Frost und verlangte beständig mit Kissen bedeckt zu werden. Gegen Mitternacht bemerkte der König, daß sein Hund vom Stuhle gesprungen war, er fragte, wo er sei und befahl, ihn wieder auf den Stuhl zu setzen und mit Kissen zu bedecken. Morgens ein Uhr Donnerstag am 17. August fand Selle den König sterbend, die Lebensgeister schwanden sichtbar, zwei Uhr zwanzig Minuten hauchte er seinen letzten Athenzug aus. Bei

ihm waren nur die Kammerdiener Schöning und Neumann, der Lakai Strützki hielt ihn in seinen Armen. Die letzten Worte, die sie von ihm vier Stunden vor seinem Tode vernahmen, warem beim Auswerfen des Schleims: „Cela sera bon, la montagne est passée.“ Selle trat ungerufen ins Sterbezimmer, als Friedrich schon ohne Bewußtsein war. In den Seitenkammern befanden sich Herzberg, Görtz und der von Braunschweig wieder gekommene Schwerin.

Zwei Stunden nach Friedrich's Ableben nahm der Bildhauer Eckstein die Todtenmaske desselben in Gyps ab, die sich jetzt wieder auf der Berliner Kunstkammer befindet, nachdem Napoleon sie nach Paris entführt hatte. Der Leichnam, mit der Uniform des ersten Gardebataillons bekleidet, ward noch am 17. Aug. Abends acht Uhr auf einem achtspännigen Leichenwagen nach Potsdam ins Schloß geführt. Alle Straßen waren mit Menschen überfüllt. „Alles war todtenstill, schreibt Mirabeau, aber Niemand war traurig. Alles war beschäftigt, aber Niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören, weil Friedrich diejenigen mehr geliebt hatte, denen er zugehörte, als diejenigen, die ihm zugehörten.“ Preuß, in der Fülle seines Patriotismus, hat diese Nachricht Mirabeau's für die grundloseste Unwahrheit erklärt. Er schreibt: „Wie noch lebende Augenzeugen sich erinnern, lag, als Friedrich zur Todtenwohnung einzog, Ruhe der Mitternacht auf seinem Volke; nur hie und da ein schwerverhaltenes Schluchzen und

der Seufzer: „Ach, der gute König!“ Gewiß ist aber, daß Friedrich mehr Respect als Liebe genossen hat, namentlich in der letzten Zeit seines Lebens. Daß im Jahre 1777 schon diese Stimmung die allgemeine war, bestätigt unter andern auch der englische Tourist William Wraxall; eben so bestätigt es der bekannte Prinzenerzieher in Weimar, Major von Knebel, der zehn Jahre lang nach dem Hubertusburger Frieden als Offizier in preußischem Dienst stand. Am 18. stand die Leiche unter einem Baldachin in Parade im gelben Audienzzimmer des Potsdamer Schlosses aus. Neben ihr auf einem Tabouret lagen Degen, Krückenstock und Schärpe. Der König hatte streng geboten, ihn nach seinem Tode nicht auszukleiden, sondern in seinem militairischen Mantel bis an den Hals zugedeckt hinzulegen. Es geschah nicht. Schöning gab ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg und die Gardeuniform ward ihm angezogen. Der Körper war auch punctirt worden, um das Wasser zu entziehen, er glich mehr den Gebeinen eines Kindes, als denen eines Mannes. Nur das Angesicht bewahrte noch das Bild der Größe, das dünne eisgraue Haar war etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt worden. Bei dem Anblicke des Uebrigen traute man seinen Augen nicht, daß diese Hand voll Knochen solcher wunderbaren Kraft habe zum Wohnplatze dienen können. Einbalsamirt ward Friedrich nach seinem Wunsche nicht. Abends acht Uhr ward der Sarg nach der Garnisonkirche in Potsdam gebracht und unter der Kanzel neben seinem Vater beigesetzt. Das feierliche Leichenbegängniß fand den

9. September statt, wobei eine lateinische Trauercantate von Lucchesini, in Musik gesetzt von Reichardt, aufgeführt wurde.

Des Königs Ruf war so weit europäisch geworden, daß Goethe aus Caltanisetta auf der Insel Sicilien unterm 28. April 1787 schrieb: „Wir müssen den Einwohnern von Friedrich II. erzählen und die Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.“

An der Grabstätte Friedrich's des Großen zu Potsdam sagte in der Nacht vom 4. November 1805 der Kaiser Alexander Friedrich Wilhelm III., seinem Freunde, und der Königin Luise Lebewohl. Ein Jahr darauf stand am 25. October 1806 Napoleon als Sieger von Jena bei diesem Grabe. Den Tag vorher hatte er in der Gallauniform in Friedrich's Arbeitszimmer zu Sanssouci verweilt und zu seinem Gefolge, dem ausdrücklich der Befehl ertheilt worden war, die Gallauniformen anzulegen, die Worte gesagt: „Messieurs, c'est un endroit, qui mérite notre respect!“ Aus den Zimmern von Sanssouci nahm Napoleon den Degen Friedrich's mit, den er auf seinen Feldzügen getragen. Er schenkte ihn dem Invalidenhause zu Paris, wo er vom Gewölbe des Doms der Invaliden herabhängend aufbewahrt wurde „als ein Zeichen der Siege der großen Armee und der Rache wegen der unglücklichen Schlacht bei Roßbach“. 1814 ist dieser Degen zurückgebracht worden und 1815 schenkte Blücher den Degen Napo-

leon's, den er nach der Schlacht bei Waterloo bei Genappe erbeutet, dem Cadettencorps zu Berlin. Napoleon hatte auch Friedrich's Schärpe, Ringkragen und das Band des schwarzen Adlerordens mitgenommen. Friedrich's Uhr, die im Nebenzimmer seines Sterbezimmers stand, mit Titus' Bildniß und der Inschrift: Diem perdidi hing im Camin auf St. Helena in Napoleon's Wohnung, er vermachte sie nebst einer Klingel vom Tische Friedrich's in Sanssouci im Testamente seinem Sohne. Friedrich's Hut, den er in seiner letzten Lebenszeit und noch den Morgen vor seinem Tode auf seinem Kopfe getragen hatte, schenkte Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels, der Großmeister der Loge aux trois globes, den 25. August 1786 an Gleim. Eben so erhielt Gleim 1787 durch den ehemaligen Geheimen Kämmerier Gericke diejenige Schärpe, die Friedrich den siebenjährigen Krieg hindurch getragen und die er in der Garderobe aufzuheben befohlen hatte. Friedrich Wilhelm II. hatte sie den Kammerleuten geschenkt, Gleim ließ zum Andenken Ringe für seine Freunde daraus machen. Der Stuhl, auf dem Friedrich gestorben war, und die Tasse, aus der er gewöhnlich getrunken, schenkte Friedrich Wilhelm II. seiner alten Tante, Friedrich's Lieblingsschwester, der Prinzessin Amalie. Kurze Zeit nach ihres Bruders Tode kam sie nach Sanssouci, um sich das Sterbezimmer, die Lieblingsplätze und die Gruft des Königs zeigen zu lassen. Die verwittwete Königin sah, so viel man weiß, Sanssouci niemals.

Es wird wenige Menschen geben, die Jean Paul's Urtheil über Friedrich den Großen nicht unterschreiben: „Es ist leichter, ein großer als ein rechtschaffner König zu sein; er war beides. Es ist leichter bewundert als gerechtfertigt zu werden, ihm ist beides zu Theil geworden.“ Und nicht minder wahr ist, was Gans einmal 1837 an Varnhagen schrieb: „Es ist merkwürdig, wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaschungen des Mittelmäßigkeitswassers doch nicht die inficive Farbe Friedrich's des Großen loswerden.“

Wenn bedeutende Zeitgenossen Friedrich's über sein Regiment das harte Wort „Sclaverei“ ausgesprochen haben, so haben die Nachkommen gewiß doch es dankbar zu erkennen, daß aus der harten Steinbruchsarbeit, mit der die damals im Lande lebenden Menschen überlastet wurden, der stolze und feste Bau hervorgegangen ist, unter dessen Schirme sie jetzt wandeln: er hat schwere Stürme überdauert und wird auch noch schwerere überdauern: „Wenn anders Preußen nur sich selbst bleibt treu.“

14. Die Brüder Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand und Prinz Wilhelm. Die Prinzessin Ferdinand und der Einsiedler am Vesuv. Friedrich's Schwester Amalie und Baron Trenk.

Den König überlebten zwei jüngere Brüder: die Prinzen Heinrich, geboren 1726, und Ferdinand, geboren 1730, der dritte Bruder, Wilhelm, „der Prinz von Preußen“, als präsumtiver Thronerbe genannt, geboren 1722, zehn Jahre jünger als Friedrich, war schon 1758 gestorben. Wilhelm hatte sich 1742 mit einer braunschweigischen, Heinrich 1752 mit einer hessischen, Ferdinand 1755 mit einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt vermählt; Wilhelm hatte seine Hofhaltung in Oranienburg, das ihm der König geschenkt hatte, Heinrich in Rheinsberg, Ferdinand in Ruppin. Alle drei Prinzen waren lebenslustig und lebten auch, namentlich in den Jahren zwischen den ersten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege auf ihren Lustschlössern ein heitres Leben, über das Bielefeld, der Gouverneur des jüngsten Prinzen Ferdinand war, berichtet.

„Oranienburg“, schreibt er unterm 21. November 1754, hat Prinz Wilhelm aus dem Verfalle gezogen. in den es während der siebenundzwanzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelm's I. gerathen war. Den großen nach le Nôtre's Plan angelegten Garten hatte die Vernachlässigung wunderbarerweise verschönert. Die seit 1713 nicht mehr verschnittenen Buchenhecken

hatten sich verwachsen und verschlungen und bildeten einen Gang, der so dicht jetzt ist, daß weder Sonne noch Wind durchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten und Abends speist man darin, ohne daß die Luft die Kerzen auslöscht. Ein geschickter Gärtner, der die Verwilderung benutzte, hat viele geschmackvolle, kleine Gartenhäuser aus der Erde wachsen lassen."

„Das Schloß zu Rheinsberg ist geblieben wie es war: nur einige Zimmer, die nicht fertig waren, sind ausgebaut worden. Der Garten hingegen ist sehr vergrößert worden. Ein Theater von grünen Hecken ist vollkommen zu Vorstellungen aller Art eingerichtet und kann zu mehr als einem Zwecke dienen. In dem das Schloß umgebenden Laubholzwalde hat Prinz Heinrich eine Menge Landhäuser angelegt, die Einsiedeleien vorstellen. Sie sind mit Austerschalen und Baumrinde überzogen und mit Stroh gedeckt. Inwendig sind sie einfach, doch nett möblirt. Mitten unter diesen Häusern sieht man eins, größer als die andern mit einem Thurme: darin wird bei Regenwetter gespeist; ist schönes Wetter, so ist die Tafel in einem nur einige Schritte davon entfernten Pavillon von Gitterwerk. Das Zeichen dazu wird mit einer Glocke gegeben, beim dritten Schlag verläßt Alles die Häuser und tritt in den großen Saal. Die Vormittage verlebt jeder Bewohner der Häuser, wie es ihm gut dünkt; nach aufgehobener Tafel hat man dieselbe Freiheit; um sechs Uhr Abends versammelt man sich zu den gemeinschaftlichen Ergötzungen."

Unter diesen Ergötzungen berichtet Bielefeld unterm 11. December 1753 von einer vor kurzem gegeben Vorstellung des französischen Hofes unter der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Die Hauptabsicht des Prinzen Heinrich war dabei: der Erbprinzessin von Darmstadt (der geistreichen Caroline) einige alte chinesische Lacke auf eine feine Art anzubieten. Es ward ihr die Rolle der Anna von Oestreich zuertheilt, ein Gesandter aus Siam brachte die Geschenke. Man hatte alle Berichte, alle Kupferstiche zu Rathe gezogen, um die Personen jener Zeit darzustellen und sie im Geschmack ihrer Tage zu kleiden. Fräulein von Forcade, Hofdame der Prinzessin, lieblich blühend und eigentlich noch ein Kind, spielte den König Ludwig. Prinz Wilhelm als Kanzler trug eine ungeheure Perrücke und ein langes schwarzes schleppendes Kleid. Prinz Heinrich gab den Cardinal Richelieu mit Mäntelchen und Faltengewand. Die übrigen Hofleute, die hundert Schweizer und die Dienerschaft waren genau im Costüm des siebzehnten Jahrhunderts. Alles war zu diesem Feste in Athem gesetzt worden, selbst die Kammerfrauen. Die schönste Sommernacht erhöhte das Vergnügen; man begab sich unter die Colonnade, welche dem See von Rheinsberg gegenüber ist. An einem Ende derselben erhob sich ein Thron für den König, auf den er sich neben seiner erhabenen Mutter niederließ. Darauf sah man auf dem See in der Ferne zwei Barken mit bunten Wimpeln und mit hundert Lichtern erleuchtet. Sie hatten den Gesandten von Siam mit seinen Geschenken

an Bord und nie sah man etwas Originelleres. Seine Tracht, so wie die des Dolmetschers und Gefolges war prachtvoll. Sobald die Barken gelandet waren, sprang der Gesandte heraus, ging mit den Seinigen zur Colonnade, ward von den Vornehmsten des Hofes empfangen und vom Ceremonienmeister vor den König geführt. Er hielt eine Rede in fremder Sprache, welche der Dolmetscher übersetzte und überreichte darauf sein Creditiv nebst den Geschenken. Prinz Wilhelm als Kanzler übernahm die Beantwortung, die ziemlich lang war, und die er, um den Prinzen Heinrich zu necken, mit folgenden Worten schloß: „die königliche Frau Mutter nehme die Geschenke aus Siam bloß als Freundschaftsbeweis, nicht ihres Werthes wegen an, denn (ich gebe genau wieder, was er sagte) la chaise p....e de la Reine est, sauf le respect, d'un plus beau laque, que tous ces colifichets"*). Dieser Einfall erregte ein lautes und allgemeines Gelächter. Man zeigte hierauf dem Gesandten alle Herrlichkeiten des hell illuminirten Schlosses und Gartens und nahm dann an kleinen Tafeln zum Abendessen Platz. Beim Nachtisch bereitete Fräulein von Mérienne (Morien) noch eine Ueberraschung. Sie verließ unbemerkt den Saal und zog eine schwarze, mit feuerfarbenem Bande und sonderbaren Flittern besetzte Robe an. Darauf meldete man dem französi-

---

*) Es bezieht sich das auf die Ausstattung der Königin Charlotte und die oben mitgetheilte Stelle in dem Briefe der Herzogin von Orleans. (Bd. 2, S. 145.)

schen Hofe, daß so eben die Königin Christine von Schweden in Begleitung Monaldeschi's angekommen sei, um König Ludwig zu besuchen. Man erhob sich zu ihrem Empfang. Fräulein Mérienne hatte ihre Rolle vollkommen durchdacht und spielte sie zum Entzücken. Nach der Tafel war Ball und man bewegte sich in Passepieds, Aimable-vainqueurs, Rigodons und Sarabanden heiter durch den Saal."

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Alles erzählen sollte, was die Prinzen in dieser Art seit einigen Jahren ersannen. Niemand findet mehr Geschmack an freisinnigen Vergnügungen als Prinz Wilhelm und Niemand versteht besser sie anzuordnen, als er. Bielefeld beschreibt nun noch umständlich eine von Prinz Wilhelm arrangirte Insel des Vergnügens, wobei Prinz Heinrich als Orpheus und an seiner Seite Fräulein von Mérienne als Euterpe erschien. „Einst stellte man ein Auto da fé zu Goa vor: Prinz Wilhelm und ich waren die Schlachtopfer, die fälschlich angeklagt zum Feuertode verdammt wurden. Ein anderes mal stellte man das Serail dar, ein Götterfest auf dem Olymp, die Entführung einer Schäferin, die elysäischen Gefilde, ein Kloster, eine Scene aus dem Don Quixote, Ritter um eine Prinzessin streitend u. s. w. In Allem zeigte sich das unübertreffliche Genie des Prinzen."

Auch noch später, nach dem Tode des Prinzen Wilhelm, 1758, machte der Prinz Heinrich in Rheinsberg einen stattlichen Hof. Er hatte auch in Berlin ein prachtvolles Haus. „Prinz Heinrich's Palais, die heutige Universität," schreibt 1775 der Tourist Moore, „ist

eines der prächtigsten Gebäude in Berlin. Kein Unterthan des Königs lebt herrlicher als dieser Prinz, der einen zahlreichen Hofstaat von Bedienten unterhält, die meist schöne, junge, sehr kostbar gekleidete Leute sind. Das Tractament, das er nach der Berliner Musterung gab — ein Souper mit Concert — war ungemein prächtig.“

Von dem Prinzen Heinrich, welcher den trefflichen Oberst Camas zum Gouverneur gehabt hatte, dem ausgezeichnetsten der Brüder des großen Königs, hat der englische Tourist William Wraxall, welcher den Hof im Jahre 1777 besuchte, eine Charakterschilderung in seinen Memoiren hinterlassen:

„Der Prinz Heinrich, sagt er, ist ein durch seine großen Gaben nicht minder ausgezeichneter Mann, als sein älterer Bruder der König. Er ist gegenwärtig fast zweiundfunfzig Jahr alt, von Person unscheinbar und ohne alle äußerliche Anmuth der Gestalt. Von Natur schweigsam, kalt und eingezogenen Wesens, kann er nichtsdestoweniger, wenn die Gelegenheit es fordert, seine gewöhnliche Zurückhaltung abschütteln und gesprächig, mittheilend und gewinnend werden. Er verbindet mit überlegnen Fähigkeiten eine ungewöhnliche Ausbildung des Geistes und, gleich Friedrich, ist er nicht weniger ein General, als ein Staatsmann. Zeit des ganzen Verlaufs des letzten Kriegs vertraute der König ihm die schwierigsten Unternehmungen, zu denen eine vollendete Umsicht oder militairische Wissenschaft erforderlich waren. Mit untergeordneten und schlechtdisciplinirten Truppen hielt er nicht nur die

Angriffe der Oestreicher und Sachsen ab, sondern schlug sie auch mehr als einmal. In der Schlacht bei Prag bewährte er die größte Unerschrockenheit. In der bei Freiberg zeigte er Talente für die Kriegsführung, die ihn den ersten Generalen der Zeit gleichstellen. Der Ueberlegenheit seiner Pläne und Anordnungen ward der hier erfochtene Sieg vornehmlich verdankt. Man sagt, seine militairischen Talente bildeten die Gegenseite von denen des Königs. Friedrich, unternehmend von Gemüth, ist geschickt zu allen kühnen Offensiv-Maaßregeln. Prinz Heinrich, vorsichtiger, ist für den Defensivkrieg geschaffen."

„Nicht allein im Felde sind seine Fähigkeiten wirksam und zum Nutzen der Krone verwendet worden, er hat gleich schwere Hindernisse im Cabinette beseitigt. Ihm vertraute der König die beiden „delicaten" Unterhandlungen an, mit Catharine II., welche die Gestalt Europas veränderten, eventuell die Theilung Polens herbeiführten und auf dauerndem Grunde die Freundschaft zwischen dem Petersburger und Berliner Hofe zusammenkitteten. Bei den beiden Besuchen, die er zu diesem Zwecke der Kaiserin abstattete, wo er zugleich als Staatsmann und Gesandter auftrat, entsprach er mehr als jeder Hoffnung und setzte alle Hauptpunkte, die seinem Auftrag vertraut waren, durch." Sein Bruder sagte damals: „Ich habe ihn nun im Krieg und im Frieden geprüft; er hat mir in Rußland die größten Dienste mit aller möglichen Geschicklichkeit geleistet." „So eine Vereinigung von Talenten bei zwei so eng verbundenen Fürsten ist ohne

Beispiel. Es giebt hier unabhängige Personen, die dafür halten, daß der Prinz an Fähigkeit dem König überlegen sei; aber die erhabene Stellung auf einem Throne ist besser dazu geeignet, jene Fähigkeit zur Schau zu bringen, als der Beruf eines Privatmannes."

"Schlagend ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Brüdern in vielen Einzelnheiten ihres Lebens und ihrer Neigung. Gleich Friedrich ist Prinz Heinrich ohne Söhne und Töchter. Ebenfalls gleich ihm hat er keine Neigung zu Frauenliebe, noch ist er in seinen ehelichen Verhältnissen glücklich. Beide bringen einen großen Theil ihrer Lebenszeit in der Zurückgezogenheit zu, wenig gesehen, ausgenommen von den Personen, welche ihre Hofhaltung bilden und ihre gewöhnliche Gesellschaft ausmachen. Der Prinz ward im Jahre 1752 mit Wilhelmine, Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen-Cassel vermählt (und zwar nach Bielefeld aus eigner Wahl, die Prinzessin galt für sehr schön); aber sie speisen, sprechen, kommen und leben nicht zusammen. Nichtsdestoweniger ist sie nicht nur eine liebenswürdige und angenehme Frau, sondern besitzt auch einen überlegenen Verstand. Gewiß ist es nicht in der königlich preußischen Familie, wo man heut zu Tage leicht Beispiele von ehelichem Zusammenleben und Glück finden kann. Die Abneigung zwischen dem Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin ist so groß, daß er, wenn er in Berlin sich aufhält, hier seine besondere Tafel hat; er lebt aber den größten Theil des Jahres in seinem Schlosse Rheinsberg. Hier kann man ihn sehen und kennen lernen,

nicht in der Hauptstadt, wo er selten mehr als drei Monate bleibt, vom Januar bis April. Obgleich zur Zeit von dem König nur wenig befragt und verwendet, leidet es doch keinen Zweifel, daß seine Fähigkeiten sofort wieder zur vollen wirklichen Thätigkeit gerufen werden, wenn gefährliche oder schwierige Umstände eintreten sollten."

Strenger als Wraxall beurtheilt der englische Gesandte Mitchell den Prinzen Heinrich. Er hebt namentlich hervor, daß er seinem Bruder gegenüber immer den Unzufriednen gespielt habe. „Prinz Heinrich, sagt Mitchell in einer Depesche vom 19. Dec. 1757 ist sehr eitel und haßt seinen Bruder, auf dessen Größe er eifersüchtig erscheint. Er besitzt Talente, jedoch mehr Verschlagenheit als wahre Tiefe und ist durch und durch französisch gesinnt." Wie weit dieß ging, beweist eine Aeußerung, die er an den jungen Berenhorst, natürlichen Sohn des alten Dessauers, den Autor der berühmten Betrachtungen über die Kriegskunst, that, den er mit den Worten „daß man doch kein deutsches Beest sein möge" aufforderte, französisch zu lernen. In diesem Sinne wurde die große Pepinière von jungen Offizieren und Diplomaten, die Prinz Heinrich um und unter sich hatte, gebildet.

Prinz Heinrich überlebte seinen Bruder, der vierzehn Jahre älter als er selbst war, noch siebzehn Jahre; er starb 1803, im achtundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Sein Erbe war der bekannte Prinz Louis Ferdinand, der Sohn seines jüngsten Bruders Ferdinand.

Prinz Ferdinand's Gouverneur war seit seinem funfzehnten Jahre der oft genannte Baron Bielefeld. „Seine Erziehung, schrieb dieser damals 1745, scheint mir etwas vernachlässigt worden zu sein, der Unterricht war ihm zuwider, nur Krieg und Jagd beschäftigten ihn. Wenn es mir gelingt, das Rauhe seiner Sitten zu schleifen, sind alle meine Wünsche erfüllt."

„Prinz Ferdinand, sagt Wraxall zweiunddreißig Jahre später, obgleich er nicht dieselben persönlichen Ansprüche auf Unsterblichkeit, wie seine beiden älteren Brüder machen kann, mag mit Recht, was persönlichen Muth betrifft, mit ihnen wetteifern. Während des siebenjährigen Krieges diente er in der preußischen Armee und hatte den Rang eines Generals. Ihm aber wird Friedrich wahrscheinlich nicht bei einem Augenblicke der Gefahr die materiellen Interessen der Familie Brandenburg anvertrauen."

Prinz Ferdinand war seit 1755 mit Luise, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, vermählt. Sie muß eine sehr liebenswürdige Dame gewesen sein, wenigstens veranlaßte sie so heftige Leidenschaften, daß ein junger Italiener, der ihr in Berlin in seiner Sprache Unterricht ertheilte, in der Verzweiflung in der weiten Welt umhergejagt ward, bis er sich als Eremit am Fuße des Vesuvs niederließ. Die bekannte Gräfin Lichtenau machte hier seine Bekanntschaft im Jahre 1796 und er schrieb ihr damals einen Brief, d. d. Naples 18. Avril 1796, der in ihrer Apologie abgedruckt ist. Es heißt darin: „Je vous supplie

très humblement et très instamment de me mettre aux pieds de Mad. la Princesse F—d, et de Lui dire que, pour expier les folies de ma jeunesse, il y a cinq ans que je me suis procuré une retraite trop près d'une bouche d'Enfer, pour que l'horreur qu'elle m'en inspire me mette à même de l'éviter, comme assurement je l'espère de manière que je vis dans la ferme croyance de La revoir un jour dans l'heureux séjour d'une gloire éternelle." Die Prinzessin — die Mutter des berühmten Prinzen Louis Ferdinand, starb erst 1820, zweiundachtzig Jahr alt. Ihr Gemahl, Prinz Ferdinand, war Heermeister in Sonnenburg und starb 1813, dreiundachtzig Jahr alt. Zwei Söhne waren vor den Eltern gestorben, Friedrich fünfundzwanzigjährig 1796 und Louis Ferdinand, der 1806, noch nicht vierunddreißig Jahr alt, bei Saalfeld fiel und auf den ich zurückkomme. Der jüngste Sohn und eine Tochter überlebten die Eltern, Prinz August, der 1843, vierundsechzigjährig in Bromberg starb und die mit dem Fürsten Anton Radzivil 1796, sechsundzwanzigjährig vermählte Prinzessin Luise.

Außer den zwei Brüdern des großen Königs überlebte ihn auch noch seine jüngste Schwester Amalie. Sie war geboren 1723, fast zwölf Jahre jünger als der König, und sein Liebling. In den vierziger Jahren wurden von Seiten der russischen Kaiserin Elisabeth wegen einer Heirath mit dem Großfürsten Peter von Holstein-Gottorp, dem Stammvater der heutigen Kaiserfamilie Schritte bei Friedrich dem Großen gethan:

dieser lehnte den Antrag aber ab, indem er den russischen Thron für zu unruhig hielt, die Erfahrungen, welche die braunschweigische Prinzessin, die Gemahlin des Sohnes Peters des Großen, gemacht hatte, schreckten. Die Kaiserin Elisabeth vermerkte die Ablehnung sehr übel und ein guter Theil des Hasses, den sie auf den König warf und im siebenjährigen Kriege ausließ, datirt schon von damals. Die Prinzessin Amalie ist berühmt durch ihr geheimes Verhältniß mit dem Gardeoffizier Baron Friedrich von der Trenck aus Königsberg, geboren 1726, der durch seine lange neunzehnjährige Gefangenschaft und seine Selbstbiographie zu seiner Zeit sich seinerseits ebenfalls einen berühmten Namen gemacht hat. Trenck war — so sah ihn wenigstens der König an — ein gefährlicher und desperater Mensch und unterhielt Intriguen mit dem östreichischen Parteigänger Franz von der Trenck, einem seiner Verwandten. Um ihn mürbe zu machen, ließ ihn Friedrich vom Jahre 1745—1763 erst in Glatz und dann in Magdeburg einkerkern. Der König schrieb damals an Fouqué, Commandanten in Glatz unterm 28. Juni 1745 eigenhändig: „Gardez étroitement ce drôle la, il a voulu devenir Pandour auprès de son oncle." Im Januar 1747 brach Trenck am hellen Tage aus seinem Gefängnisse zu Glatz aus, sprang den hohen Wall hinab, tödtete die Nachsetzenden, trug seinen Gefährten, der beim Fall sich den Fußknöchel ausgerenkt hatte, auf seinem Rücken davon und gewann, von der böhmischen Grenze aus weite Umwege machend, über 150 Meilen

wandernd, unter tausend Mühsalen endlich ein Asyl. Er ging nach Wien, Moskau, Danzig. Höchst unvorsichtig ließ er sich von dem Könige auf dem neutralen Gebiete in Danzig aber wieder fangen und kam nun in die Citadelle von Magdeburg. Hier ersann er mit bewundernswerther Erfindungskraft und Ausdauer Pläne, um wie ein Maulwurf sich aus der Erde herauszuwühlen, sie waren aber alle ohne Erfolg. Die Zeit verkürzte er sich mit den sinnreichsten Schnitzereien, Versen, Memorialen, auch sie waren ohne Erfolg. Als der Hubertusburger Friede geschlossen war, kam er endlich frei und seine Erscheinung erregte überall, wo er hinkam, ungewöhnliches Aufsehn: man bewunderte den Märtyrer des Hasses Friedrich's wegen seiner außerordentlichen Geistesstärke und der herkulischen Zähigkeit seines ungebrochenen Gemüths. Der Tourist Dutens, der ihn in dem glänzenden, von Fremden wimmelnden Badeort Aachen sah und sich zu dem außerordentlichen Manne vor allen hingezogen fand, meint aber doch in seinen Memoiren, daß das Gleichgewicht seiner Vernunft durch die Einkerkerung ein wenig gestört worden sei. Ueber zwanzig Jahre bis zum Tode seines großen Widersachers mußte Trenck noch warten, bis er durch Publication seines Lebens sich Luft machen konnte: er that es endlich in drei Bänden, denen noch zwei nachfolgten. In ihnen ließ er mit fieberhaft erregter Leidenschaft, die mit breiter Moralpredigt auffallend wechselt, alle Schleusen des Zornes offen, daß man ihm, dem von Lebenslust Strotzenden, das Leben so verkümmert habe. Trenck, verheirathet

mit einer Mdslle. de Broe in Aachen, lebte unter wechselvollen Schicksalen noch bis 1794, stürzte sich in den Krater der Revolution in Paris und ward zwei Tage nach Robespierre guillotinirt. Vier Jahre darauf, bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. ward die Familie Trenck gegraft, angeblich, um ihr eine Genugthuung wegen des erlittenen Kummers zu geben. Weil Friedrich sich der Verbindung Trencks mit seiner Schwester Amalie entgegengestellt hatte, suchte er sie durch die liebevollste Zärtlichkeit dafür zu entschädigen. Sie glänzte in den Hoffesten, unter andern theilte sie bei dem großen prächtigen Nacht-Carroussel im Lustgarten zu Berlin bei 30,000 Lampen 1750 die Preise aus. „An diesem Tage soll sie, schreibt Bielefeld, blendend schön gewesen sein. Ihr Kleid von Silberstoff erhöhte ihre Reize so, daß man in Versuchung kam, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Acht in Silbermoor gekleidete Hofdamen standen ihr zur Seite. Voltaire war so entzückt, daß er gleich auf der Stelle sehr hübsche Verse verfertigte und sie der Prinzessin überreichte.“ 1751, achtundzwanzig Jahr alt, ward Amalie Aebtissin von Quedlinburg, wovon sie eine ansehnliche Pfründe genoß. „Alle Welt,“ sagt Thiébault in seinen Souvenirs de Berlin, „hielt sie für den Hauptspion ihres Bruders und hegte eine merkwürdige Scheu vor ihr.“ Prinz Heinrich nannte sie nur die böse Fee. Sie verscheuchte alles durch ihre scharfen und strengen Urtheile. Während des siebenjährigen Kriegs und überhaupt in allen kritischen Momenten ließ sie

die Wahrsager und Kartenschlägerinnen Berlins zu sich kommen, Tage lang für ihren Bruder die Karte schlagen und sandte ihre gewonnene Kunde dem Könige zu. Ihre Vertraute war Fräulein von Herlefeld, über deren Verlust 1770 Friedrich sie durch eine poetische Epistel zu trösten suchte. Nach dem Frieden pflegte sie, wenn der König Fremde in Potsdam bei sich hatte, die Ceremonienmeisterin zu machen. In dieser Function traf sie noch 1775 der englische Tourist Moore. Sie war aber zuletzt ungemein schwäch und kränklich: nach Wraxall hatte sie schon 1777 ein Auge gänzlich und den Gebrauch eines Armes verloren. Ihr Kopf zitterte, die Füße konnten nur mit Mühe den abgemagerten Körper noch tragen, Arme und Hände waren skelettartig. Das Reden fiel ihr schwer, kaum konnte sie sich verständlich machen, ihre Stimme glich einem dumpfen rauhen Ton aus dem Grabe. Sie führte in ihrem neuerbauten prächtigen Palais unter den Linden (No. 7), das seit 1766 statt des Schlosses von ihr bewohnt wurde, ein ganz eingezogenes Leben und verlosch bald nach ihrem großen Bruder im Jahre 1787, vierundsechzig Jahre alt.

15. Der Hof- und Staats-Etat, das diplomatische Corps und die Armee unter Friedrich dem Großen.

I. Hofstaat:

a) des Königs.

Im Anfang seiner Regierung hielt es Friedrich für angemessen, den Hofstaat, der unter seinem Vater fast bis zu Null herabgesunken war, in einigen und zwar nicht unbeträchlichem Lustre wieder herzustellen — später, als die Waffen Glanz genug um seinen Namen gelegt hatten, reducirte er die Hofstellen bedeutend, um Ersparungen zu machen. Er sah bei den Hofposten übrigens vorzugsweise auf hohe Geburt. Am 28. October 1746 schrieb er an den Markgrafen Carl: „Mon Cousin. J'ai été un peu surpris du choix que Vous Voulez faire pour remplacer le Poste de Votre Maréchal de la Cour. L'intérêt que je prends à ce qui Vous regarde, me porte à Vous faire souvenir, que ce poste me semble demander une personne de naissance, capable de remplir avec dignité ce qui ne quadre nullement au de Thiele. Ainsi Je Vous prie d'y reflechir murement et de Vous déterminer plutôt pour quelqu'un d'une famille ancienne, qui ait les qualités requises, pour faire l'ornement de Votre cour."

Der Oberhofchargen waren neun: fünf aber waren im Todesjahre des Königs nicht besetzt. An der Spitze des gesammten Hofes stand:

1. Der Oberkammerherr. Zu Anfang der Regierung Friedrich's versah diesen Posten:

Alexander Graf (später 1784 Fürst) von Neuwied, ein Enkel des Grafen Alexander Dohna, vermählt seit 1739 mit einer Burggräfin von Kirchberg, der aber nachher ganz aus Berlin fortzog und durch seine Aufnahme der Herrnhuter und Illuminaten in Neuwied sich bekannt gemacht hat, gestorben 1791, fünfundachtzig Jahr alt. Seine Stelle als Oberkammerherr vertrat als premier chambellan der bekannte Baron Pöllnitz. 1751 ward der Fürst Carl Ferdinand von Looz-Corswaren, aus der niederländischen 1734 von Kaiser Carl VI. in den herzoglichen Stand erhobenen Familie Oberkammerherr und erhielt zugleich den schwarzen Adlerorden. Am Schlusse der Regierung fungirte als Oberkammerherr:

Graf (später 1786 Fürst) Carl von Osten-Sacken, ein sehr reicher Curländer, der 1777 aus sächsischem Dienst, wo er Cabinetsminister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen — in Friedrich's Dienst übergetreten war. Er ward 1777 Ritter des schwarzen Adlerordens, nach des Königs Tode 1786 von Friedrich Wilhelm II., bei der Huldigung in Breslau gefürstet und starb 1794, neunundsechzig Jahr alt, ohne Kinder. Seine zweite Gemahlin (die erste war eine Nichte des sächsischen Premiers Brühl) war eine Gräfin Hoym, geborne von Dieskau,

die Wittwe des Grafen Julius Gebhard aus dem thüringischen Hause Droyßig, auf Schlawentschitz bei Cosel in Schlesien und auf Oppurg in Weimar; Maria, Tochter aus deren erster Ehe ward die Gemahlin des durch die Capitulation bei Prenzlau 1806 bekannten Fürsten von Hohenlohe, die, nachdem sie sich von ihm hatte scheiden lassen, den mecklenburgischen Grafen Friedrich Wilhelm Osten-Sacken heirathete. Schlawentschitz blieb bei den Fürsten von Hohenlohe. Auch der Graf Osten-Sacken hatte nur zwei Töchter, von denen Angelica den natürlichen Sohn des Kurfürsten Wilhelm von Hessen, den Grafen von Hessenstein heirathete, schwerinischen Gesandten in Berlin.

2. Die zweite Obercharge war die des Oberhofmarschalls — 1786 war sie unbesetzt. Als Friedrich die Regierung antrat, erhob er zu dieser Stelle „den liebenswürdigsten der Epicuräer," wie er ihn nannte, den Grafen Gustav Adolf von Gotter. Gotter, geb. 1692, der Sohn eines Raths des Herzogs von Gotha, war ein geborner Bürgerlicher aus Altenburg, er studirte in Jena und in Halle: hier schloß er vertraute Freundschaft mit dem nachherigen berühmten hannöverischen Minister Münchhausen. Er machte hierauf die Tour durch Frankreich und England. 1715 trat er in die Dienste des Herzogs von Gotha, bei dem er Geheimer Rath und Envoyé Extraordinaire in Wien ward: hier baronisirte ihn 1723 Kaiser Carl VI. Gotter machte sein Glück in Wien durch ein paar junge östreichische Edelleute aus

den ersten Familien, die von seinem Umgange so bezaubert wurden, daß sie ihn in den ersten Zirkeln einführten. Er machte eines der glänzendsten Häuser in Wien, seine Tafel war berühmt. Prinz Eugen und der päpstliche Nuntius Cardinal Passionei wurden seine vertrauten Freunde. Er war dreißig Jahre alt, als ihm Friedrich Wilhelm den Orden de la générosité gab. 1727 erhielt er den Titel eines Staats- und Kriegsministers und um dieselbe Zeit von Rußland den Alexander-Newskyorden. 1731 schickte ihm Friedrich Wilhelm den schwarzen Adlerorden. Er bemühte sich seit lange, ihn in seine Dienste zu ziehen. Erst 1731 aber entließ Gotter'n der Herzog von Gotha. Gotter fungirte nun 1732—1736 als preußischer Gesandter in Wien: man nannte ihn hier wegen seiner Donnerstimme „le Jupiter foudroyant." 1736 ward er Minister im obersächsischen Kreise, zog sich aber bis 1740 auf sein Gut Mohlsdorf bei Gotha zurück. Gotter war es, den Friedrich nach dem Tode Carl's VI. auserwählte, seine Ansprüche an Schlesien in Wien zu vertreten, zur Belohnung für diesen diplomatischen Dienst erhob er ihn in den Grafenstand. Gotter war ein zweiter Casanova, ein Glücks- und Lebemann, der namentlich die Tafelfreuden liebte, er lebte, wie Lucullus; zweimal, einmal in London und einmal im Haag gewann er das große Loos in der Lotterie und verstand auch sonst überall sein Glück zu machen. Er ging nochmals 1746 wieder seiner Gesundheit halber nach Mohlsdorf und an den Gothaischen Hof, kam aber 1752 auf eine Einladung des Königs, nachdem

er auf einer Reise nach Montpellier seine Gesundheit wieder hergestellt, zurück und fungirte wieder als Oberhofmarschall, Curator der Akademie und Generalpostmeister bis zum Jahre 1762, wo er siebzigjährig starb. Friedrich hat mehrere Poesien an ihn gerichtet und sein Bildniß von Pesne — neben einer schönen Frau, die jedenfalls seine Maitresse war — hing in Sanssouci im Cabinet des Königs. Zwischen inne in Gotter's Abwesenheit fungirte als Obermarschall Graf Otto Leopold von Bees, früher Gesandter in Dresden, seit 1741 Ritter des schwarzen Adlerordens, gestorben 1761.

Nach dem siebenjährigen Kriege bekleideten die Oberhofmarschallsstelle: Graf Reuß IX. Köstritz, der zugleich Geheimer Staatsminister der Finanzen war und den der König 1766 die Lotterie pachten ließ, seit 1743 mit einer Gräfin Flodrop-Wartensleben vermählt und seit 1752 Ritter des schwarzen Adlerordens war und 1780 starb, und nach ihm Graf Victor Friedrich Solms-Sonnewalde, früher Gesandter in Rußland, seit 1772 Ritter des schwarzen Adlerordens, der 1783 starb, vermählt seit 1754 mit einer Tochter des Generals Graf Alexander Dönhoff. Dieser Solms ist derselbe, den Friedrich bei einem Ceremonielstreite in einem Billet vom 23. Jan. 1780 an die Entscheidung Kaiser Carl's V. in einem ähnlichen Streite zwischen zwei Damen erinnerte: „que la plus folle entrerait la première.“

Nach des Grafen Solms Tode ward kein Oberhofmarschall von Friedrich II. wieder ernannt.

Friedrich der Große nahm es in Sachen der Hof-Etiquette sehr streng. „Als ich, schreibt Lord Malmesbury, 1767 dem König vorgestellt werden sollte, führte mich der Hofmarschall (Graf Reuß) aus Versehen in eines der Gallazimmer, anstatt in das vom König bestimmte eine Treppe höher befindliche Wohnzimmer des Königs. Als dieser an dem ersteren Zimmer vorüberkam, gab er nicht zu, daß ich an diesem Tage vorgestellt wurde, sondern sagte zum Marschall: „Sachez, quand on présente des gens à quelq'un que c'est toujours chez lui!“

Eine andere sehr drollige Geschichte ereignete sich mit zwei Kammerherren des Papstes, die durch den General von Lentulus um eine Audienz gebeten hatten. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Es war gar nicht seine Absicht, ihnen einen Wagen zu schicken, Lentulus hatte aber eine königliche Equipage bestellt. Gewöhnlich nahm man dazu eine sehr ordinaire Kutsche aus dem königlichen Stall mit zwei königlichen Pferden. Zum Unglück bestellte der königliche Bediente einen der prächtigsten königlichen Leibwagen mit sechs Pferden. So wurden die Kammerherren des Papstes abgeholt und fuhren triumphirend vor das Schloß zu Potsdam. Der König war eben am Fenster, sah die Italiener aussteigen und war nicht wenig ärgerlich. Er befahl sogleich den Wagen wegfahren zu lassen und eine gewöhnliche zweispännige Miethkutsche zu substituiren. Beim Weggehen von der Audienz waren die Kammerherrn des Papstes wie

versteinert, als sie die Verwandlung erblickten. Sie erkundigten sich bei einem Bedienten des Königs und dieser sagte ihnen: „Es sei eine alte Etiquette am preußischen Hofe, daß Kammerherren des Papstes in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren würden, und in einem Fiacre wieder zurück.“

3. Die dritte Oberhof-Charge war die des Oberstallmeisters. Es bekleidete sie bis 1747 der alte Friedrich Bogislav von Schwerin vom Hause Wendisch-Wilmersdorf; nach ihm: Johann Nepomuc Gotthard, Graf Schaffgotsch, zugleich Minister, gestorben 1775. Bruder des Bischofs von Breslau. 1786 beim Tode des Königs war Oberstallmeister der Sohn des alten Schwerin, der kleine, dicke General Graf Friedrich Albrecht von Schwerin: er war 1762 vom König gegraft worden, erhielt von Friedrich Wilhelm II. den schwarzen Adlerorden und starb 1789, zweiundsiebzig Jahre alt. Unter ihm fungirte noch ein Reisestallmeister Oberst von der Goltz. Schwerin und ein General Krockow, wahrscheinlich der Flügeladjutant Anton, Bruder des ersten Grafen, gestorben 1778, gehörten zu den Hauptspaßmachern des Königs. Berenhorst erzählt einen merkwürdigen Vorfall, wodurch es diesen beiden Spaßmachern gelang, den sonst so gescheiten König ganz ernstlich von einem seiner besten Generale, Seydlitz, zu entfernen. „Anfang des Jahres 1761 kam der General Seydlitz wieder zur Armee, von welcher er, mehr Mißvergnügens als Unpäßlichkeits halber, lange abwesend

gewesen war. Der Tag der Ankunft war bekannt. Krockow und Schwerin putzten sich an diesem Tage mit ihrer Staatsuniform, welche im Felde zu tragen nicht gewöhnlich war. Sobald sie der König erblickt, fragt er, warum sie dermaßen in Galla sind? Sie thun verwundert und fragen den König wieder zurück, ob er denn nicht wisse, was heute bei der ganzen Cavalerie vorgehe, die die Ankunft des Generals Seydlitz celebrire. Der König schweigt sichtbar betroffen still. Als Seydlitz vor ihm erscheint, empfängt er ihn äußerst kalt, sagt: „„Mein lieber Seydlitz, Er sieht sehr elend aus, Er hat sich viel zu früh aufgemacht, Er muß sich noch pflegen““ und nöthigt ihn in der That wieder zurückzukehren.“

Folgte 4. Der Hofmarschall, zu Anfang der Regierung: der General und obengenannte Generaladjutant Graf Friedrich Sebastian Truchseß, gestorben 1745 bei Hohenfriedberg. Ihm folgte ein andrer Generaladjutant, der schlesische Graf Carl Friedrich Posadowski. Von den sechziger Jahren an war Hofmarschall und noch zuletzt 1786 Graf Gebhard Werner von der Schulenburg-Wolfsburg, von der weißen Linie, ein Großneffe des berühmten venetianischen Feldmarschalls; derselbe, der in den sechziger Jahren den Herzog Carl von Würtemberg in seinen Streitigkeiten mit den Ständen zur Raison zu bringen geschickt wurde.

Die 5. Hofstelle war die des Grand Maître de la Garderobe. Als solcher fungirte am Anfang der Regierung der schlesische Graf Henkel von

Donnersmark (beim Einzug in Breslau 1740) und seit dem siebenjährigen Kriege Friedrich Wilhelm, seit 1753 erster Graf von Eickstädt-Peterswald, ein Pommer, der mit Graf Reuß 1766 die Lotteriepacht erhielt, um seine derangirten Verhältnisse zu bessern; dann Graf Johann Georg Werthern, Ritter des schwarzen Adlerordens 1772, gestorben 1790. Beim Tode des Königs bekleidete die Grand Maître-Stelle Johann Eustach Graf von Schlitz-Görtz, der bekannte Diplomat, früher Oberhofmeister in Weimar, den der König in der bairischen Successionssache insgeheim gebraucht hatte. Görtz trat 1778 in preußische Dienste, fungirte aber nicht in seinem Hofposten in Berlin, sondern als Gesandter in Petersburg. Er war ein Mann von Geist, aber zugleich ein sehr formenstrenger Hofmann der alten Schule.

Die 6. Obercharge, die des Oberschenken, war 1786 unbesetzt. 1742 bekleidete sie der schlesische Graf Leo Max Henkel von Donnersmark-Beuthen der 1741 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1771 starb.

Die Wiederbesetzung dieses Postens lehnte Friedrich sehr expressiv ab. Er schrieb dem Bittsteller: „Ich wundere mich sehr, daß Ihr eure Talente nicht zum Landesbesten anzuwenden bemüht seid. Die alte Barbarei des Gesöffs ist Gottlob längst von meinem Hofe verdrängt und ich will nicht, daß Unsinn und Unvernunft durch eine solche Stelle wieder eingeführt werden sollen. Erwählt

euch einen rühmlicheren Posten, worin Ihr nützlich sein könnt und seid versichert, daß ich alsdann immerhin auf Euch vorzüglich reflectiren und zeigen werde, daß ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich."

Heut zu Tage figurirt die Stelle wieder im Hofkalender: ein Arnim vertritt sie.

Folgte 7. Der Schloßhauptmann; zu Anfang fungirte Friedrich Paul, seit 1740 erster Graf Kamecke, der Sohn des ehrlichen Grand maître de la garderobe Paul Anton unter Friedrich I., Gemahl der Gräfin Goloffkin, der erwähnten Lieblingsdame des Königs. Er starb 1769 und war ein belesener, verständiger und kluger Mann: er erkundigte sich immer beim Kammerdiener, in welchen Büchern der König lese und las sie selbst, um mit ihm darüber reden zu können. Ihm folgte Ernst Friedrich von Bismarck auf Schönhausen und Fischbeck. 1786 fungirte Carl Wilhelm, Graf von Wartensleben, ein Sohn des sogleich zu erwähnenden Oberhofmeisters der Königin.

Die 8. und 9. Obercharge, der Oberhofjägermeister und der General-Director der Schauspiele waren beim Tode des Königs wieder unbesetzt.

Die Oberhofjägermeisterstelle bekleidete 1742 Georg Christoph Graf Schlieben-Sanditten, Sohn des 1718 gegraften Georg Adam. Friedrich ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden sogleich nach seinem Regierungsantritt. Er ward der Schwiegervater des Baron Kayserling 1742 und starb

1748. Als Hofjägermeister fungirte 1742: der Oberst und General-Adjutant und seit 1740 erster Graf Haake, der schon als General-Adjutant Friedrich Wilhelm I. gedient hatte. Das Amt des Hofjägermeisters war herkömmlich mit dem des ersten General-Adjutanten verbunden. Zu dem Ober- und Hofjägermeister findet sich noch ein Landjägermeister in der Person des Grafen Johann Bogislav von Schwerin, Bruders des Feldmarschalls Curt Christoph (der bei Prag fiel), welcher 1747 starb. Oberhofjägermeister nach Schlieben ward ein Graf Schmettau, der Vater dessen, unter dem der berühmte Proceß mit der Arnold'schen Mühle zu Pommerzig, ihrem Stammgute, vorfiel und endlich Baron Wilhelm Friedrich Grappendorf, der in den achtziger Jahren starb. Hierzu kam noch ein Oberjägermeister in Schlesien: einer aus der durch rüstige Waidmänner und treffliche Schützen berühmten schlesischen Familie der Grafen Reichenbach aus der 1819 erloschenen Linie Neuschloß, dessen Bruder Heinrich Leopold von der Linie Goschütz, Oberlandpostmeister in Schlesien und seit 1751 Ritter des schwarzen Adlerordens war und 1775 starb.

Die General-Directoren der Schauspiele sind oben schon genannt worden.

Noch gehörten zu dem glänzenden Hofstaat, wie er im Jahre 1742 bestand:

Der Commandant der Gensd'armes: der alte Special Friedrich Wilhelm's I., mit der großen Schramme, General Wolf Adolf von Pannewitz,

dem 1747 General Georg Conrad Freiherr von der Goltz folgte. Goltz war zugleich General Kriegscommissair, Ritter des Ordens pour le mérite, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in welcher der König nach seinem Tode, der noch 1747 erfolgte, seine von ihm selbst gemachte Lobrede las. Er hatte 1735 die bekannte sehr reiche ehemalige Maitresse des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, Wilhelmine Gräfin Grävenitz, geheirathet.

Der Oberceremonienmeister Baron von Pöllnitz, der Tourist.

Der Geheime Kämmerier und Tresorier von Fredersdorf.

Der Oberküchenmeister Joyard, eine Hauptperson für die culinarischen Bedürfnisse Friedrich's. Ihm folgte 1747 ein Graf Mokronowsky.

Der Surintendant Général des Batimens du Roi en Silésie Freiherr von Modrach, auf dessen Schlosse Lissa die famose Ueberrumpelung der östreichischen Generale nach der Schlacht bei Leuthen sich ereignete. Durch seine Erbtochter fiel Lissa an den Grafen Joachim Maltzahn, Gesandten in London.

Endlich steht 1747 unter den Oberhofchargen auch noch ein Gelehrter:

Der Präsident der Akademie der Wissenschaften: Pierre Louis Moreau de Maupertuis.

b. Hofstaat der Königin:

1. Der Oberhofmeister. Diese Charge erhielt im Februar 1741 Graf Albrecht Christoph von Dohna-Schlobitten, Sohn des Grafen Alexander, ersten Staatsministers unter dem ersten und Gouverneurs des zweiten Königs von Preußen. Dohna hatte in seiner Jugend Duhan, den Lehrer Friedrich's, zum Lehrer gehabt. Er verkaufte 1734 die freie Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien um 370,000 Thaler an die jetzigen Besitzer, die Familie Biron-Curland und kaufte dafür die Cranzinschen Güter in der Mark. Er starb, erst mit einer Gräfin Lippe-Detmold, dann mit einer Gräfin Solms-Braunfels, endlich mit einer Herzogin von Holstein-Beck vermählt, zu Berlin 1752, vierundfunfzig Jahr alt. Ihm folgte bis 1762, wo er starb, der Dragoner-Oberst Baron von Kannenberg. Er erhielt 1753 den schwarzen Adlerorden und war der Gemahl der Oberhofmeisterin der Königin, der erwähnten Specialin des Königs und Schwester des Ministers von Finkenstein. Ihm folgte Friedrich Ludwig Graf Wartensleben, ein Sohn des Feldmarschalls und Vater des Schloßhauptmanns, der 1782 starb. Dann endlich folgte der zeitherige Hofmarschall Ernst Johann von Voß, gest. 1793. Seine Gemahlin, geb. von Pannewitz ward die Oberhofmeisterin der schönen Königin Luise. Sein Neffe war der Minister Otto Carl Friedrich und seine Nichte Luise, Gräfin Ingenheim, die

Geliebte Friedrich Wilhelm's II. Die „Vosse“ oder „Füchse“ sollen gleichbedeutende Namen sein. Ein Ast des Geschlechts sind die in Oestreich 1715 gegraften Fuchs, berühmt durch die einflußreiche Oberhofmeisterin Maria Theresia's, Gräfin Charlotte Fuchs, geb. Mollart. — Sie stammen aus Franken und kamen von da nach dem Osten, namentlich nach Mecklenburg. Gegraft wurden sie in Preußen in der Person des 1832 gestorbenen August Ernst Voß, Herrn der Groß-Giewitzer und Schönauer Güter in Mecklenburg, dessen Tochter Marie 1828 der bekannte General Joseph von Radowitz geheirathet hat.

2. Die Oberhofmeisterin. Als solche fungirten:

Gräfin Sophie von Camas, geb. von Brand, die ebenfalls schon erwähnte Specialin des Königs. Sie folgte der Frau von Katsch 1740 bei der Thronbesteigung, gest. 1766. Ihr folgte:

Charlotte Albertine Baronin von Kannenberg, Gemahlin des Oberhofmeisters, geb. Finkenstein, gest. 1795.

3. Der Hofmarschall. Diesen Posten bekleideten die späteren Oberhofmeister Friedrich Ludwig Graf Wartensleben bis 1762 und Ernst Johann von Voß von 1762 bis 1782.

„In der Wahl der Hofmarschälle, schreibt Lord Malmesbury, der in den Jahren 1767 und 1771 bis 1776 Gesandter in Berlin war, war die Königin

sehr unglücklich. Der gegenwärtig fungirende (von Voß) ist ein sehr einfältiger Mensch. Wenn er Jemanden bei der Königin vorstellen will, so sagt er vorher zu ihm: „„Vielleicht spricht Ihro Majestät mit Ihnen: in diesem Falle müssen Sie ihr antworten und vergessen Sie nicht, jedesmal eine Verbeugung zu machen!““ Ein früherer Hofmarschall Morien war noch dümmer.*) Sir Charles Williams (Malmesbury's Vorgänger als Gesandter in Berlin im Jahre 1750) schrieb ihm einst, um ihm den Lord Essex zu empfehlen und fügte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: „„Uebrigens können Sie sich versichert halten, daß dieser Essex nicht derjenige ist, welchem zur Zeit Elisabeth's der Kopf abgeschlagen wurde.““ Das ging über den Horizont des Hofmarschalls und als er Lord Essex der Königin vorstellte, that er es mit den

---

*) Morien, der Gemahl der obengenannten Frau von Morien, war Oberhofmeister der Königin Mutter. Ihre Hofmarschälle waren:

Der 1745 creirte erste Graf Leopold August von Wülcknitz, der kinderlos starb und

Der 1757 creirte erste Graf Sigismund Ehrenreich von Redern. Die Redern besaßen früher die Herrschaften Friedland in Böhmen, die Kaiser Ferdinand II. confiscirte und Wallenstein gab und Seidenberg, die er den Grafen Nostitz gab. Der erste Graf Redern heirathete die einzige Erbtochter des Banquier Orguelin, die ihm 400,000 Thaler zubrachte. Er zog nach Sachsen, kaufte 1773 von der Familie Friesen die Herrschaft Königsbrück, die jetzt die Grafen Hohenthal besitzen und starb im Privatstande in Königsbrück 1789.

Worten: „„Madame, der Graf Essex, aber ich versichere Ihro Majestät, daß es nicht der ist, welchen die Königin Elisabeth enthaupten ließ!““

Außer dem Oberhofmeister, der Oberhofmeisterin und dem Hofmarschall gehörten noch zum Dienst der Königin:

Drei diensthuende Kammerherrn;
Fünf Hofdamen;
Vier Kammerfrauen;
Ein Secretair und ein Secretair der Hofstaatskasse der Königin;
Zwölf Pagen u. s. w.

c. Der Hofstaat des Prinzen von Preußen Friedrich Wilhelm II.

bestand beim Tode Friedrich's des Großen aus folgenden Personen:

1. Ein Hofmarschall: Oberst von Arnstädt.
2. Ein Adjutant: Major von Bittingshoff.
3. Ein Ingenieur-Capitain: H. Boulet.
4. Ein Stallmeister.

Dazu: Ein Hofstaats-Secretair, zwei Pagen u. s. w.

Der Prinz von Preußen hatte auch seine eigne Capelle: eine Sängerin und dreiundzwanzig Instrumental-Musikanten.

Oberhofmeister des Prinzen von Preußen war von 1756 bis zum Jahre 1764 gewesen Graf Heinrich

Adrian von Borck, gegraft von Friedrich 1740 gleich nach seiner Thronbesteigung, Sohn des 1741 gestorbenen Feldmarschalls und Cabinetsministers. Er verlor sein Amt, wie der englische Gesandte Mitchell in einer seiner Depeschen vom 24. März 1764 berichtet, auf ziemlich drastische Weise. Er hatte sich über die großen Nachtheile des Kriegs in einer Gesellschaft geäußert, was dem König in übertriebener Weise wieder erzählt wurde. Bei Tafel lenkte Friedrich das Gespräch auf diesen Punkt. Obgleich Borck sich hier gemäßigt ausdrückte, sagte ihm der König mit großer Heftigkeit, „bei solchen Ansichten sei er nicht werth, den Generalmajorsrock zu tragen und noch weniger bei seinem Neffen zu bleiben.“ Er erklärte damals die Erziehung des zwanzigjährigen Prinzen für beendigt, Borck mußte sich auf seine Güter in Pommern zurückziehen. Friedrich Wilhelm erhub ihn nach seiner Thronbesteigung 1786 zum Generallieutenant und gab ihm den schwarzen Adlerorden. Er starb aber schon 1788, 73 Jahr alt.

d. Hofstaat der Prinzessin von Preußen Luise von Darmstadt im Jahre 1786:

1. Eine Oberhofmeisterin: Baronin von Keith, Witwe des 1756 gestorbenen Curators der Akademie und Stallmeisters, des ehemaligen Pagen, der bei dem Fluchtproceß Friedrich's sich nach England gerettet hatte. Sie war eine Tochter des Cabinets-

ministers Knyphausen und die Schwester der Ministerin Herzberg.

2. Zwei Hofdamen, ein Kammerherr, zwei Kammerfrauen u. s. w.

Demnächst hatten die übrigen Prinzen und Prinzessinnen ihren besondern Hofstaat.

Kammerherren waren am Berliner Hofe — während gleichzeitig

in Baiern 4 bis 500
in Sachsen 2 bis 300 Kammerherrn und Kammerjunker und
in Würtemberg gegen 200 Kammerherren, Kammer- und Hofjunker fungirten,

nur sechzig im Todesjahre des großen Königs. Nach dem siebenjährigen Kriege 1764 fungirten nur zehn, einschließlich den Oberceremonienmeister und Director der Königl. Schauspiele Baron Pöllnitz und den Stallmeister Bogislav Schwerin; im Jahre 1773 dreiunddreißig, aber funfzehn davon waren meist, als Gesandte verwendet, abwesend. Die Fähndriche seiner Garnison waren dem König die Kammerherren, wie er einmal äußerte, als von einer Einladung zum Hofball die Rede war.

Von der Summe von 1,200,000 Thalern, die Friedrich für sich jährlich ausgesetzt hatte, verwandte er für seine Privatbedürfnisse **nie mehr als 220,000 Thaler**, wie er selbst in seinem Testamente versichert hat. Die Königin hatte 41,000 Thaler jährlich, weniger also als die Gemahlinnen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's I.

Tresorier Friedrich's war bis 1758, wo er starb, Fredersdorf, dann folgte der Hofstaatsrentmeister Johann August Buchholz: er hatte zugleich die königliche Hand- und Dispositionskasse unter sich.

Friedrich der Große hielt auch noch die alten Hoferbämter aufrecht. In Brandenburg bestanden deren sieben:

1. Erbmarschälle waren: die Gänse, Edle Herren von Putlitz, seit uralter Zeit, ein Lehnbrief von 1373 ist noch vorhanden.

2. Erbkämmerer: die Grafen Schwerin seit 1654.

3. Erbschenken: die von Haake von der rothen Linie.

4. Erboberküchenmeister: die Barone Schulenburg.

5. Erbtruchsesse: die preußische Familie von Overbeck, seit 1740 die Grafen Münchow und seit 1763 die von Grävenitz.

6. Erbschatzmeister: die von Schenk.

7. Erbjägermeister: die von der Gröben.

(Neuerlich findet sich noch ein achtes preußisches Erbamt: das der Erbhofmeister, welches die Grafen Königsmark führen).

Aehnliche Hoferbämter waren in Preußen, in Schlesien, in Pommern, in Cleve, in Halberstadt und in Minden.

Zu Erbkämmerern in Schlesien erhob Friedrich noch im Jahre 1774 die Grafen von Maltzahn, früher im sechzehnten Jahrhundert bis 1589 Besitzer

der nachher an die Dohna's und Biron-Curland übergegangenen Herrschaft Wartenberg in Schlesien und seit 1590 Standesherrn auf Militsch, das sie noch besitzen und das durch Heirath einer Lobkowitz, Tochter der Erbtochter der Freiherrn von Kurtzbach erworben worden war. In der Person des kaiserlichen Geheimen Raths Joachim Wilhelm wurden die Maltzahn gegraft 1658 von Kaiser Leopold. Die Erbkämmrerwürde kam an den Sohn des ersten Grafen Meltzahn, welcher der Urenkel des ersten Erwerber's von Militsch war, den 1786 achtzigjährig gestorbenen preußischen Staatsminister Joachim Andreas, welcher seit 1776 Ritter des schwarzen Adlerordens und der Vater des Londoner Gesandten und später auch Staatsministers Joachim Carl war. Dieser erwarb durch die Heirath mit der Erbtochter der Freiherrn von Modrach die Herrschaft Lissa in Schlesien, die aber 1835 an die Grafen Lottum wieder abgekommen ist. Dessen Sohn Alexander wurde Schwiegersohn des berühmten schlesischen Ministers Hoym 1788 durch Heirath mit Antonie, der einen von seinen beiden Erbtöchtern, die Dyhrenfurt an ihn brachte, das aber ebenfalls durch Heirath ihrer Tochter 1806 an den Prinzen von Biron, der späteren Generalin von Stranz, an diese mitgegeben wurde. Der Sohn dieser Ehe Maltzahn's mit Fräulein Hoym, Mortimer, war lange Zeit preußischer Gesandter in Wien, wurde 1841 Minister des Auswärtigen und endete durch Selbstmord, achtundvierzig Jahr alt.

II. Staats-Etat.

Der preußische Staat unter Friedrich dem Großen war in seiner Person verkörpert, er konnte in Wahrheit sagen: „L'état c'est moi!“ Friedrich that alles in höchster Instanz selbst, er allein regierte den Staat. Es war eine monarchische Regierung, wie es jemals eine gegeben hat. Die Hauptbehörde, von der die Staatsmaschine geleitet wurde, war des Königs Cabinet.

Die Cabinetsräthe waren, wie die Generaladjutanten im Militair-Cabinet, sehr wichtige und einflußreiche Männer. Die ersten drei, die Friedrich von seinem Vater erbte und schon im Juni 1740 zu Geheimen Kriegsräthen erhob, waren:

1. Elias Schumacher für die Staatssachen: er starb einundsechzig Jahr alt im Jahre 1747.

2. Eichel, aus dem Halberstädtschen gebürtig, früher Kammersecretair zu Halberstadt: er hatte die Kriegssachen, stand bis zu seinem Tode in höchster Gunst und unbedingtem Vertrauen bei Friedrich, arbeitete namentlich im siebenjährigen Kriege in allen Hauptsachen und starb 1768, dreiundsiebzig Jahr alt, als Geheimer Etats-, Kriegs- und Cabinetsrath. „Die Person, welcher der König, sagt der englische Gesandte in Berlin Sir Charles Hanbury Williams 1750 in einem in Walpole's Memoiren mitgetheilten Schreiben, das größte Vertrauen schenkt, ist ohne

Zweifel ein gewisser Eichel; er ist sein Privatsecretair und schreibt, was ihm der König selbst dictirt. Ich habe aber diesen Mann nie gesehen und Leute, die sieben Jahre hier lebten, haben ihn auch noch nie gesehen. Er wird wie ein Staatsgefangener gehalten, ist fortwährend im Dienst und hat das ganze Jahr keine halbe Stunde für sich.“ Eichel war unzweifelhaft in der ersten Hälfte der Regierung Friedrich's der einflußreichste Mann in Preußen. Wie Maupertuis in der Schlacht bei Mollwitz, so ward Eichel in der Schlacht bei Sorr, wo Nadasti das Lager erbeutete, gefangen, Tags darauf aber durch einen Trompeter, den Friedrich an Prinz Carl von Lothringen schickte, „um einige seiner Bedienten, die er nothwendig brauche, frei zu lassen,“ wieder zurückgeschickt. Eichel war um die Mittel nicht verlegen, um zu seinen diplomatischen Zwecken zu kommen: er war es, der dem bekannten Mentzel im sächsischen Cabinet zweimal hinter einander Bunde mit Schlüsseln zuschickte, um die Depeschenschränke zu öffnen, bei der zweiten Sendung fand sich der passende Schlüssel.

3. Julius Gebhard Lautensack für die Finanz- und Cameralsachen. Er starb 1773 zu Berlin im neunundsiebzigsten Jahre.

Friedrich nahm die Cabinetsräthe sämmtlich aus dem Bürgerstand, verlieh auch keinem den Adel. Sie waren sämmtlich unverheirathet bis auf zwei: Johann Christoph Friedrich Stellter, der, indem er im Mai 1786 während des Vortrags beim König todt niederfiel, buchstäblich in seinem Berufe starb, einund-

sechzig Jahr alt und Müller. Sie waren ferner sämmtlich unstudirt mit Ausnahme wieder von zweien: Wasserschleben, der 1760 schon aus dem Cabinet austrat und 1797 als Chefpräsident zu Halberstadt starb und Mencken, der früher Legationssecretair in Stockholm war und 1782 Cabinetssecretair fürs Departement des Aeußern ward, derselbe, der später unter Friedrich Wilhelm III. höchst einflußreicher Cabinetsrath war. Meist wurden die Cabinetsräthe aus der kameralistischen Subalterncarriere gezogen, der König nannte sie öfters „seine Schreiber," er sah hauptsächlich auf ihre Rechtschaffenheit. Aber er sagte selbst in seinem Testament, daß sie seinem Nachfolger über viele Dinge Aufschluß geben könnten, wovon nur sie Kenntniß hätten und wovon selbst die Minister nichts wüßten. Der König war ungemein streng gegen sie. Zwei derselben stieß er von sich, weil er einige polnische Geheimnisse möglicherweise gar nicht anders, als durch sie verrathen glauben konnte. Galster, früher Winterfeldt's vertrauter Secretair, kam 1774 auf die Festung Spandau. Er war der Liebhaber der Frau von Troussel und der, welcher den Minister von Görne dem König empfohlen hatte, durch den der große Betrug bei der Seehandlungs-Societät kam. Er selbst betrog den König und der Minister von der Horst entdeckte und bewies den Betrug. Der König ließ sich aber durch einen rührenden Brief von Galster's Bruder, einem Prediger im Magdeburgischen, erbitten, ihn freizugeben, er erlaubte ihn bei seinem Bruder zu wohnen und gab ihm 500 Thaler Pension. Der

2) Der Lehns- und Criminal-Minister.

3) Der geistliche Minister und Chef des Ober-Consistoriums.

4) Der französische Colonial-Justizminister, der zugleich Chefpräsident des Berliner Kammergerichts war.

Die Großkanzlerstelle bekleideten unter Friedrich dem Großen folgende vier Minister:

1. Der berühmte Samuel Freiherr von Cocceji in den Jahren 1747—1755. Die Cocceji hießen ursprünglich Koch und stammten aus Bremen. Des Großkanzlers Großvater Johann Cocceji, geboren 1603 zu Bremen, war schon ein berühmter reformirter Theolog, Prediger erst in seiner Vaterstadt, dann Professor zu Leiden, wo er im Jahre 1669 starb. Sein Sohn — der Vater des Großkanzlers — Heinrich Cocceji, geboren 1644 noch zu Bremen, wurde 1672 Professor der Rechte zu Heidelberg und ging 1690 als Ordinarius der Juristenfacultät nach Frankfurt an der Oder; 1702 ward er vom ersten König von Preußen geadelt und zum Geheimen Rath erhoben; 1713 baronisirte ihn Kaiser Carl VI. Er starb in Frankfurt 1719, fünfundsiebzig Jahre alt. Sein Sohn, der Großkanzler Samuel Cocceji, 1679 zu Heidelberg geboren, ward erst Professor zu Frankfurt neben seinem Vater, dann 1704 Hofrath zu Magdeburg, 1710 Regierungsdirector zu Halberstadt, beim Tode König Friedrich's I. war er Subdelegirter zur Visitation des Reichskammergerichts zu Wetzlar. Unter Friedrich Wilhelm I. ward er 1723 Kammergerichts-

präsident zu Berlin und 1738 Chef der Justiz in allen preußischen Staaten. Endlich erhob ihn Friedrich der Große 1747 zum Großkanzler und damit zur glänzendsten Stellung, die jemals zeither ein Rechtsgelehrter in Deutschland gehabt hatte. Er erhielt auch die höchste Hofehre, den schwarzen Adlerorden: der erste nicht geborne Adelige von der Robe, wie Linger vom Militair und Gotter vom diplomatischen Corps ihn erhalten hatten. Er starb 1755, sechsundachtzig Jahre alt.

Cocceji erhielt durch seine Gemahlin, die eine der zwei Erbtöchter des reichen französischen Refugié General Jacob von Beschefer (gestorben 1731), die Güter Wuseken, Laase, Kleist, Repkow im Fürstenthum Camin. Sein Sohn ward der Gemahl der schönen Signora Barberini und starb als der Letzte seines berühmten Geschlechts im Jahre 1808 zu Glogau.

Cocceji, der Großkanzler, war, wie oben erwähnt, der bei Friedrich hochbetraute Verfasser des preußischen Landrechts. Ein Beamter, der unter ihm diente, der Geheime Rath von Nüßler, bezeichnet ihn mit den Epitheten: „gelehrt, reformatorisch, aber rechthaberisch und ehrgeizig, deßhalb auf Plotho, den Justizminister, der 1731 starb, sehr eifersüchtig.“

Der nächste Nachfolger Cocceji's war:

2. Philipp Joseph von Jarriges, von der französischen Colonie. Er war geboren zu Berlin und fungirte von 1755 bis zu seinem Tod 1770. Nach Denina verdankte er seine Erhebung dem einfluß-

Einfluß der Cabinetsräthe bestand darin, daß sie nach der Art, wie sie ihre Vorträge machten, den Personen oder Sachen vortheilhaft oder nicht vortheilhaft sein konnten. Diese Gelegenheit wußten einige, wie Schumacher, Eichel wohl zu gebrauchen und in den Fällen, da sie andern nützlich gewesen, auch oft für ihren Nutzen ansehnlichst zu sorgen, wie der große Reichthum bezeugt, den namentlich Eichel, da er keine Angehörigen hatte, der Tochter des durch ihn zum Großkanzler beförderten Jarriges hinterließ.

Der Gehalt eines Cabinetsraths war 10,000 Thlr.

Außer dem Staatsrath, der obersten Staatsbehörde, die aber nur dem Namen nach bestand, fungirten **drei Ministerien:**

1. Ein General-, Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, welches das Innere, die Finanzen und den Krieg besorgte.
2. Ein Justiz-Ministerium, welches die Justiz- und geistlichen Sachen führte und
3. Ein Cabinets-Ministerium, das Ministerium des Aeußern.

Zu 1. Das Generaldirectorum bestand aus acht verschiedenen Departements nach den Provinzen. Jedem derselben stand ein Minister vor mit drei bis vier Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Räthen.

Drei Departements waren die Schöpfungen Friedrich's:

1) Das Manufactur-, Commerzien- und Fabrik-Departement, gestiftet gleich am Anfang

der Regierung 1740. Erster Minister dieses wichtigen Departements war der bereits oben bei Friedrich Wilhelm I. genannte Cabinetsrath, Schatz- und Kriegsminister:

Samuel von Marschall, gestorben 1749. Des Königs beste Stützen in dieser Branche waren nach Marschalls Tode:

Der Minister Heinrich Christoph von Katt, älterer Bruder des Feldmarschalls Grafen Katt, Oheim des unglücklichen Jugendfreundes des Königs, gestorben 1760, und:

Der Oberst von Retzow, den Friedrich mon petit Colbert zu nennen pflegte.

2) Das Bergwerks- und Hütten-Departement, geschaffen 1768. Chefs wurden der 1775 aus Hessen berufene Jacob Sigismund Baron von Waitz-Eschen und nach dessen Tode der 1777 aus Sachsen berufene Geheime Kammer- und Bergrath Friedrich Anton, Baron von Heynitz, durch den hauptsächlich später das Genie des großen Staatskanzlers Stein entdeckt wurde. Er sowohl als seine Gemahlin, eine verwittwete von Adelsheim, geborne von Wrede waren Steins größte Patrone.

3) Das Forst-Departement, das vom Jahre 1770 datirt und Friedrich Wilhelm Baron von Schulenburg-Kehnert zum Chef erhielt, der seine Hauptrolle unter Friedrich Wilhelm III. spielte, wo ich auf ihn zurückkomme.

Zu 2. Justizminister waren vier:

1) Der Großkanzler.

2. Carl Ludolf Baron von Dankelmann 1749—1764, früher Comitialgesandter in Regensburg, dann Präsident zu Hanau und Gesandter in Frankfurt. Er war ein Sohn des Nicolaus Dankelmann, des Stammvaters der Familie und der Vater des ersten Grafen. Er starb 1764, fünfundsechzig Jahre alt. Ihm folgte:

3. Der redliche Ernst Friedmann Baron Münchhausen, ein Thüringer von Geburt, früher bis 1750 in sächsischen Diensten, ein Mann noch ganz nach altem Schrot und Korn, der aber ganz eingezogen lebte.

Auch gegen Münchhausen hatte der König einmal im Unmuth den Verdacht ausgesprochen, daß er den armen Bauer nicht hoch genug ansehe. Münchhausen schrieb deßhalb unterm 8. Nov. 1780 an den König:

„Was Ew. Maj. in der Ordre vom gestrigen Dato mir insbesondere zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben so viel gilt, als der vornehmste Graf und der reichste Edelmann und daß das Recht sowohl für geringe als vornehme Leute sei, habe ich von jeher gewußt und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, da ich E. K. M. zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben habe, es nicht zu wissen ꝛc. Wenn ich wirklich in dem Falle begriffen war, bei der Rechtspflege einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen, Vornehmen und Niedrigen, so mußte die Quelle davon tiefer liegen, als daß ihr durch eine bloße Zurechtweisung geholfen werden könnte.

Ich bitte allerunterthänigst, daß E. K. M. geruhen, mir die Fälle, wodurch ich eine so ungnädige Beschuldigung auf mich geladen, anzeigen zu lassen 2c."

Friedrich der Große nannte seinen Münchhausen oft „un homme d'une justice inflexible." Seine Vorstellungen thaten fast jedesmal bei Friedrich unfehlbare Wirkung. Er starb 1784, sechzig Jahre alt. Er hatte nur bis 1771 das geistliche Departement geführt; als letzter geistlicher Minister fungirte unter Friedrich:

4. der schon bei dem Müller-Arnold'schen Proceß vorgekommene Carl Abraham Baron von Zedlitz. Er war einer von den Ministern, die Friedrich sich selbst herangezogen hatte, ein Schlesier, geboren 1731 zu Schwarzwalde bei Landshut, Herr auf Kapsdorf bei Schweidnitz. Er fungirte unter Friedrich Wilhelm II. nur bis zum Jahre 1788, wo er den schwarzen Adlerorden erhielt, sich auf seine Güter in Schlesien zurückzog, aber schon 1790 starb. Er war ein sehr heterodoxer geistlicher Minister, wie sein Herr und König.

1788 löste ihn darauf der berüchtige orthodoxe Wöllner ab.

Zu 3. An der Spitze des Cabinets-Ministeriums stand schon seit 1730 noch unter Friedrich Wilhelm I.:

Graf Heinrich von Podewils,

aus einem alten pommerischen Geschlechte, das der König 1741 grafte; der Minister ward in diesem Jahre auch mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. Podewils war seit 1721 der Schwieger-

reichen Geheimen Cabinetsrath Eichel, der sich sehr für Frau von Jarriges, geb. Vignoles, Tochter eines französischen Predigers, eine eben so durch Schönheit als Geist ausgezeichnete Frau, interessirte: ihre Tochter ward, wie ich eben erwähnt habe, Eichel's Erbin.

Jarriges war ein Günstling von Cocceji, dem er aber mit Undank lohnte. Er umging ihn vielfach und kränkte ihn, so daß, wie in dem von Büsching herausgegebenen Leben Nüßler's bezeugt wird, Cocceji selbst diesen Undank Jarriges' für einen Nagel zu seinem Sarge erklärte.

Auf Jarriges folgte:

3. Carl Joseph Max Baron von Fürst und Kupferberg, durch seine Cassirung im Müller-Arnold'schen Prozesse bekannt: er fungirte von 1770 bis 1779. Fürst stammte aus einer alten schlesischen Familie, die das Städtchen Kupferberg im Jauerschen schon seit 1596 besessen hatte, das nachher an die Grafen Schlabrendorf und Matuschka gekommen ist. Fürst war früher als schlesischer Gutsbesitzer zu Regulirung des Schuldenwesens Schlesiens von Friedrich nach Wien geschickt worden, wo er die vom Buchhändler Nicolai später in seiner deutschen Reisebeschreibung benutzten Lettres sur Vienne im Jahre 1755 geschrieben hatte. Seit 1756 war er Schwiegersohn des Cabinetsministers Grafen Podewils. Wie oben schon erwähnt worden ist, ward er auch nach Friedrich's des Großen Tode nicht wieder angestellt, weil er ein so stolzer Mann war, daß er bloßen

Bürgerlichen keine Audienz hatte verwilligen wollen. Er starb als der Letzte seines Geschlechts 1790.

Fürst's Nachfolger als Großkanzler war endlich:

4. Johann Heinrich Casimir von Carmer. Carmer war ein Pfälzer von Geburt, wie Cocceji; er stammte aus einer adeligen Familie reformirter Confession. Er war geboren 1720 zu Kreuznach und war einer von denen, die der Religion wegen ihr Vaterland verließen und Preußen groß gemacht haben. Er stand seit 1749 im Dienst des großen Königs, ward 1768 Minister, führte 1769 das sehr wichtige Creditsystem in Schlesien ein, erhielt 1779 den Großkanzlerposten, 1788 von Friedrich Wilhelm II. den schwarzen Adlerorden, ward 1791 von ihm baronisirt und 1798 von Friedrich Wilhelm III. gegraft. Carmer war ein Schüler von Cocceji: er ist es, der das preußische Landrecht unter Friedrich Wilhelm II. redigirt und 1794 publizirt hat. Er starb 1800, achtzig Jahre alt. Für zwei Söhne, die er hinterließ, stiftete er zwei Majorate, Rützen im Wolauischen und Borne in der Neumark mit zwei Reservefonds zu je 60,000 Thalern.

Geistliche Minister unter Friedrich dem Großen waren folgende vier Minister:

1. Christian von Brand bis zu seinem Tode 1749. Er war früher Gesandter in Copenhagen, Stockholm und Wien — ein Sohn des Generalmajors Paul und ein Neffe des berühmten Eusebius Brand, der den Obersten Kalkstein aus Warschau entführte. Ihm folgte:

sohn Grumbkow's und ehe er Minister ward, Gesandter in Copenhagen und Stockholm. Er expedirte die aus des Königs Cabinet von den Cabinetsräthen ihm zugehenden Befehle: darin bestand alle Arbeit seines Ministeriums. Zugeordnet wurde ihm 1740 der aus Wien rappellirte Gesandte Caspar Wilhelm von Borck, der 1747 starb, dreiundvierzig Jahre alt, und dann 1747 der aus Petersburg rappellirte Gesandte Baron Axel Mardefeld, der auch schon 1748 starb, siebenundfunfzig Jahre alt. Als Podewils 1760, fünfundsechzig Jahre alt, starb, rückte in seine Stelle:

Ewald Friedrich von Herzberg,

ebenfalls aus einem alten pommerischen Geschlechte, geboren 1725, seit 1753 der Schwiegersohn des Cabinetsministers Knyphausen und Enkelschwiegersohn des berühmten Ilgen.

Neben Herzberg fungirte als erster Staats- und Cabinetsminister:

Carl Wilhelm, Graf Fink von Finkenstein,

Sohn des vom Kaiser Joseph I. zuerst gegraften General Albrecht Conrad, der Friedrich's II. und schon Friedrich Wilhelm's I. Oberhofmeister gewesen und 1735 fünfundsiebzigjährig gestorben war.

Finkenstein gehörte zu den Jugendgespielen Friedrich's des Großen. Er war zwei Jahre jünger als dieser und ward noch unter Friedrich Wilhelm I. ganz jung, mit einundzwanzig Jahren schon, als Gesandter nach Stockholm, dann nach Copenhagen geschickt. Friedrich der Große schickte ihn nach seiner Thronbestei-

gung mit Camas nach Paris, darauf mit seiner Schwester, der nachherigen Königin von Schweden, zum zweitenmal als Gesandten nach Stockholm. Fink ging dann in einer sehr wichtigen Mission ohne allen öffentlichen Charakter nach London und dann 1747 nach Petersburg als Ministre plénipotentiaire. Als er diese letzten Missionen durch seine geschmeidige Klugheit glücklich beendigt hatte, berief Friedrich ihn, erst fünfunddreißig Jahre alt, im Jahre 1749 als wirklichen Staats-Minister zurück. Er schrieb damals eigenhändig an Podewils: „Finc a du mérite et ses talents prématurés m'enpêchent de lui réfuser un caractère prématuré pour son age. Ditez lui qu'il soit ministre puisqu'il en est digne et qu'il continue à Me servir, comme il a fait jusqu'ici à présent. Féderic.“ Fink war seit 1743 mit der Gräfin Finkenstein-Gilgenburg, Erbin von Drehnow, vermählt und erhielt 1762 den schwarzen Adlerorden. Er ward fünfundachtzig Jahre alt und starb ohne Krankheit erst 1800 nach achtundfunfzigjährigem Dienst: er hatte dreiundvierzig Minister in den Staatsrath eingeführt und überlebte einundfunfzig von vierundsiebzig, die nach ihm ernannt wurden.

Finkenstein verstand zu repräsentiren und hielt sich immer im großen Tone und in den großen Manieren eines vornehmen Herrn. Herzberg dagegen war ein fleißiger, gelehrter Geschäftsmann, einfach, ja fast mehr als bürgerlich-ökonomisch in seinem ganzen Wesen und Haushalt. Thiébault erzählt unter andern, daß Tag für Tag auf der Freitreppe vor dem Minister Herzberg'schen Hause auf der Niederwallstraße eine

Bäuerin kannenweise die Milch von den Kühen des Herzberg'schen, ehemals Knyphausen'schen und noch früher Ilgen'schen Landguts Brietz bei Berlin verkauft habe. Herzberg ward von Friedrich besonders im siebenjährigen Kriege zur Fertigung der Staatsschriften gebraucht; er schloß dann den Hubertusburger und später auch den Teschner Frieden ab. Er war ein Mann voll Patriotismus, der sich ganz in das politische System des Königs hineingearbeitet hatte; Friedrich Wilhelm II. erhob ihn bei seiner Huldigung in den Grafenstand und gab ihm den schwarzen Adlerorden, Herzberg ward aber 1791 demohngeachtet entlassen und starb auf seinen Gütern.

Beide Cabinetsminister Herzberg und Finkenstein waren ebenfalls nur die Expedienten des Königs, besorgten nur die laufenden Geschäfte mit den auswärtigen Ministern und Gesandten — die Unterhandlungen mit den fremden Mächten führte der König selbst oder er gebrauchte dazu besonders betraute Personen. Doch fielen den Cabinetsministern die üblichen diplomatischen Geschenke zu, wobei Friedrich nicht ermangelte, auf seine gewöhnliche sarkastische Weise ihre zarten Bedenklichkeiten zu heben. Auf eine Anzeige der Cabinetsminister vom 25. Januar 1771, daß ihnen wegen der mit einem gewissen Staat zu Stande gekommenen Unterhandlungen (wahrscheinlich mit Rußland, wohin Prinz Heinrich im October 1770 gegangen war, wegen Polen) ein wohl bei Tractaten sehr übliches, aber diesmal nicht in gewöhnlicher Art geschehendes Cadeau angeboten worden sei, erfolgte die Marginalresolution: „Je consois toute

La repugnauce Messieur que Vous auréz a ressevoir cette reconnoisance, mais je suppose que Vous Vous ferez la duce viollance de L'accepter."

Alle Chefs sämmtlicher drei Ministerien mußten schriftlich an den König berichten und schriftlich wurden sie auch von ihm aus seinem Cabinet beschieden. Mündliche Berathungen mit den Ministern gehörten, wie dermaleinst bei Kaiser Carl V., zu den äußerst seltenen Ausnahmen. Dabei war es ausdrückliche Politik Friedrich's bei den Ministerstellen die unter einander feindlichsten Individuen neben einander zu verwenden. Um so sicherer glaubt er dadurch bedient zu werden, wenn der eine Minister den andern recht scharf controlirte. So waren z. B. Herzberg und Finkenstein abgesagte Feinde und arbeiteten doch in demselben Ministerium neben einander.

Folgendes war der Staats-Etat im Todesjahre Friedrich's:

I. Das Cabinet des Königs. In den achtziger Jahren fungirten:

Zwei vortragende Geheime Cabinetsräthe:

Ernst Ludwig Köper, der 1782 starb und

Johann Christoph Friedrich Stellter, der 1786 kurz vor dem König im Cabinet des Königs „in seinem Berufe stehend" starb, worauf beim Tode des Königs als vortragender Geheimer Cabinetsrath erscheint:

Julius Wilhelm Heinrich Beyer, früher Kriegsrath bei der Magdeburgischen Kammer, seit 1773 Cabinetsrath.

Zwei expedirende Geheime Cabinetsräthe:

Laspeyres und

Müller und

ein Geheimer Cabinets-Secretair.

II. Das Geheime Staatsministerium oder der Geheime Staatsrath. Ihn bildeten sämmtliche wirkliche Geheime Staatsminister, die zwei Staats-, Kriegs- und Cabinetsminister, die sechs Staats-, Kriegs- und dirigirenden Minister (die vom General-Directorium der Finanzen) und die vier Staats- und Justizminister.

III. Das Cabinetsministerium, bestehend aus den beiden Ministern Herzberg und Finkenstein. Unter ihnen fungirten drei Cabinetsräthe:

1. Der Geheime Legationsrath von Marconnay, von der französischen Colonie, für die französischen Sachen.

2. Der Geheime Kriegsrath von Steck, für die Reichs- und einheimischen Sachen und

3. Der als Publizist und Memoirenschreiber bekannte Geheime Rath Christian Conrad Wilhelm Dohm, ein Hesse, geboren 1751 zu Lemgo, in Göttingen gebildet, Schüler von Schlözer, 1776 bis 1779 Professor am Cassler Carolinum, seitdem in preußischem Dienst als Geheimer Archivar und expedirender Secretair in den auswärtigen und politischen Sachen. Er ward 1786 geadelt und Resident beim

niederrheinisch-westphälischen Kreise zu Cöln, dann dritter Bevollmächtigter beim Rastatter Friedens-Congreß 1797, 1804 Kammerpräsident zu Heiligenstadt, 1807 westphälischer Staatsrath und Gesandter in Dresden, quittirte aber 1811 und lebte im Privatstand auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen. Lang sah ihn in Rastatt und beschreibt ihn in seinen Memoiren als „ein langes hektisches Männlein mit einem hellen angenehmen Auge, freundlichem Mund, der Jedem liebreich und beredt entgegenkam, unter beständigem Leiden eines schwächlichen Körpers lebenslustig und nicht selten sich in freisinnige und launige Bemerkungen ergießend, der aber dadurch, daß er sich vom Lehrstand aus in das Fach der Diplomatie geworfen, wozu es ihn gleichwohl an den hohlen Tanzmeister- und Plapperkünsten ermangelte, seine wahre Laufbahn verfehlt zu haben schien."

IV. Das Finanz-Departement oder das General-, Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium. Es besteht aus acht Departements:

Erstes Departement: Pommern und Neumark, Ost- und Westpreußen nebst Litthauen; dazu alle Generalkassensachen. Chefs: seit 1763 Joachim Christian von Blumenthal für Pommern und die Neumark und seit 1775 Leopold Otto von Gaudi für Preußen und Litthauen und die Generalkassensachen. Blumenthal, ein Preuße, ward 1786 bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. gegraft, diente bis 1798 und starb 1806, achtzig Jahr alt.

Zweites Departement: die Kurmark und alle Salzsachen. Chef seit 1781: Hans Ernst Diedrich von Werder, zugleich Generalpostmeister und Chef des Sanitäts-Collegiums. Er war Besitzer von Rogäsen im Herzogthum Magdeburg und starb 1800.

Drittes Departement: die übrigen Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Cleve &c.; dazu alle Stempelsachen. Chef seit 1771: Friedrich Wilhelm, Freiherr von der Schulenburg-Kehnert, zugleich Chef des Forst-Departements, der Bank und der Seehandlung. Ich komme auf seine Personalien unter Friedrich Wilhelm III. zurück.

Viertes Departement: die Zollsachen in den Provinzen diesseits der Weser. Chef seit 1783 unbesetzt. Unter diesem Departement stand die General-Accise- und Zoll-Administration oder die Regie. Präsident: der oben erwähnte Geheime Finanzrath de la Haye de Launay.

Fünftes Departement: die Commerzien-, Manufactur- und Fabriksachen. Chef seit 1783 unbesetzt.

Sechstes Departement: dieses Departement war das Militair- und Kriegs-Departement. Chef seit 1779: der Generalmajor Levin Rudolph von der Schulenburg, gestorben 1788.

Siebentes Departement: das Bergwerks- und Hütten-Departement. Chef seit 1777: der Oberberghauptmann Freiherr von Heynitz, der seit 1783 auch das vierte und fünfte Departement mitdirigirte.

Achtes Departement: das Forst-Departement. Chef: Freiherr von der Schulenburg-Kehnert, der auch das dritte Departement dirigirte.

Unter dem General-Directorium standen die Ober-Kriegs- und Domänenrechenkammer und sämmtliche Kriegs- und Domänenkammern in den Provinzen. Nur Schlesien hatte, wie erwähnt, seinen eignen dirigirenden Staatsminister, Carl Georg von Hoym. Chef-Präsident der drei schlesischen Oberamtsregierungen war Adolf Albrecht Heinrich Leopold, Baron Dankelmann, ein Sohn des geistlichen Ministers der seit 1780 Minister war, 1795 fast erblindet seine Entlassung nahm, 1798 durch König Friedrich Wilhelm III. bei der Huldigung in Schlesien der erste Graf seines Geschlechts ward, auf seinem Gute Groß-Pesterwitz bei Trachenberg in Schlesien im Privatstande lebte und 1807, neunundsechzigjährig starb. Er war der Vater des Ministers und Chefs der Justiz, Graf Heinrich Dankelmann, der unter Friedrich Wilhelm III. 1830 starb.

V. Das Justiz-Departement. Es gehörten dazu vier Minister:

1. Der Großkanzler Johann Heinrich Casimir von Carmer, Chef der Justiz und aller Justiz-Collegien.

2. Carl Abraham Freiherr von Zedlitz, hatte das geistliche Departement in allen evangelisch-lutherischen Sachen.

3. Wolfgang Ferdinand Freiherr von Dörnberg, ein Hesse, früher Minister in Cassel,

hatte das geistliche Departement in allen evangelisch-reformirten Sachen und war Chef des Obertribunals.

4. Eberhard Friedrich Christian Freiherr von der Reck hatte das Criminal-Departement.

III. Diplomatisches Corps.

Unmittelbar nach dem Tode des großen Königs schrieb der Herzog Carl August von Weimar, der Freund Goethe's an Knebel am 17. September 1786 die merkwürdigen Worte: „Sollte der Nachfolger Friedrich's des Großen auch keine neuen Fußstapfen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie sein Vorfahr, so leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schlittschuhläufer giebt's aber auch nur alle 500 Jahre und kaum dann."

Ehe der große König ein solcher berühmter Schlittschuhläufer wurde, hatte er bittre schwere Erfahrungen machen müssen. In den ersten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung war er nichts weniger als Schlittschuhläufer gewesen. Er war zu Pferde gestiegen, nach Schlesien geritten, hatte im Uebermuth der Jugend das Kriegsglück versucht und das Kriegsglück war ihm so hold gewesen, daß er nach zwei kurzen Campagnen Schlesien festhielt. Er glaubte sich jetzt fest im Sattel. Er brusquirte die Cabinette. Mit

aristophanischem Spotte durchgeißelte er die drei Cotillons-Höfe, wie er sie nannte, nicht blos den der devoten Maria Theresia, sondern auch den der Elisabeth, der „infame catin du Nord“ und den Pompadour-Hof in Versailles. Der gescheite Kaunitz, der später der europäische Kutscher genannt wurde, hatte leichte Mühe, ihm den Boden zu untergraben. Auf einmal sah Friedrich die drei Cotillons-Höfe auf seinem Nacken; er mußte froh sein, daß Pitt in England für ihn eintrat. Aber mit dem Leichentag von Collin, dem Jahrestag des Siegs bei Fehrbellin und später des bei Waterloo und mit dem Abfall Lord Bute's kamen für Friedrich die schmerzlichsten Enttäuschungen. Nur der Tod der verspotteten Elisabeth rettete ihn.

In den letzten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung nutzte der König die beiden großen Lehren, welche der siebenjährige Krieg ihm klärlichst ertheilt hatte, eifrigst. Von jetzt an blieb die Diplomatie sein Hauptaugenmerk: er hatte einsehen gelernt, daß Klugheit über Tapferkeit gehe. Das Schlachtroß ward abgezäumt, und als der greise Herr es noch einmal nach der Eröffnung der bairischen Erbfolge besteigen mußte, sogleich wieder davon heruntergestiegen, als sich mit Ehren Frieden machen ließ. Die drei Cotillons-Höfe aber wurden nicht nur mit den Sarkasmen in Ruhe gelassen, sondern mit möglichster Courtoisie fetirt. Die große nordische Semiramis — „avec les inclinations de la défunte, mais contrefaite de la dévote en même temps“ —

wurde mit den copiosesten Schmeicheleien, wie sie nur ein Weiberherz erquicken können, erquickt; eben so der europäische Kutscher von Wien bei der Zusammenkunft in Neustadt mit so unwiderstehlichen Galanterien und Aufmerksamkeiten um- und ein- und endlich überschmeichelt, daß der kluge Mann sich zu einem Schritte bewegen ließ, der sogar seiner bei weitem nicht so klugen Gebieterin höchst unpolitisch dünkte. Um Kaunitz für die Theilung Polens zu gewinnen, verschmähte es Friedrich nicht, sogar aus des Fürsten Dose zu schnupfen. Hier zeigte sich Friedrich als Meister der Diplomatie, als der Kutscher des Kutschers.

Alle wichtige Unterhandlungen mit den fremden Mächten führte Friedrich der Große selbst, seine Minister waren nur seine Schreiber. Die zwei höchst wichtigen Unterhandlungen über die polnische Theilung und die bairische Erbfolge gingen ganz allein durch ihn und seine Cabinetsräthe. Die Theilung Polens mußte ein undurchdringliches Geheimniß für das französische Cabinet bleiben und blieb es wirklich. Der Herzog von Choiseul merkte wohl, daß etwas in Polen im Werke war, aber nicht was. Er schrieb an den französischen Gesandten in Berlin, er möge, es koste was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Man bot einem Cabinetssecretair 1000 Louisd'or für die Copie einer Instruction für den preußischen Gesandten, der Cabinetssecretair machte dem König sofort davon Anzeige. Dieser rieth dem ehrlichen Manne, immerhin die 1000 Louisd'or zu nehmen und eine falsche Instruction dafür den neu-

gierigen Franzosen zu behändigen. Als diese Depesche an Choiseul gelangte, war er scharfsinnig genug, sogleich zu entdecken, daß der Gesandte angeführt worden sei. Friedrich führte die Unterhandlungen entweder direct von Berlin aus oder er bediente sich dazu besonders betrauter Personen. So ward z. B. Graf Görtz, der gar nicht in seinem Dienste stand, in der bairischen Successionssache gebraucht. Ehe ein außerordentlicher Gesandter abging, mußte er hin und wieder vorher eine Prüfung bestehen. So übernahm 1744, als Graf Rothenburg nach Paris geschickt ward, um die Allianz abzuschließen, Friedrich selbst die Rolle des französischen Ministers, er hob alle nur möglichen Schwierigkeiten und Gegengründe gegen die preußischen Anträge hervor, ohne sich im geringsten selbst zu schonen. Rothenburg widerlegte aber alle Einwürfe so geschickt, daß der König zuletzt ausrief: „Wenn Er so gut spricht, wird ihm der Erfolg nicht fehlen." Hielt Friedrich bei einer auswärtigen Legation den Legationssecretair für besonders geschickt, so correspondirte er mit ihm, ohne daß der Gesandte etwas davon erfuhr. Dieß war z. B. mit dem Herrn von Sandoz der Fall, dem Legationssecretair in Paris, den Friedrich nachher als Minister-Resident nach Madrid schickte. Um wichtige und interessante Umstände an fremden Höfen zu erfahren, sparte der König, der sonst mit Ausgaben sehr zurückhaltend war, die größten Summen nicht. Merkwürdig war die Art und Weise, wie er hinter die Geheimnisse des Wiener Hofes kam. Maria Theresia hatte immer

ein paar Damen zu ihren Vertrauten, diese vertrauten ihren Kammerjungfern und von den Kammerjungfern erfuhr Friedrich regelmäßig mit jeder Post die zuletzt über München ging, weil man dahin allein die Briefe nicht öffnete, was er nur immer wissen wollte. Friedrich sandte, wie ein preußischer Minister dem Ritter Zimmermann mittheilte, von seinen vertrautesten Ministern ausgewählte aufgeweckte junge schöne Leute als Emissaire nach Wien. Sie erhielten 500 Thaler Gehalt und Erstattung aller Auslagen an die zu erobernden Soubretten und sonst. „C'était alors, schreibt der Minister an Zimmermann, le regne des soubrettes à Vienne; et un joli garçon, maître passé dans l'art d'accrocher les femmes de chambre, pouvoit apprendre des choses indeterrables à tout le Corps diplomatique. J'ay vu quantité de rapports de cette espèce, extrèmement bien faits."

Die stehenden Gesandten bezahlte Friedrich in der Regel sehr niedrig. Er sah sie fast immer nur für „Briefträger" an. Die an den vier Haupthöfen: Wien, Paris, London und Petersburg erhielten 6000 Thaler, die übrigen nur 4000. Und doch empfahl er diesen Gesandten beim Abschied immer angelegentlich: „de ne pas épargner les Soupes." Die Folge war, daß zuletzt jezuweilen unter seinem Adel sich schwer ein taugliches Subject fand, der Gesandter werden konnte und wollte, Friedrich mußte mehr als einmal an Fremde sich wenden. In diesem Falle nahm er am liebsten

Italiener, wegen ihrer ökonomischen Talente und weil sie einem Lande angehörten, dessen kleine Staaten keine politische Wichtigkeit hatten, die sie hätte in Versuchung führen können, das preußische Interesse hintanzusetzen.

Ein merkwürdiger Mann unter diesen Italienern war der Graf Spiridion Lusi, eigentlich ein Grieche von Geburt, aus der damals venetianischen Insel Cephalonien gebürtig. Er kam, zweiundvierzig Jahr alt, im Jahre 1777, dem Jahre des Aussterbens der alten Dynastie Baierns, auf eine seltsame Weise in des Königs Dienst, die eben so von Lusi's eminenter Befähigung zur diplomatischen Carrière, als von des Königs eminentem Talent zeugt, sich dazu die passendsten Leute auszuwählen. Friedrich hatte in die Berliner Zeitungen eine Verfügung einrücken lassen und gleichzeitig noch einige andre diplomatische Maaßnahmen ergriffen. Lusi, der damals in Venedig lebte, combinirte hieraus des Königs geheimen Plan und machte ihn in der venetianischen Zeitung bekannt. Der Gesandte Friedrich's in Venedig schickte auf der Stelle diesen Artikel nach Potsdam ein. Der König war erstaunt und befahl, alles anzuwenden, um den Verfasser zu erforschen, was denn auch à force d'or glückte. Friedrich hatte geglaubt, der Artikel Lusi's habe nur durch Verrath seiner Cabinetssecretaire in die Hände des Redacteurs der venetianischen Zeitung gelangen können; jetzt vernahm er, daß der Einsender und Abfasser desselben ein ihm gänzlich unbekannter Mann sei. Er ließ Lusi unter der Hand die Offerte

machen, nach Sanssouci zu kommen. Lusi kam, und als der König ihn persönlich kennen gelernt hatte, fragte er ihn, durch welche Mittel und Wege er seine Absichten errathen habe? Lusi erwiederte: „Ew. Maj. haben das und das in die Zeitungen einrücken und dabei die und die Demarchen machen lassen: aus diesem allen errieth ich, was Sie beabsichtigten!“ Friedrich war über Lusi's ungemeinen Scharfsinn verwundert und machte ihm nun das Anerbieten, in seine Dienste einzutreten. Lusi nahm es an und ward Kammerherr und Capitain in einem Freibataillon und darauf Gesandter in London. In Berlin nannte man ihn „den Kammerherrn vom Hofe des Königs Ulysses.“ In London betrug Lusi sich sehr gut und gefiel sehr am englischen Hofe. Es dauerte aber nicht lange, so mußte er dem König vorstellig machen, daß es unmöglich sei, mit dem ihm ausgesetzten Gehalte von 6000 Thalern würdig zu repräsentiren. Friedrich entgegnete ihn: „Ich helfe Ihnen schon mit, denn ich stehe hinter Ihnen mit 200,000 Mann!“ Als wiederholte Vorstellungen nichts fruchteten, wußte der kluge Italiener sich auf eine andere Weise zu helfen. Er bat den König, ihm die Genehmigung zu ertheilen, in London einen Oelhandel anfangen zu dürfen, wozu sich ihm als Griechen von Geburt die beste Gelegenheit darbiete. Friedrich ertheilte die Genehmigung. Lusi erwarb ein ansehnliches Vermögen, ging später als Gesandter nach Petersburg, wo er die Ermordung Paul's mit erlebte und starb als Generallieutenant und Staatsminister in den Grafenstand erhoben, achtzig Jahr alt,

1815 zu Potsdam. Sein einziger, mit einer Italienerin erzeugter Sohn, war der vor einigen Jahren in sehr brouillirten Finanzen verstorbene schöne und galante Graf Fritz Lusi, der mit einer Stieftochter des Lords Landsdowne vermählt und zuletzt Gesandter in Griechenland war und von dem der von Friedrich Wilhelm III. nebst seiner Mutter, gebornen Wichmann, geadelte Herr von Lusi abstammt.

„Als der König, erzählt Lord Malmesbury in seinen Memoiren, einmal in Begriff stand, einen Gesandten nach Dänemark zu schicken, machte ihm der dazu Bestimmte Vorstellungen über die Kärglichkeit des Gehalts und daß es unmöglich sei, davon die Kosten der Tafel und Equipage zu bestreiten. Der König erwiederte ihm: „Er ist ein Verschwender, denn weiß Er, es ist viel gesünder, zu Fuße zu gehen, als zu fahren. Und was das Essen betrifft, so muß Er sich merken, daß es an der Tafel eines Andern immer am Besten schmeckt.“ Dieser nach Copenhagen bestimmte Gesandte war Herr von Arnim, der 1771 vom König beglaubigt wurde und von welchen der Lord noch eine heitre Anekdote erzählt. „Der angebliche Grund seiner Zurückberufung aus Copenhagen war die Feuchtigkeit und Kälte des Climas. Als er nach seiner Rückkehr zur Audienz gelassen wurde, zog der König, nachdem er ihn ein Langes und Breites über die Wirkung befragt hatte, welche die Feuchtigkeit auf seine Nerven äußere, eine sorgfältig verpackte Schachtel unter seinem Hute hervor und sagte: „er wolle nicht, daß der Staat einen so brauchbaren Diener verliere,

er werde hierin etwas finden, was warm halte.“ Arnim konnte es kaum erwarten, bis er nach Hause kam und die Schachtel öffnete. Er war nicht wenig getäuscht, als er sie — mit Baumwolle angefüllt fand. Den nächsten Tag jedoch wurde er durch einen Befehl des Königs getröstet, der seinen Gehalt um 1000 Thlr. erhöhte, er ging 1775 als Gesandter nach Dresden.“ Der König schrieb ihm unterm 17. Januar 1775: „En vous envoyant à la cour de Dresde, Mon intention n'est du tout, soyez en persuadé, que Vous y fassiez beaucoup de figure et formiez une grande maison, comme Je vois, que Vous êtes intentionné de faire: et j'aimerois mieux de ne Vous point employer à cette mission, que de Vous exposer par là à Vous endetter. Le moyen le plus sûr de Vous mettre bien et de Vous conserver de même dans mon esprit, c'est croyez M'en, de mettre autant de modestie que d'économie dans vos dépenses. Et les arrangemens y nécessaires étant aussi aisés à faire, que les fonds, pour y subvenir à trouver, Je prie Dieu“ etc. Unterm 27. Januar schrieb er ihm wieder: „Pour former vos premiers équipages, lors de votre mission en Danemarc, Je n'ai pas fait la moindre difficulté de Vous assigner les 1200 écus usités etc. Ils seront encore en assez bon état pour vous en servir également à Dresde; et d'ailleurs vous savez que Je ne demande jamais que Mes Ministres dans l'étranger brillent par leurs équipages, ou fassent grande figure; mais que J'exige

plutôt qu'ils observent une sage économie et évitent avec soin toute folle dépense ou qui soit au dessus de leurs facultés." Eigenhändig setzt er einem letzten Schreiben vom 29. Januar bei: „n'oubliéz pas Le Cotton monsieur pour preservér Votre presieuse personne et Vos petit Nerfs Contre Les Ingures du tems."

I. Preußische Gesandte und Agenten in Deutschland:

1. Am Wiener Hofe fungirte 1740: Caspar Wilhelm von Borck, der das Ableben Kaiser Carl's VI. meldete und dann als Cabinetsminister neben Podewils eintrat.

Um die Thronbesteigung Friedrich's zu melden ward nach Wien geschickt: Ludwig Wilhelm von Münchow, der nachher gegraft und erster schlesischer Minister wurde.

Darauf ging, um Erklärung wegen der östreichischen Succession und die Ansprüche auf Schlesien zu holen, nach Wien: Baron Gustav Adolf Gotter, „le Jupiter foudroyant," welcher ebenfalls gegraft und zum Oberhofmarschall befördert wurde.

1742 fungirte nur Johann Friedrich Gräve als Agent beim Reichshofrath: 1747 erscheint er als Geheimer Legationsrath und Resident.

1743 war Graf Dohna als Env. extr. accreditirt und

1747 Graf Heinrich Podewils als Env. extr. und Min. plénip.

1753 fungirte als Min. plénip. und Env. extr. der Geheime Kriegsrath Joachim Wilhelm von Klinggräf, früher Gesandter in London und in Dresden — als Resident H. von Diest — und als Leg.-Secr. H. Holzendorff.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1764 war Min. plenip. H. von Rhode (oder von Roth) jetzt Rohde, wahrscheinlich Jacob Friedrich, früher Gesandter in Cöln und Stockholm, später in Copenhagen, von Friedrich 1783 gegraft; und Leg.-Secr. Georg Friedrich Böhmer, der später als Hof- und Legationsrath Minister-Resident und geadelt ward.

1767 und 1773 fungirte als Env. extr. Baron Georg Ludwig von Edelsheim: er war 1760 der Friedensunterhandlung wegen in Paris gewesen und trat 1784 in badnische Dienste, wo er 1814 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten starb.

Von 1777 bis 1785 war Env. extr. der Kammerherr Baron Johann Hermann von Riedesel, der bekannte Tourist nach Italien, Sicilien und in den Orient: er schloß den Teschner Frieden ab und war ein Mann, der ganz an seinem Platze war. Kurz nach dem Frieden hatte er mit dem Staatskanzler Kaunitz zu sprechen; Hofrath Spielmann, der gewöhnliche Introductor der Gesandten war augenblicklich abwesend, Baron Jenisch, der Orientalist — ein sehr beschränkter Mann, den die jungen Leute auf der Wiener Staatskanzlei wegen seiner Statur und seiner Ideen statt conseiller aulique, conseiller oblique zu nennen pflegten — übernahm die Meldung. In

der Zerstreuung nannte er ihn: „Baron Steinesel.“ Darauf führte Riedesel mit eiskaltem langsamen Lächeln sich selbst auf mit den Worten: „Ew. Durchlaucht! — allerdings ist ein Esel dabei! — aber Ich — heiße Riedesel.“ Er starb 1785.

Ihm folgte endlich 1786 bis 1790 als Min. plenip. Graf Friedrich Werner von Podewils, jüngster Sohn des Cabinetsministers, Lieutenant bei den Gensd'armes, der später Oberhofmarschall ward.

Als Resident in Wien fungirte schon 1773 und nach 1786 der Hof- und Legationsrath Constans Philipp Wilhelm von Jacobi, der 1788 Freiherr von Jacobi-Klöst ward und 1797 mit Görz und Dohna auf den Rastadter Friedenscongreß ging. In Rastadt sah ihn Lang und beschreibt ihn in seinen Memoiren als einen kurzstämmigen und vierschrötigen Mann, beinahe so etwas gemein jüdisch, den Mund immer so als ob er Brotkrumen kaute, die Hände mit Dinte besudelt — so wandelte er in seiner diplomatischen Thätigkeit zwischen seinen Collegen, dem diplomatisch abgemessenen Grafen Görz und dem langen hektischen lebenslustigen Dohm. „Der Baron, sagt Lang, fing die Tageslast um zehn Uhr beim Frühstück seiner jungen Gemahlin zu tragen an, wo die diplomatischen Abbés, besonders aber Stadion (aus Oestreich) und Hompesch (aus Baiern) in ihren seidnen Mänteln und rothtaffentnen Kreuzbändern herbeieilten, der Frau Gemahlin den süßen Morgen-

gruß, dem Herrn Gesandten aber zu einiger Entschädigung und Mittheilnahme der bis zur Mitternacht aufgefangenen diplomatisch politischen Olla Potrida Brocken zu bringen, welche Hafersuppe sodann noch mit der von den andern Herrn Collegen mitgetheilten Brühe vermehrt und gegen Abend zur Gährung ausgesetzt wurde. Unterdessen schrieb sich der Herr Gesandte auf die Papierwickeln der Frau Gemahlin, auf Visitenbillette, Briefumschläge und sonst auf lauter Schnitzeln, um das Papier zu schonen, eine Menge französischer Redeweisen und Wendungen nieder, mit welchen, wie er hoffte, die Nachrichten und Begebenheiten, die er bis zum Abend als kommend voraussah, in der Zierlichkeit der Berliner Gallizismen, gegeben werden könnten. Dann in den letzten Stunden, wurden diese Papierschnitzeln zusammengereiht, die Lücken der Sachen und Appellationamen ausgefüllt und mit dicker dicker Faust auf einen Conceptbogen abgeschrieben, meistens mit dem berühmten Anfang: „Sire, nous avons reçues les très gracieuses ordres de V. M. du date — — oder: Nous n'avons reçues des ulterieurs ordres depuis etc. Und dann geschwind damit in die Kanzlei zum Chiffriren und Abschreiben in duplo, während dessen der Herr Gesandte noch ein oder ein paar Dutzend Privatbriefe schrieb" ꝛc.

Später ward Baron Jacobi Gesandter in London und lebte zuletzt im Privatstand zu Bonn.

Podewils' Nachfolger als Gesandte in Wien unter Friedrich Wilhelm II. wurden:

Marquis Lucchesini, früher Gesandter in Warschau und

Graf Dorotheus Ludwig Christoph Keller, früher Gesandten in Stockholm, dann im Haag und dann in Petersburg.

2. In Regensburg bei der „fürwährenden Reichsversammlung,“ dem ehrwüdigen Petrefact, das Friedrich „den Mops, der den Mond anbellt“ nannte, fungirte:

1740, 1742, 1747 und 1753 der Geheime Justizrath Adam Heinrich Pollmann als Min. plénip. — er ward, weil er nicht vom Adel war, sogleich nach Friedrich's Thronbesteigung, schon am 28. Juni 1740 nobilitirt.

Legations-Secretaire unter ihm waren:

1742: Reuthuber und

1747 und 1753: Rammelsberg.

1757 während des siebenjährigen Kriegs stand als bevollmächtigter Comitialgesandter in Regensburg der Geheime Etats- und Kriegsminister Baron Erich Christoph von Plotho, der den kaiserlichen Notar, der die Achtserklärung insinuiren wollte, die Treppe hinunterwerfen ließ. Legations-Secretair: Klitzmann.

1767, 1773 und noch 1786 fungirte als Comitialgesandter der Geheime Kriegsrath Joachim Ludwig von Schwarzenau, der ursprünglich Baden vertreten hatte: Friedrich der Große übertrug ihm die preußischen Gesandtschaftsgeschäfte mit. Legations - Secretaire: Klitzmann und Ganz.

3. In Wetzlar beim Reichs-Kammergerichte besorgte die Geschäfte Preußens 1767: der Agent von Ruland — 1773: der Geheime Regierungsrath von Böhmer, Subdelegatus bei der Reichs-Kammer-Gerichts-Visitation.

4. Preußische Gesandtschaft am Dresdner Hofe:

Seit 1741: Graf Otto Leopold von Bees, als Minister. Er stammte aus einem croatisch-slavonischen Geschlechte, das nach Böhmen und zuletzt nach Schlesien kam und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausstarb: die Güter in Schlesien kamen durch die Erbtochter an die Grafen Nostitz. Graf Otto Leopold war um 1720 gegraft worden und ward nach der preußischen Erwerbung Schlesiens Geheimer Rath; später ward er Oberhofmarschall und starb 1761. Secretair bei der Dresdner Gesandtschaft wurde 1743 Nicolaus Beguelin, ein Schweizer, nachheriger Lehrer Friedrich Wilhelm's II., gest. 1789. Resident in Dresden war der Legations-Secretair Christoph Heinrich Ammon, aus einer aus der Schweiz stammenden Familie, dessen Vater Bernhard aus Bern nach Berlin kam, wo er als Secretair und Rath des Königs Friedrich Wilhelm I. Anstellung fand und Glied der französischen Colonie wurde. Der Sohn ward 1742 nobilitirt, später Gesandter im Haag und starb 1783 als Baron, Kammerherr und Ober-Gerichtsrath bei dem französischen Tribunal. hm gehörte das jetzige Hôtel de Brandebourg am Gensdarmen-Markte in Berlin.

1747 war Gesandter in Dresden Joachim Wilhelm von Klinggräf, früher Gesandter in London und später in Wien.

1753 fungirte als Env. extr. der Geheime Rath Helmuth Burckhardt von Maltzahn von der mecklenburgischen Linie, derselbe der die Depeschen von dem sächsischen Cabinetscanzlisten Mentzel erlangte. Legations-Secretair: Pleßmann.

1754 und wieder nach dem Frieden war Env. extr. Geheimer Legationsrath Adolf Friedrich von Buch, von der märkischen Linie dieses alten Hauses zu Stolpe. Er zog sich später in den Privatstand zurück und verfaßte 1792 auf seinen Gütern den Abriß der brandenburgischen Geschichte bis auf den Tod des großen Kurfürsten: einer seiner Vorfahren, Dietrich Sigismund, gestorben 1687, war Reisemarschall Friedrich Wilhelm's und hatte ein Tagebuch über die Zeit von 1674 bis 1679 niedergeschrieben, das im Berliner Geheimen Staatsarchiv liegt. Der Sohn dieses Gesandten ist der berühmte Reisende und Naturforscher Leopold von Buch. Legations-Secretair in Dresden war 1754: Gregory.

1773: Geheimer Legations-Rath von Borck, Env. extr., der nachher geschiedene Gemahl der reichen Erbtochter des Generals von Lestwitz, dem Friedrich der Große für „die Rettung des Staats" bei Torgau das halbe Amt Friedland geschenkt hatte: Frau von Borck nahm mit ihrer Tochter den Namen Frau von Friedland an und starb 1804 — sie ist berühmt wegen ihrer trefflichen Güterverwaltung. Fräulein Friedland heirathete den zweiten 1814

gegraften Grafen Itzenplitz auf Groß-Bohnitz. Legations-Secretair: Blanchot.

1775: Kammerherr Baron Arnim, früher in Copenhagen, der mit der Baumwollenschachtel Erquickte, später Director der Schauspiele.

1786 endlich fungirte Kammerherr Philipp Carl von Alvensleben, später Cabinetsminister. Legations-Secretair: Gregory.

5. Preußische Gesandschaft am Kur-Pfälzischen Hofe zu Mannheim:

1773 Geheimer Rath Gottfried Adam von Hochstedter, zugleich Minister am Ober-Rheinischen Kreise zu Frankfurt.

6. Am Münchener Hofe war 1782 derselbe Geheime Rath von Hochstedter accreditirt als Minister.

7. Zu Düsseldorf stand 1742: Clauberg als Resident, Hösch als Agent.

1754 und 1767: Geh. Rath Bolckhaus als Resident.

1786: Hofrath von Bergen als Resident.

8. In Cöln fungirte 1742: Jacob Friedrich von Roth als Resident.

1747: Geh. Leg. und Directorialrath von Diest wahrscheinlich Reinhard, dessen Tochter Salome Johanna, den Grafen Friedrich Carl von Wittgenstein, Herrn zu Homburg heirathete, die Kaiser Carl VII. zur Reichsgräfin von Diest erhob.

1753: Diest, zugleich mit Directorialrath Ammon, beide als Residenten beim Nieder-Rheinischen und Westphälischen Kreise.

1773: Kammerherr und Geh. Rath Abraham Edler von Meinertshagen.

1773 und 1783: Geh. Rath Theodor Edler von Emminghaus, accreditirter Minister bei den Höfen von Kur-Cöln und Kur-Trier und Directorial-Gesandter beim Nieder-Rheinischen und Westphälischen Kreise.

9. In Frankfurt a. M. fungirte 1742: Baron Carl Ludolf Danckelmann, der nachherige geistliche Minister, damals zugleich Präsident in Hanau als Env. und

1742, 1747 und 1753: Kriegs- und Domainenrath von Freitag als accreditirter Minister am Ober-Rheinischen Kreise.

1754 und 1767: Geh. Rath Wilhelm Friedrich von Brandt als Resident und später als accreditirter Minister am Ober-Rheinischen Kreise — der oben schon einmal bei den merkwürdigen Marginalresolutionen erwähnte überfleißige Schreiber, dem der König 1765 bedeutete, „daß er dem Teufel ein Ohr abschreibe."

1773: Geh. Rath von Hochstedter, Minister am Ober-Rheinischen Kreise und zugleich am Kur-Pfälzischen Hofe.

10. In Worms 1742: Agent Hoppe.

11. In Aachen 1747 und noch 1786 Resident Lognay.

12. In Hannover fungirte 1742 und 1773: Hofrath und Geh. Leg.-Secr. Langschmidt.

13. In Hamburg war 1742 und 1747 M. d'Esternon Minister-Resident am Niedersächsischen Kreise.

1753 und noch 1786 in gleicher Eigenschaft Geh. Rath von Hecht, geadelt 1762 und dazu

1773 und 1786: Peter Gräve, Agent.

14. In Bremen fungirte 1742 und noch 1773: Selpert und 1786: Rump als Agent.

15. In Lübeck 1767 und noch 1786 Plazmann als Agent.

16. In Mühlhausen fungirte 1742 und noch 1773: Georg Ludwig Avenarius als Resident am Thüringer Kreise und im letzteren Jahre Kriegsrath Johann Ludwig Avenarius als Adjunct.

1786: Kriegsrath Lutterodt.

17. Bei den Höfen der Sachsen-Ernestinischen Linie war 1742 und noch 1753 als Min. plénip. accreditirt: Geh. Kriegsrath Baron Johann Wilhelm Backhof von Echt.

18. In Anspach war 1742 beglaubigt als Plénip. Baron Ernst Ludwig von Seckendorf.

19. In Nürnberg fungirte 1742 und noch 1753 Geh. Kriegsrath Isaac Daniel Buriette von Ohlefeld als bevollmächtigter Minister am fränkischen Kreise.

1754 und noch 1767: Baron Christoph Carl Ludwig Pfeil, Geheimer Rath, als bevollmächtigter

Minister am fränkischen und schwäbischen Kreise und an gesammte Fürsten und Stände daselbst.

20. Beim schwäbischen Kreise und am Hofe zu Stuttgart war bevollmächtigter Minister:

1742: Casimir, Graf von Wartemberg.

1747: Schweitzer, Agent zu Stuttgart.

1764 und folgende Jahre wegen der Beilegung der Streitigkeiten Herzog Carl's von Würtemberg mit seinen Landständen war der Hofmarschall Graf von der Schulenburg als außerordentlicher Gesandter beglaubigt.

1786: Legationsrath Johann Georg von Madeweis als bevollmächtiger Minister (geadelt 1786).

21. In Ulm fungirte 1747 und noch 1786: von Müller als Resident und

22. In Augsburg 1742 und noch 1773 von Gulmann als Agent.

II. Preußische Gesandte an fremden Höfen:

1. Am französischen Hofe blieb der schon seit Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1722 fungirende Baron Jean de Chambrier als Env. extr. beglaubigt: er starb erst 1751 in Wesel.

1740 ging, um die Thronbesteigung zu melden, als Min. plénip. nach Paris: Oberst von Camas.

1744 schloß, nach dem beim König durchgemachten Examen, Graf Friedrich Rudolf Rothenburg die zwölfjährige Allianz.

Seit 1750 bis 1754 fungirte als Min. plénip. Mylord Marishal und der Geh. Leg.-Rath Baro

Knyphausen, der nach Marishal bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs Gesandter blieb.

1773 und noch 1786 fungirte als Env. extr. der königl. Flügeladjutant, Oberst und Kammerherr Baron Bernhard Wilhelm von der Goltz, der 1786 gegraft ward. Seine Legations-Secretaire waren:

1773: Sandoz de Rollin (aus einer Neufschateler Familie, des Königs Correspondent), der nachher Gesandter in Madrid ward.

1786: Aigneulle.

Als Agent fungirte: de Montessay.

2. Nach London ging 1740 der kön. Generaladjutant Graf Friedrich Sebastian Truchseß von Waldburg, der nach Hannover, wo der König damals sich aufhielt, geschickt worden war, um die Thronbesteigung zu melden — als bevollmächtigter Minister.

1742 fungirten Geh. Kriegsrath Joachim Wilhelm von Klinggräf, nachher Gesandter in Dresden und Wien — und Baron Plotho, nachher Gesandter in Regensburg als Minister — und als Env. extr. Johann Heinrich Andrie.

1747: Johann Heinrich Andrie, Obergerichtsrath, Minister.

1753: Legations-Secretair, später Geheimer Rath Louis Abraham Mitchel, der 1766 Gouverneur von Neufchatel ward und 1782 in Berlin starb.

1756: Die Nachricht vom glücklichen Ausgang der ersten Schlacht des siebenjährigen Kriegs, der bei Lowositz, brachte Oberst Lentulus nach London.

1767 und noch 1773: Graf Joachim Carl Maltzahn auf Militsch, Kammerherr, der spätere Staatsminister, Gemahl der Christine Charlotte Baronin von Modrach, Erbtochter der seit 1835 an die Grafen Lottum gekommenen Standesherrschaft Lissa — als Minister und Env. extr. Legations-Secretair: de Jeanneret de Dunilac.

1786: der oben erwähnte Oberst und Oelhändler Graf Spiridion Lusi als Env. extr. Leg.-Secr.: Tribolet-Hardy.

Ihm folgte dann Baron Alvensleben unter Friedrich Wilhelm II.

3. Im Haag war 1742 Env. extr. Graf Podewils.

1747 Christoph Heinrich von Ammon, Kammerherr, früher Resident in Dresden, als accreditirter Minister.

Leg.-Secr.: von Marschall.

Agent: Duglas.

1753: H. von Hellen als Chargé d'aff.

1754 und noch 1786: Geh. Leg.-Rath Friedrich Wilhelm von Thulemeyer, Sohn des Cabinetsministers, Env. und Min.

Leg.-Secr.: Reufner.

Thulemeyer schloß 1785 den Handelsvertrag mit Amerika ab und ward später reformirter geistlicher Staatsminister.

Ein bedeutender Gesandter wurde nach Thulemeyer unter Friedrich Wilhelm II. Graf Dorotheus Ludwig Christoph Keller, der 1790 mit

Lord Auckland und van de Spiegel die Contreminen gegen die türkischen Pläne Kaiser Joseph's II. fertig machte, indem er den Vertrag wegen Garantie der neuen belgischen Republik unter van der Noot schloß. Keller, einer der plattirtesten Diplomaten, ward dafür 1790 gegraft. Er heirathete in demselben Jahre die Schwester des nachherigen ersten Fürsten und russischen Feldmarschalls Wittgenstein, ward Staatsminister und starb außer Dienst 1827. Seine Familie stammte aus der Schweiz: er war der Sohn eines Geheimen Raths in Gotha.

4. In Amsterdam fungirten 1742 und noch 1773 Philipp Anton d'Erberfeldt und Hof- und Commerzienrath Barth als Residenten

und 1747 Fäsch, als Agent.

5. In Rotterdam: 1742 und 1753: Commerzienrath Dillon.

1773: Commerzienrath Rusthoeck und Steurs, Agent.

1786 Agent Steurs.

6. In Dortrecht 1742 und noch 1773: Rath Jacob de Haas, Agent.

1786: Wilmssen, Agent.

7. In Brüssel: 1742 und 1747: Geh. Rath und Vicekanzler in Geldern Simon von Soust de Borckenfeld, Resident.

8. In Petersburg fungirte 1740 noch der seit 1732 accreditirte Baron Axel Mardefeld, der bis 1747 auf seinem Posten blieb, bei seiner Zurückkunft den schwarzen Adlerorden erhielt und Cabinetsminister

ward, aber schon 1748, siebenundfunfzig Jahre alt starb.

Gleich nach seiner Thronbesteigung schickte Friedrich nach Petersburg als Env. extr. seinen Flügeladjutanten, Major von Winterfeld, den Stiefschwiegersohn des Feldmarschalls Münnich: darauf erfolgte das Bündniß vom 27. December 1740 mit der Großfürstin Anna, das durch die Thronrevolution von 1741, die Elisabeth zur Kaiserin machte, zu nichte wurde.

1747—1748 erhielt Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der nachherige Cabinetsminister, eine außerordentliche Sendung nach Petersburg.

1762 nach Elisabeth's Tode ging der königliche Flügeladjutant Bernhard Wilhelm Baron Goltz nach Petersburg: er schloß den Friedens- und Allianztractat mit Peter III.

Gleich nach ihm folgte der Flügeladjutant Graf Wilhelm Carl Schwerin: er brachte als Courier den Friedens- und Allianztractat aus Petersburg.

Goltz erlebte noch die Revolution, durch die Catharina II. auf den Thron kam.

1764 und noch 1779 fungirte als Env. extr. in Petersburg der Kammerherr Graf Victor Friedrich von Solms-Sonnewalde, der später Oberhofmarschall ward.

Resident: Hof- und Leg.-Rath Böhmer.

Leg.-Secr.: Leg.-Rath Distal.

1773: Carl Ludwig Hüttel.

In diese Zeit der Residenz von Solm's in Petersburg fällt die wichtige Ambassade des Prinzen Heinrich Oct. 1770, welche die Theilung von Polen zu Stande brachte.

1786 fungirte der schon beim bairischen Erbfolgekrieg verwandte Grand Maître Graf Johann Eustach von Schlitz=Görtz als Env. extr. und Min. plénip.

Chargé d'affaires: Leg.=Rath Hüttel (an den Friedrich's letzte Depesche abging), geadelt 1792, gestorben 1820 als Censor der politischen Schriften in Berlin.

Nachfolger von Görtz unter Friedrich Wilhelm II. wurden:

1786: Baron Keller, der nachher in den Haag ging.

1789: Oberst Baron Heinrich Leopold von der Goltz, der 1786 gegraft ward, von der Linie Heinrichsdorf, aus welcher der 1822 gestorbene Gesandte in Paris General Graf Carl Heinrich Friedrich von der Goltz stammt.

9. Preußische Gesandtschaft in Copenhagen:

1740—1742: Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der spätere Cabinetsminister.

Leg.=Secr.: Heusinger.

1753: Geh. Rath Valentin von Häseler, Env. extr., der Erwerber des Guts Häseler bei Eckardsberge und mehrerer anderer Güter der Familie, die 1790 gegraft ward.

Leg.=Secr.: von Feriet.

1753: Geh. Rath von Borck, Env. extr.

Leg.-Secr.: Kopke.

1767: Oberstlieutenant Baron Cocceji.

1773: Kammerherr Baron Arnim, der nachher nach Dresden ging und letzter Director der Schauspiele ward, Env. extr.

Leg.-Secr.: de Jeanneret le Blanc.

1786: Kammerherr Graf Rohde, Env. extr.

Leg.-Secr.: von Weguelin.

10. Preußische Gesandtschaft in Stockholm:

1742: von Linde, Env. extr.

Leg.-Secr.: Distel.

1744—1746: Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der spätere Cabinetsminister.

1747 u. 1753: Jacob Friedrich von Rohde, Geh. Leg.-Rath und Hofgerichtsrath, Env. extr., ging später nach Wien.

1767: Baron Cocceji, Minister.

1773: Graf Dönhoff, Env. extr.

Leg.-Secr.: Jouffroy.

1786: Kammerherr Baron Keller, der nachher nach Petersburg ging, Env. extr.

Leg.-Secr.: Wegner.

11. In Warschau fungirten:

1742: Leg.-Secr. Hofmann als Resident.

1757 und noch 1773: Leg.-Secr., zuletzt Leg.-Rath Slommer de Benoit, ein Hannoveraner: er war bei der Theilung von Polen 1772 ein Hauptwerkzeug.

Außerordentlicher Gesandter war in diesem Theilungsjahre: der wiederholt schon aufgeführte General von Lentulus.

1786 war Resident der Legationsrath von Buchholz, der später Minister von Südpreußen in Posen wurde.

12. In Danzig besorgten die Geschäfte:

1742: Geh. Rath von Ferber, Resident.

1747: Hofgerichtsrath von Wagenfeld, Resid.

1753: Raimer, Resident.

1767: Leg.-Rath Joh. Ant. von Junk (1766 geadelt), Resident.

1773: Geh. Rath Tietz, Resident.

1786: Kriegsrath Lindenowsky, Resident.

13. In der Schweiz fungirten:

1742: Johann Joseph von Fels, Resident.

1747: Baron Ezaronde de Chambrier, Reg.-Rath zu Neufchatel aus der Neufschateler Familie, welcher der langjährige Gesandte in Paris Jean Baron de Chambrier unter Friedrch Wilhelm I. und Friedrich II. angehört hatte — und

Monet, Geh. u. Leg.-Secr. zu Genf.

14. In Turin:

1786: Kammerherr Jean Pierre de Chambrier, aus derselben Neufchateler Familie wie der Gesandte in der Schweiz, Env. extr. Er ward 1814 Gouverneur von Neufchatel und starb 1823.

15. In Genua:

1773 und 1786: Jean Isaac du Moulin, Chargé d'affaires und Consul, einer von der franzö-

sischen Refugié-Familie, welcher der in den schlesischen Kriegen, namentlich bei Hohenfriedberg, wo er sich den schwarzen Adlerorden verdiente, ausgezeichnete Infanteriegeneral angehörte, Peter Ludwig du **Moulin**, gestorben 1756.

16. In Venedig:

1742: von Thom, Env.

Monet, Geh. u. Leg.-Secr.

1747 und noch 1786: Cattaneo, ein geborner Venetianer, erst Agent, seit 1773 als Graf und Chargé d'affaires, derselbe, der Friedrich den Grafen Lusi verschaffte.

17. In Rom:

1767: Ranucci, Rathsherr in Bologna, Min.

1773 und 1786: Abbé Ciofani, Agent.

18. In Madrid fungirte

noch vor 1786: Sandoz de Rollin als Minister-Resident, früher Leg.-Secr. in Paris, wo der König selbst mit ihm correspondirt hatte; der König schickte ihn unter andern mit wegen des schlesischen Leinwandhandels nach Spanien und den spanischen Colonien in Amerika, der während des Kriegs in Folge des Abfalls Nordamerikas von England sehr litt. Er sagte den schlesischen Kaufleuten 17. Aug. 1781 in Schmiedeberg: „Ich werde jetzt einen Minister nach Madrid schicken.“ In den früheren Etats unter den beiden ersten Königen Preußens war wohl ein Gesandter in Lissabon, in Madrid aber scheint keiner angestellt gewesen zu sein.

Leg.-Secr.: von Theremin.

19. In Lissabon:

1754 und noch 1773: Hermann Joseph von Bramkamp, Minister-Resident.

1786: Jefferson.

20. Preußische Gesandtschaft in Constantinopel.

Vor Ausbruch des siebenjährigen Kriegs war hier Gesandter: Rexin. Als der Krieg ausbrach, ging Oberstlieutenant Marquis de Varenne in einer außerordentlichen Mission an den Divan, um ihn zum Krieg gegen Oestreich zu bestimmen. Bei der Zurückkunft ward er mit einer Anzahl kranker und verwundeter Offiziere, die sich nach der Schlacht bei Collin nach Dresden retten wollten, von Loudon umringt und erschossen.

Es gelang endlich Rexin, nachdem die bedeutenden Summen, die der König nach Constantinopel schickte, lange Zeit durch ähnliche von Versailles und Wien paralysirt worden waren, die Türken über ihr Interesse aufzuklären: Rexin schloß, als Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte, einen Freundschaftstractat mit der Pforte und 100,000 Türken sammelten sich bei Belgrad, um endlich die von Friedrich gewünschte Diversion gegen Oestreich zu machen. Aber nach Peter's III. Tode sprangen die Türken wieder ab.

Gegen Ende des siebenjährigen Kriegs ward der Oberst von Zegelin nach Constantinopel geschickt, der noch 1773 mit Leg.-Secr. Rüger fungirte. Zegelin erlangte großen Einfluß beim Divan: er beobachtete genau den östreichischen Gesandten, den nachherigen

berühmten Staatskanzler Thugut und der König ließ durch ihn den Türken ihren 1768 ausgebrochenen unglücklichen Krieg mit Catharine II. von Rußland abrathen: 1774 schlossen sie Frieden. Dieß erwarb Friedrich dem Großen der Türken völliges Vertrauen.

Seit 1784 fungirte als Nachfolger des rappellirten von Gaffron als Chargé d'affaires in Constantinopel einer der gewichtigsten und gelehrtesten preußischen Diplomaten: Heinrich Friedrich Dietz, geboren zu Bernburg 1751, früher Kanzlei-Director bei der Regierung in Magdeburg, 1786 geadelt, Geh. Leg.-Rath und Env. extr. Dietz ist der bekannte Orientalist, der die große literarische Fehde mit dem Wiener Hofdolmetsch Hammer hatte, Verfasser der asiatischen Denkwürdigkeiten, Herausgeber des Buchs des Kabus und mehrerer anderer Schriften, welche zu den besten gehören, die wir über den Orient besitzen. Seine ausgezeichnete Bibliothek kam nach seinem Tode durch Schenkung an die königliche in Berlin.

In Rödenbeck's Tagebuch Friedrich's des Großen (Berlin 1842) ist eine merkwürdige Audienz mitgetheilt, die Dietz vor seinem Abgang nach Constantinopel bei Friedrich hatte:

„Als Gleim einst in einer Gesellschaft in Magdeburg mit gewohntem Enthusiasmus von Friedrich dem Großen sprach, wurde ihm von Dietz, der auch zugegen war, eben so lebhaft widersprochen und überhaupt dem König allerlei zum Vorwurf gemacht rc. Später sprach und schrieb Dietz jedoch ganz anders von Friedrich und stimmte vollkommen mit Gleim's

Ansichten und Urtheile über den König überein. Als Gleim dieß erfuhr, schrieb er einen freundlichen Brief an Dietz, worin er seine Freude über Dietzens Sinnesänderung bezeigte und den Wunsch zu erkennen gab, die Ursache davon zu erfahren. In der darauf erfolgten Antwort erzählt nun Dietz zuerst, wie und wodurch er zu so falschen Ansichten und Urtheilen über den König verleitet worden, dann, wie er von den Ministern dem Könige zum Chargé d'affaires in Constantinopel mit vier oder fünf andern Personen vorgeschlagen worden, und fährt hierauf zur Erläuterung seiner Sinnesänderung fort:

„Indessen der König greift mich aus den ihm Vorgeschlagenen heraus, ich weiß nicht warum, ob ich gleich sagen muß, daß ich ihm nicht unbekannt geblieben bin, weil ich in eigenen Angelegenheiten mehrmals an ihn geschrieben habe. Er befahl aber, daß ich nicht abgehen sollte, bis er mich selbst gesehen und mir die Instructionen selbst gegeben haben würde. Das Letztere war bis dahin immer Sache des Ministeriums. Ich mußte nun in Berlin dreizehn Wochen warten, weil der König krank war; ein langer Zwischenraum, wo die Cabale noch alle Versuche machte, mich zu verdrängen. Auch war der König noch krank, als er in Potsdam den ersten Revuetag hielt: es war, glaube ich, den 29. Mai und auf diesen Tag war ich bestellt."

„Ich war noch voll von den Ideen, welche Sie in Magdeburg von mir gehört hatten. Ich hatte überhaupt alle Schulideen von großen Königen ver-

loren, nachdem ich über Friedrich weggekommen war. Ich hatte, wenn ich so sagen darf, mein System angenommen, welches mich pünktlich und fast ängstlich in Erfüllung der mir obliegenden Pflichten machte, aber auch gleichgültig, dreist und kühn gegen alle Leute, die man Große und Könige der Erde nennt."

„Dieß hatte die Folge, daß ich vor Friedrich mit einer Fassung und Gleichmüthigkeit kam, welche er durch seine gewöhnlichen Ueberraschungen nicht aus dem Gleichgewicht werfen konnte, wie es z. B. schon bei meinem Erscheinen seine Absicht sein mochte; denn als ich in die Thür seines Cabinets eintreten wollte und den Fuß eben erst auf die Schwelle gesetzt hatte, kam er mit einer Heftigkeit auf mich los, daß er dicht vor mir zu stehen kam, ehe ich in die Stube einkommen konnte, so daß ich, wenn ich vor ihm die gewöhnliche Verbeugung hätte machen wollen, entweder ihn hätte vor den Kopf stoßen oder wieder zurücktreten müssen; ich that aber keins von Beiden, blieb auf der Schwelle stehen, ohne ihn zu grüßen, erwartete seine ersten Fragen, die er sehr eilig hervorbrachte, gab ihm, eben so gleichgültig als ehrerbietig, schnell meine Antworten, und so trat er selbst allmälig zurück und ich folgte ihm auf dem Fuße nach, bis er an seinen Tisch gelangte und sich in den Armstuhl warf, wo er sein Gespräch fortsetzte und ich dicht vor ihm stehen blieb."

„Ich bekenne, daß die Gleichgültigkeit, welche ich bewies, mit aus dem Gefühle herrührte, daß ich nicht gekommen war, um Brot zu suchen, welches ich hatte, sondern weil ich empfand, dem Staate auf

dem neuen Posten im Großen besser dienen zu können, als auf meiner alten Stelle, die mich nicht mehr genug beschäftigte, nachdem ich hundertjährige Unordnungen aufgeräumt hatte. Ich nahm auch Gelegenheit, dem Könige dieß bemerklich zu machen und er sah mich darauf mit großen Augen an, vom Haupt bis zum Fuße, und sagte endlich: „das ist lobenswürdig!“

„Genug, um zur Sache zu kommen, Friedrich hatte an jenem Tage früh um vier Uhr seine Cabinets-Geschäfte verrichtet, war sodann zur Musterung gegangen, kam gegen elf Uhr zurück, ließ sich sodann die fremden Offiziere vorstellen, setzte sich nach zwölf Uhr zu Tisch, wo er bis um zwei Uhr bleiben mochte, und von da bis 3½ Uhr hatte er Adjutanten bei sich, um ihre Berichte zu hören und ihnen Befehle für die Maneuvres des andern Tags zu geben. Ich begegnete ihnen noch, als ich mit Herrn Laspeyres, der zum Schreiben bestellt war, hereingerufen ward.“

„Hier stand ich nun neben dem Manne, der bis dahin, seit dem Augenblicke des Erwachens, vor Geschäften gleichsam nicht zu sich selbst gekommen war und der noch krank sein sollte; nichts Krankes, nichts Müdes, nichts Erschlafftes, im Gegentheil alles an seinem Vortrag und an seinen Begriffen so frisch, so klar und durchdacht, daß, nachdem seine ersten Fragstücke vorüber waren, woraus ich im Grunde wenig machte, er meine ganze Aufmerksamkeit fesselte, als ich ihn die Sache selbst, über den Zweck meiner Mission, über die Interessen von Preußen und anderen Mächten,

auch über den Charakter und die Verfassung der Türken, mit einem Zusammenhang und Plan hineingehen hörte, von wo ich bei jedem andern, der sich sechs Monate dazu vorbereitet haben möchte, eine große Idee gefaßt haben würde."

„Endlich fing er an, die Instruction zu dictiren: bei jedem Absatz hielt er inne, machte Paraphrasen und spielte zugleich mit dem Windhunde, der ihm unterdessen auf den Schooß gesprungen war, und nachdem er mich jedesmal eins um das andere hatte sprechen lassen, um zu hören, ob ich seine Meinung recht verstanden, fuhr er fort zu dictiren, zu paraphrasiren, mit dem Hunde zu spielen und mich zu hören, und so ging es bis zu Ende einer zwei Bogen langen Instruction, ohne daß er sich von Laspeyres das, was geschrieben war, wieder vorlesen und sich in Zusammenhang bringen ließ, als dessen Faden er gar nicht verloren hatte. Die ganze Audienz dauerte zwei Stunden bis gegen 5½ Uhr und ich war so instruirt, wie man sein muß."

„Nun aber hatte sich meine erste Gleichgültigkeit in Bewunderung verwandelt, und ich bekenne, daß ich fähig gewesen wäre, mich in dem Augenblicke niederzuwerfen und das Genie anzubeten, denn wahr ist's immer und ewig, daß großer Verstand große Wirkung thut und daß man alsbald wahrnimmt, daß für einen Kopf von solcher Ueberlegenheit Nichts unmöglich bleibe."

„Wer Friedrich war, wußte ich nun von ihm selbst und bald nach meiner Ankunft in Stambul

empfing ich mit jedem Posttage neue Proben seines umfassenden und immer in's Große gehenden Geistes."

Die erste Audienz, die Dietz beim Großvezier hatte, fand am 22. September 1784 statt.

21. Preußische Gesandtschaft beim Tartar-Chan.

Der Tartarchan Kerim Geray schickte im Laufe des siebenjährigen Kriegs einen Gesandten an Friedrich den Großen, um 40,000 Mann gegen Subsidien anbieten zu lassen: als Gegengesandten schickte der König den Obersten Goltz, der mit dem tartarischen Gesandten zurückreiste und erst 1763 wiederkam.

Durch Friedrich den Großen wurden auch die ersten Consuln angestellt.

Als preußische Consuln außerhalb Deutschlands fungirten:

1747: 1. In Bordeaux Jordan als Commerzien-Agent, 1753 und 1786: Streckeisen als Consul.

2. In Petersburg: Kuhn, Commerzienrath, als Consul 1786: Mahs, General-Consul.

1753: 3. In Cette und noch 1773 Brousson und 1786 Grangent, auch in Montpellier.

4. In Genua: Jean de Salle, 1767 Jean Isaac du Moulin, Consul und später zugleich Chargé d'aff.

5. In Neapel und noch 1767, 1773 u. 1786: Motta.

6. Auf den canarischen Inseln: Bonaventura Kenney, der 1767 als Gen.-Consul erscheint.

1754: 7. In Marseille und noch 1767, 1773 und 1786 Dan. le Clerc.

8. In Nantes 1754: Deucher, 1773 u. 1786: Pelloutier, Gen.-Consul in der Bretagne.

9. In Rotterdam: 1751 Dillon, 1786 Dubbelmuths van Dyk, Commerzienrath.

1773: 10. In Cadix: Silvestre de Livron, 1786: Silin.

11. In Valencia 1773 u. 1786: Boswell.

12. In Nizza und Sardinien: 1773 und 1786: Vierno.

13. In Venedig 1773: Dannenberg.

1786 kamen noch hinzu:

14. In Toscana, Massa und Carara: Graf Luciani, Gen.-Consul.

15. In Triest und Fiume: Rockart.

16. In Barcellona: Tileben.

17. In den maroccanischen Häfen: Audibert Caille, Gen.-Consul.

18. In Lissabon und in ganz Portugal: Stattmüller.

19. In Rouen u. der Normandie: Hilscher.

20. In la Rochelle: Louis le Fort.

21. In Dünkirchen und ganz Flandern: Herwyn.

22. In Amsterdam: Chomel, Consul- und Commerzienrath.

23. In Vließingen: v. Eykellenberg; Commerzienrath.

24. In London: Sebastian Fridag, Consul in England.

25. In Liverpool: Nissen.

26. In Riga: Helmund.

27. In der Moldau und Wallachei zu Jassy: König.

III. Diplomatisches Corps in Berlin:

1) Gesandte von deutschen Höfen.

1. Kaiserliche Gesandtschaft.

Als Resident fungirte beim Regierungsantritt Friedrich's des Großen der seit Jahren angestellte H. von Dennerath.

1740 kam Graf Bathiany als Env. extr., um zur Thronbesteigung zu gratuliren. Ihm folgte:

General Marchese Botta d'Adorno, der vergebens sein Cabinet wegen Friedrich's kriegerischer Absichten warnte, diesem aber selbst nach der Parade einmal sagte: „Sire, vos troupes sont belles, j'en conviens, les nôtres n'ont pas cette apparence, mais elles ont vu le loup. Pensez, je vous en conjure, à ce que vous allez entreprendre.“

1741 erschien im Lager von Strehlen der damals noch östreichische Feldmarschall Baron Carl Christoph von Schmettau, Bruder Samuel's, des Grand Maitre der Artillerie, der wie dieser nachher in die Dienste Friedrich's trat, der bekannte Commandant von Dresden im siebenjährigen Kriege, der die Stadt nach der Kunnersdorfer Niederlage auf des Königs

Befehl, aber sehr gegen seinen Wunsch an die Oestreicher übergab und deshalb in Ungnade fiel. Er ward schon 1742 gegraft, 1755 Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens und starb 1775, neunundsiebzig Jahr alt.

1742 nach dem Breslauer Frieden: Graf Richecourt.

1743: Graf Philipp Joseph Rosenberg, ein Enkel Montecuculi's.

1746 nach dem Dresdner Frieden: General von Bernes.

1750: Fürst Ferdinand Lobkowitz.

1751 bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756, 16. September): Generalfeldwachtmeister Graf Puebla, Min. plénip.

Legations-Secretair war Leopold Baron von Weingarten, durch welchen dem König die geheimen Mittheilungen aus dem östreichischen Cabinet zugingen: die Verrätherei dauerte drei Jahre, als sie entdeckt ward, verlangte der Wiener Hof Weingarten's Auslieferung, Friedrich verweigerte sie aber.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1763 ward Generalfeldmarschall Baron Riedt als Min. plénip. accreditirt.

1764 meldete die Kaiserwahl Joseph's II.: Graf Anton Gotthard Schaffgotsch.

1765 und noch wiederum 1768: Generalfeldmarschall von Nugent Min. plénip.

1767: Generalmajor Graf Waldsotto, Min. plénip.

Seit December 1770, 1772 bei der polnischen Theilung und noch bis 1777 war östreichischer Gesandter: Baron Swieten, Sohn des berühmten Leibarztes Maria Theresiens, der spätere Hofbibliothekpräfect. Ein dänischer Diplomat urtheilte von ihm in einem Briefe aus Berlin vom 14. Dec. 1772*): „Dem Baron von Swieten thäte man Unrecht, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copire. Wie dieser, weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das giebt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofes, den er als primus inter pares vertritt und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König persönlich unterhandelt.“ Swieten stand sehr gut bei Friedrich und dieser ertheilte ihm bei seinem Abgange, wie gewöhnlich den Gesandten, eine Tabatière von hohem Werthe. Ihm folgte:

1777 Graf Ludwig Cobenzl, der nachher nach Petersburg ging, der berühmte Staatskanzler unter Franz II. Darauf brach der bairische Erbfolgekrieg aus, in dessen Anfang der berühmte Thugut, vor Cobenzl später Staatskanzler Oestreichs, die geheime Mission Maria Theresia's im Lager von

*) Mitgetheilt im Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. März 1851.

Jaromirs in Böhmen und in Braunau bei Friedrich ausführte. Nach dem Teschner Frieden kamen ausgewählte gelehrte oder hochgeborne Herren als Gesandte von Wien, zuerst:

Graf Rewitzky, ein besonders in den orientalischen Sprachen gelehrter Mann. Seine Nachfolger waren:

Fürst Reuß XIII.-Greitz, der Erbprinz und 1786, beim Tode des Königs war Min. plenip. dessen Bruder Fürst Reuß XIV., der Gemahl der schönen Berliner Jüdin Mariane Meyer, der s. g. Prinzessin von Eybenberg, der frühern Geliebten des Grafen Geßler, des Enkels des Siegers von Hohenfriedberg, späteren Gesandten in Dresden, bekannt durch die gepfefferten Briefe, die Arndt mitgetheilt hat, des damaligen dänischen Leg.-Secr. Grafen Christian Bernstorf, späteren preußischen Cabinetsministers, der nur mit größter Mühe abgehalten werden konnte, eine Mesalliance mit der liebenswürdigen Hebräerin zu machen und Goethe's. Diese Prinzessin Eybenberg war die bekannte Freundin von Gentz, die ihm seine große Carrière in Oestreich machte. Ich komme auf ihre Personalien in der östreichischen Hofgeschichte bei Gelegenheit der Charakteristik von Gentz zurück.

2. Sächsische Gesandtschaft:

1740 bis 1741, 1747 und 1753 bis 1756: Friedrich Gotthard von Bülow, sächsischer Conferenzminister als Min. plénip. Resident: Accisrath Siepmann. Leg.-Secr. Sternickel.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1764: Baron Goltz und Leg.-Rath Sternickel.

1767 und noch bis zur baierischen Erbfolgeerledigung 1777: Herr von Stutternheim, der nachher aus der Berliner Schule Cabinetsminister des Aeußern in Sachsen wurde. „Ein sehr verständiger Mann, urtheilt von ihm der dänische Diplomat in dem angeführten Briefe von 1772, beschränkt in seinen Mitteln und dennoch in großem Ansehn. Man billigt es allgemein, daß er nicht mehr ausgiebt, als er einzunehmen hat; so sehr bewährt es sich, daß die Wahrheit immer mehr gilt, als der trügerische Schein." Leg.-Secr. Clements.

Seit 1777 und noch 1786: der General und Kammerherr Graf Zinzendorf, der nachher Cabinetsminister der Militairangelegenheiten in Sachsen wurde. Leg.-Secr. Kötteritz.

3. Hannöverische Gesandtschaft:

1741: Herr von Schwichelt.

1753 und noch wiederum 1773: Leg.-Rath Rudolphi, Resident.

1767 und 1768: Schloßhauptmann von Lichtenstein, Resident.

4. Baierische Gesandtschaft und Pfalz-Baierische seit 1777:

1741 im Lager von Strehlen: Graf Törring.

1748: von Beckers, Minister.

1743 und 1774: von Schwachheim, Minister.

1779: Graf Törring-Seefeld.

1786: Hofrath von Posch, Resident.

5. Gesandtschaft von Kur-Pfalz:

1744: von Beckers, Minister.

1753: Leg.-Secr. Bossart.

1767: Baron Hompesch.

6. Gesandtschaft von Mainz:

1745: H. von Erthal.

1773: Leg.-Rath von Schlipp, Minister-Resident.

7. Braunschweigische Gesandtschaft:

In den vierziger Jahren: Hoffmann, der durch den König auf die Festung Magdeburg kam.

8. Gesandtschaft von Hessen-Cassel:

1769 und noch 1773: Graf Oynhausen, Env. extr.

9. Gesandtschaft von Hessen-Darmstadt:

1753 und noch 1764: Hof- und Leg.-Rath von Gerresheim, Resident.

10. Gesandtschaft von Hessen-Homburg:

Hofrath Hermann, Resident.

11. Gesandtschaft von Würtemberg:

1776: Baron Kniestädt.

12. Gesandtschaft von Baireuth:

1753 und noch 1773: Hofrath Borchwart, Resident.

13. Gesandtschaft von Anspach:

1753: Leg.-Rath von Lyncker, Resident.

14. Gesandtschaft von Mecklenburg:

1753 und noch 1764: Hof- und Leg.-Rath Hövel, Resident.

2) Gesandten von auswärtigen Höfen:

1. Französische Gesandtschaft:

1740 bis 1750 und noch einmal 1756 war Marquis de Valory als Min. plénip. in Berlin, bekannt durch seine Memoiren und als vertrauter Freund des Königs. Valory war ein alter redlicher Mann und gut preußisch gesinnt. Er begleitete den König auf den beiden schlesischen Feldzügen überallhin und der spätere Ausbruch des siebenjährigen Kriegs mit Frankreich that ihm sehr weh.

Um zur Thronbesteigung Friedrich's zu gratuliren, kam der einhändige Marquis de Beauveau 1740.

Außerordentlicher Gesandter im Lager von Strehlen war 1741 der durch seine Pracht ausgezeichnete Marschall de Belle-Isle.

Valory ward 1750 durch den Lord Tyrconel abgelöst, einen Irländer, der nicht die Gunst, die Valory besessen hatte, erlangte, er starb 1752 in Berlin.

1751 kam Mr. de Guimont und

von 1752 bis 1756 fungirte Chevalier de la Touche als Min. plénip., der wieder sehr gut stand, wie Valory.

1756 kam als Env. extr. Herzog von Nivernois, der ebenfalls gut preußisch gesinnt war und nach ihm nochmals bis zum Ausbruch des Kriegs: Marquis de Valory.

Nach dem Hubertusburger Frieden war französischer Gesandter in Berlin bis 1769: Graf de Guines.

1773: Marquis de Pons als Env. extr. „Obgleich Franzose, urtheilt der oben angeführte dänische Diplomat von ihm in dem Briefe von 1772, hat er ein ernstes, trauriges, philosophisches Ansehn. Er gilt für einen bedeutenden Mann, ein Ruf, den man gewöhnlich erwirbt, wenn man zu schweigen versteht. Aber was hilft uns sein großer Geist, wenn er ihn ganz für sich behält."

1786 beim Tode des Königs fungirte Graf Esterno.

2. Englische Gesandtschaft:

1740 fungirte noch Herr Guy-Dyckens.

1741 bis 1744: Graf Hyndford, ein Schotte, welcher den Breslauer Frieden schloß und Mr. Robinson als Env. extr.

1742 erschien als Env. extr. Phil. Stanhope, der berühmte geistreiche Graf Chesterfield.

In den Jahren 1745 bis 1747: Mr. Lawrence und

1748, in dem Jahre, wo der Aachner Frieden geschlossen wurde, Mr. Legge.

Vom Mai 1750 bis Februar 1751 war Sir Charles Hanbury Williams englischer Gesandter, den Friedrich wegen seiner beißenden Berichte ausschaffen mußte.

In den Jahren 1751 bis 1756 war kein englischer Gesandter in Berlin.

1756 kam und blieb bis zu seinem Tode 1771: Ritter Andreas Mitchell als Env. extr. und Min. plénip., Verfasser der neuerlich herausgekom-

menen Memoiren, der ein großer Liebling des Königs wurde: Mitchell ward ein begeisterter Freund Friedrich's, nachdem er ihn in den Schlachten des siebenjährigen Krieges begleitet und hier seine stets sich gleichbleibende Seelenruhe auch bei den schwersten Geschickesschlägen gesehen hatte. Mitchell ging in seiner Bewunderung so weit, daß er an sein Cabinet schrieb: „Welche Rolle könnte England spielen, wenn es nicht von Schwätzern regiert würde, sondern einen Helden an der Spitze hätte, wie den, welchen ich die Ehre habe zu begleiten!“ Die Folge dieser Expectoration war, daß ein Rapellschreiben kam. Friedrich sagte zu Mitchell: „Savez vous, mon ami, que vous êtes rappellé, je crois, que votre Monsieur Pitt est devenu fou“. Der König trat für seinen Freund ein und schrieb nach London, daß er keinen andern Gesandten annehmen werde. Er sagte zu Mitchell: „Ich habe mir von Königen nie etwas befehlen lassen, ich werde mir auch von Herrn Pitt nichts befehlen lassen.“ Die Folge war, daß Mitchell wirklich auf seinem Posten blieb. Mitchell'n folgte erst nach seinem Tode:

1771—1776 James Harris, erster Graf von Malmesbury, Verfasser der neuerlich herausgekommenen sehr interessanten Memoiren, auf die ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme. „Mr. Harris, schreibt der dänische Diplomat 1772, hat ganz die Sorglosigkeit eines freien und unabhängigen Geistes. Er besitzt Kenntnisse, Bücher, Statuen, Gemälde, eine

prächtig eingerichtete Wohnung, einen sehr schön angelegten englischen Garten, eine edle Haltung, siebenundzwanzig Jahre und 6000 Pf. St. auszugeben. Von seinen Reisen hat er so gut profitirt, daß er die englische Küche schlecht findet und vortreffliche Diners giebt."

Während des amerikanischen Kriegs (bis 1783) fungirte Mr. Elliot. Dieser englische Gesandte ließ durch einen Irländer Lord Miltown zwei amerikanischen Emissairen in ihrem Gasthause die Koffer erbrechen und ihre Papiere wegnehmen, unter denen sich zwei von Friedrich befanden: dieser vermerkte diese Procedur sehr übel, sprach seitdem kein Wort weiter mit Elliot und er mußte nach Copenhagen versetzt werden.

1786 beim Tode des Königs fungirte:

Lord John Dalrymple, der Lord mit dem „sonderbaren Namen, aber liebenswürdigen Geiste".

3. Russische Gesandtschaft:

1741: Baron Brackel.

1742: Prinz Tschernitscheff, Env. extr. Er überbrachte dem König von seiner Kaiserin Elisabeth 1743 die überaus prächtigen Insignien des Andreasordens.

1744 war der russische Obermarschall Graf Bestuscheff in Berlin.

1747 bis 1749: Hermann Carl, seit 1742 Graf Kayserling, der bekannte, von Rulhière classisch geschilderte Curländer, der früher in Dresden

beglaubigt war, nachher 1752 nach Wien und noch später 1762 nach Warschau als Gesandter ging, wo er ein Hauptwerkzeug zur Wahl Poniatowsky's und damit zur Einleitung der spätern Theilung Polens wurde, er starb in Warschau 1764.

1762 brachte Andreas von Gudowitsch, Generaladjutant Peter's III. die hocherfreuliche Kunde vom Tode der Kaiserin Elisabeth.

Nach dem Hubertusburger Frieden war:

1764 und noch 1786, also zweiundzwanzig Jahre lang, Fürst Dolgorucki Env. extr. „Er ist, schreibt der dänische Diplomat 1772, Militair und liebenswürdig. Er vereinigt alle Vorzüge seines Berufs mit der Liebenswürdigkeit seines Standes, ist sehr unterrichtet und giebt jede Woche ein akademisches Diner.“ Der Abgang dieses langjährigen russischen Gesandten war dem König sehr schmerzlich: beide waren alt. Als Fürst Dolgorucki, der seinen Nachfolger vorgestellt hatte, mit diesem und dem Grafen Finkenstein sich beurlaubte, stand der König von seinem Stuhle auf, faßte den Fürsten bei der Hand und entließ ihn mit folgenden Worten: „Mein lieber Fürst Dolgorucki, es thut mir recht leid, daß Ihre Kaiserin Sie zurückruft; so wie es mich schmerzt, daß wir uns trennen sollen. Leben Sie wohl, mein theuerster Fürst, grüßen Sie Ihre Monarchin und versichern Sie dieselbe meiner ganzen Werthschätzung, und was Sie selbst, mein Fürst betrifft, so halten Sie sich überzeugt, daß ich, so lange ich lebe, Sie in meinem Herzen lieb behalten

und Ihr Andenken mir unvergeßlich bleiben wird.“ Der alte Fürst weinte und konnte nur eine stumme Verbeugung machen. Dolgorucki's Nachfolger war:

1786: Graf Romanzow, Sohn des Feldmarschalls, Env. extr. und Min. plénip.

Sein Nachfolger war Staatsrath Max von Alopäus.

4. Dänische Gesandschaft:

1741 fungirte noch H. von Prätorius.

1742: Graf Ludwig Casimir von Isenburg-Büdigen, Minister.

1747: Kanzleirath Scheider, Leg.-Secr.

1753: Kammerherr von Thienen, Env. extr.

1764: Kammerherr Baron Diede von Fürstenstein, Env. extr.

1767: Graf Görtz, Env. extr.

1773: Kammerherr von Larrey, Env. extr. „Unser Gesandter, schreibt der dänische Diplomat 1772, meint, daß man der Welt nur durch den Aufwand, den man macht, imponiren könne. Allein was gewinnt man mit dem äußeren Glanze, wenn nichts dahinter ist?“

1776: Baron Rosencron.

1781: von Juel.

1786: Graf Baudissin, Env. extr.

5. Schwedische Gesandtschaft:

1740 bis 1743 fungirte Hofrath Baron Carl Rudenkskiöld zuletzt als Env. extr., einer der Lieblinge Friedrich's, der in Berlin nur le Ministre favori

hieß. Er brachte die Heirath mit der Prinzessin Ulrike in Richtigkeit und erhielt darauf von seinem Hofe den Titel eines Env. extr.. Der König gratulirte ihm mit den Worten: „Je suis fort aise que Votre cour Vous ait donné ce caractère, je le prend pour une marque que j'aurai le plaisir de Vous garder ici; le Roi Votre maître n'y pourra jamais avoir un ministre qui me soit plus agréable que Vous.“ Das Jahr darauf entdeckte ihm Rudenkstöld den Plan der Oestreicher und Sachsen, ihn in seinen Winterquartieren zu überfallen, worauf der Sieg bei Kesselsdorf folgte.

1744 kam als Bewerber um die Hand der Prinzessin Ulrike Graf Tessin, der den schwarzen Adlerorden erhielt.

1747: Graf Gyllenborg, Minister.

1748: Baron Hopken, Env. extr.

1752 brachte Graf Lieven den Seraphinenorden.

1753: Baron Wülffenstierna, Env. extr.

1764: Herr von Bohlen, Env. extr.

1766 und noch 1773: Herr von Manteuffel (von Zöge) Env. extr.

1782: Herr von Ehrenswerd, starb 1783 in Berlin.

1786: Graf Löwenhielm, Env. extr.

6. Polnische Gesandtschaft:

1765: Graf Branicki.

1773: Graf Kwilecki, Env. extr. — abwesend; Chargé d'aff. Leg.-Secr. Zablocki.

1786: Leg.-Rath Zablocki, Resident.

7. Holländische Gesandtschaft:

1740 bis 1747, wo er in Berlin starb, fungirte noch der frühere Gesandte, der bei Friedrich Wilhelm I. hochbetraute Baron Ginckel, General, als Env. extr.

1748: Herr von Real.

1751 und 1753: Graf Gronsfeld, Ministre plénip.

1760 und noch 1773: Herr Verelst, Env. extr., starb in Berlin, nachdem ihn Friedrich 1767 gegraft hatte: er hatte 1760 bei der russischen Invasion zu Berlin unter Tottleben gute Dienste geleistet. „Graf Verelst, schreibt der dänische Diplomat 1772, sieht ganz aus wie ein derber Holländer; er empfing mich im Schlafrock und es fehlte ihm nur die Pfeife, um das Bild zu vollenden."

1786: Baron Rheede, Env. extr.

8. Spanische Gesandtschaft:

1741 im Lager von Strehlen der durch seine Comforts ausgezeichnete Graf Montijo.

1776: von Lascy.

1782: de las Casas.

1786: Don Anton de Guemes Horcasitas y Padilla als Env. extr.

9. Sardinische Gesandtschaft:

1777: Marquis von Rossignan.

1786: Graf Fontana als Env. extr.

Noch ist dreier muhamedanischer, zweier europäischen und einer außereuropäischen Gesandtschaft zu gedenken:

10. Die vom türkischen Kaiser in der Person des Resmi Achmed, Effendi 1763/64 ward schon oben erwähnt.

11. Der Tartar-Chan Kerim Gerai schickte 1750 und nochmals 1761 Aga Mustapha, um ein Hülfscorps gegen Subsidien anzubieten.

12. Die außereuropäische Gesandtschaft kam von dem berühmten Feind der Engländer in Ostindien, dem Sultan Hyder Ali von Mysore im Jahre 1773. Hyder Ali bot dem König einen Hafen bei Goa und den ausschließlichen Handel an seiner Küste an, erbat sich dagegen preußische Unteroffiziere und Gewehrfabrikanten: französische Banquiers sollten für die Bezahlung dieser Leute und ihre Sicherheit Gewähr leisten. Der Gesandte, wahrscheinlich ein englischer Jude, sprach gut französisch und ziemlich deutsch und verstand auch Latein. Er kannte genau Europa, wie Indien. Sein Creditiv war persisch: Friedrich ließ es in Halle übersetzen. Er antwortete in lateinischer Sprache mit der Entschuldigung, daß er keinen Handel nach Ostindien und keine Flotte habe.

Die Stellung der fremden Gesandten in Berlin war sehr unerfreulich, weil sie nicht nur bei Hofe nicht empfangen wurden, weder bei dem König noch bei der Königin, auch nicht bei den Prinzen und Prinzessinnen — ausgenommen bei großen Hoffolennitäten, z. B. Vermählungen, sondern weil auch Friedrich seinen Ministern

allen Verkehr mit ihnen in gesellschaftlicher Beziehung streng untersagt hatte, um Gelegenheiten zu schädlichen Influenzirungen möglichst abzuschneiden. Es war das alter französischer Hofgebrauch: Graf Khevenhüller berichtet in seinen Annalen zum Jahre 1627: „daß in Frankreich allen Ministern verboten sei fremde Gesandte zu besuchen“ — der Graf war 1627 selbst in Paris unter Cardinal Richelieu und nur durch eine besondre Erlaubniß des Königs besuchten ihn, obwohl er nicht einmal ausdrücklich auf den französischen Hof accredirter Gesandter war, sondern nur nach Brüssel durchreiste, die französischen Minister.

Bei öffentlichen Audienzen an den Courtagen in Berlin, kam der König auf eine halbe Stunde aus seinem Cabinet und unterredete sich mit den Gesandten über die allergleichgültigsten Dinge. Bei den eigentlichen Privataudienzen war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugegen. Geheimer Aufseher über die fremden Gesandten in Berlin war viele Jahre durch mit einem ansehnlichen Gehalt ein Herr Ellermann. Das so eingeschränkte, wenig erfreuliche Dasein des fremden diplomatischen Corps am Berliner Hofe mochte wohl Ursache sein, daß so oft Wechsel Statt fand. Sogar bei der Botschaft des Hofs, der von jeher das System festhielt, lange die Gesandten an einer Stelle zu lassen, um recht genau sich in die Verhältnisseeinzuführen, fand eine auffallend öftere Veränderung statt — erst nach dem Hubertusburger Frieden blieb Fürst Dolgorucki länger.

Der Eindruck, den die unerfreuliche Stellung der fremden Gesandten auf sie machte, spiegelt sich in einem Schreiben des Sir Charles Hanbury Williams vom Jahre 1750, das sich überhaupt über die preußische Diplomatie verbreitet und im Anhang zu Walpole's Memoiren abgedruckt ist. Die Art und Weise, wie Sir Charles sich über den König ausdrückte, ward Veranlassung, daß dieser ihn ausschaffte. „Der König, schreibt der englische Diplomat, giebt seinen Angestellten sehr kleine Besoldungen und das ist der Grund, warum er keinen Gentleman auftreiben kann, der eine auswärtige Gesandtschaft übernehmen will. Seine Gesandten an allen Höfen sind der Abschaum der Erde und haben nichts auf das sie sich stützen können, als die Unverschämtheit ihres Herrn. Und in der That, die preußische Methode mit den Höfen zu unterhandeln, ist so beschaffen, daß ich mich wundere, wie souveraine Fürsten sich dieselbe gefallen lassen können. Die Minister Sr. Preuß. Maj. in Berlin, ich meine jene für die auswärtigen Angelegenheiten, spielen die erbärmlichste Rolle in ganz Europa. Selten oder nie sehen sie eine Depesche, die an fremde Höfe abgeschickt wird und alles was von fremden Höfen in Berlin einläuft, geht unmittelbar an den König, so daß Herr Podewils und Graf Finkenstein von dem was in Europa vorgeht, nicht mehr wissen, als was sie aus den Zeitungen erfahren. Wenn einer von uns in Geschäftsangelegenheiten zu ihnen kommt, so kann man aus ihrer Ueberraschung leicht

ihre Unwissenheit erkennen, und die einzige Antwort, die man von ihnen erhält, ist die, daß sie das, was man ihnen sagt, zur Kenntniß ihres Herrn bringen und sobald er ihnen seinen Willen eröffnet haben wird, die Erwiederung mittheilen wollen. Wenn man sich diese Erwiederung holt, sagen sie Einem den Auftrag des Königs beinahe in den nämlichen Worten, ohne je eines beizufügen; auch darf man sich mit ihnen über keinen Punkt in Erörterungen einlassen. Kurz, sie spielen die Rolle von Ministern, ohne es wirklich zu sein, gerade so wie Cibber die des Cardinals Wolsay, nur nicht halb so gut."

„Ich will Ihnen eine Geschichte von der Achtung des Königs von Preußen für das Völkerrecht erzählen. Vor einiger Zeit war ein Gesandter des Herzogs von Braunschweig hier, Namens Hoffmann. Er war ein Mann von vielem Verstande und was wir wohlgesinnt nennen (d. h. den Interessen der Seemächte und des Hauses Oestreich ergeben). Ueberdieß besaß er große Geschicklichkeit im Einziehen von Kundschaft, die er fleißig den Gesandten von England und Oestreich mittheilte. Der König von Preußen, dem dieß nicht verborgen blieb, schrieb nun einen eigenhändigen Brief an den Herzog von Braunschweig und bestand darauf, indem er für den Weigerungsfall Drohungen beifügte, daß derselbe Hoffmann nicht als seinen Gesandten anerkenne. Der Herzog, welcher der würdigste Fürst von der Welt ist (es war Carl, der große Schuldenmacher, unter dem der große Lessing mit dem kleinsten Gehalte in Wolfenbüttel lebte), wurde durch diesen

Brief in solchen Schrecken versetzt, daß er, wiewohl sehr ungern, dieser harten und übermüthigen Forderung sich fügte. Sobald der König von Preußen die Antwort erhalten hatte, ließ er Hoffmann von Soldaten ergreifen und schickte ihn als Gefangenen nach Magdeburg, wo er nun seit mehr als vier Jahren an einen Karren gefesselt, schanzen muß."

„Einem Gesandten der Markgräfin von Anspach wäre beinahe das Nämliche geschehen. Allein dieser bekam bei Zeiten Wind und entwischte bei frühem Morgen aus Berlin. Als die Soldaten des Königs in der folgenden Nacht erschienen, um ihn zu packen, war der Vogel glücklich entkommen."

„Zum Nachfolger Hoffmann's sagte der König in der ersten Audienz, er rathe ihm, sich anders zu benehmen, als sein Vorgänger, und sich vorzüglich vor dem Verkehr mit jenen fremden Gesandten zu hüten, welche, wie er wissen müsse, ihm, dem König, nicht angenehm seien; thue er das nicht, so könne er sich darauf verlassen, daß man mit ihm gerade so verfahren würde, wie mit Hoffmann."

Interessant ist noch eine Bemerkung des geistreichen Horace Walpole in seinen Memoiren zum Jahre 1758 über das Verhältniß Friedrich's zu den bei ihm accreditirten englischen Gesandten. „Jeder Versuch, schreibt er, von unserer Seite den König von Preußen durch talentvolle Gesandte zu gewinnen, war mißlungen: er zeigte sich in sofern als einen kleinlichen Geist, als er sich scheute, sich mit fähigen Leuten zu messen. Aus diesem Grunde behandelte er

Sir Charles Williams auf das Ungnädigste — Lord Hyndford, H. Villiers und H. Mitchell waren die Leute, die ihm zusagten."

Zu lange waren die Engländer gewohnt gewesen, geistig untergeordneten Leuten in Deutschland zu begegnen: der geistreiche Walpole verräth sich hier als erboster Engländer, der auf eine Seite hinschlägt, auf die in dieser Gesandtschaftsfrage nicht hinzuschlagen war: ein preußischer Gesandter Sir Charles Williams in London wäre sicherlich auch ausgeschafft worden von dem großen öffentlichen Geiste in England.

IV. Die Armee.

Die beiden wichtigsten Kriegsminister, die Friedrich der Große anstellte, waren: im siebenjährigen Kriege ein Pommer, der General Carl Heinrich von Wedel, der 1759 Dictator gegen die Russen gewesen war, und im bairischen Erbfolgekriege der nachmalige Graf Schulenburg-Kehnert, auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. wieder zurückkomme. Kriegszahlmeister wurde im Jahre 1751 der geheime Rath Friedrich Gotthold Köppen.

Die Monarchie blieb unter Friedrich dem Großen wesentlich eine Militairmonarchie und zwar eine Zwangsmilitairmonarchie. Daß sie dieß sei, erkannte der König selbst an, freilich nur gegen seine vertrauteste Umgebung. Als er vor dem ersten schlesischen Kriege eine Revue über 60,000 Mann hielt, fragte

er, wie Thiébault berichtet, den ihn begleitenden alten Dessauer, was er am Meisten bewundere? Der Fürst erwähnte die gute Haltung der Truppen und die Vorzüglichkeit ihrer Bewegungen. Friedrich erwiederte: „Das Wunderbarste für mich ist, daß wir mitten unter diesen Leuten in Sicherheit sind; jeder dieser Leute ist Ihr und mein unversöhnlicher Feind und doch hält sie die Subordination und der Geist der Ordnung in Schranken!“ — — — Wie weit dieser Geist ging und mit welcher Ueberlegenheit er wuchtete, beweisen die berühmten Worte, die Friedrich oft vor seinen Schlachten bekannt machen ließ: „Heute giebt es keine Retirade!“ und das Wort in der Schlacht bei Collin: „Rakker, wollt Ihr ewig leben?“ „Der gewöhnliche Zustand der Sclaven in Afrika, sagt der Engländer Moore, oder der Zustand, worin sich Bürgersleute in den despotischen Ländern befinden, ist gegen die Art preußischer Soldatensclaverei gehalten, noch ein Stand der Freiheit.“

Bei dem Heere bestand noch immer das alte Werbesystem. In Hamburg, Frankfurt am Main und in andern freien Reichsstädten hielten sich stets preußische Werbeoffiziere auf, so auch in Neufchatel und an französischen Besatzungen nahe gelegenen Orten.

Um die Armee vollzählig zu erhalten, dauerten die Zwangswerbungen fort. Nur im Inland verfuhr Friedrich milder. Im Ausland kamen durch die preußischen Werbewüthriche noch immer die empörendsten Excesse: so erstickte 1754 im Gebiete der Reichs-

stadt Ulm ein katholischer Student, den ein preußischer Werbeoffizier von Heyden auf der Landstraße hatte entführen wollen, an einem Taschentuche, das ihm in den Mund gesteckt worden war. Der Ulmer Magistrat setzte den Offizier fest, aber Friedrich reclamirte ihn und wollte bei der Sache allein Richter sein. Zuletzt entwischte von Heyden.

Der siebenundzwanzigste Mann in den preußischen Staaten, eingeschlossen Kinder und Greise, mußte als Soldat in der Armee dienen. Frei war nur der Adel und die Standespersonen, die Besitzer eines Kapitals von 6000 Thalern, die königlichen Diener, einzelne Gewerbe, wie die Bergleute und Tuchmacher, die Erben einer bäuerlichen Nahrung, die Neubauer, die Juden und die Mennonisten und gewisse Provinzen und Städte, wie Cleve und Ostfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. s. w. Der Adel hatte die Offizierstellen: zwischen ihnen und den zum Dienst gepreßten Gemeinen war ein Unterschied, wie zwischen den heitern Olympiern und den betrübten Quadrupeden.

Daß dem buchstäblich so war, erweist ein Parolebefehl, den am 10. Juni 1785 der Gouverneur von Berlin, General von Möllendorf, erließ, indem er seinen Offizieren „die alte, auf irrigen Meinungen beruhende Idee verweist, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannisches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten — S. Maj. der König haben keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Kroopzeug im Dienste, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir

auch sind, nur blos, daß uns das zufällige Glück höhere Charaktere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehn."

Seit der Erwerbung von Westpreußen bestand die Armee aus 200,000 Mann. Ihre Unterhaltung kostete dreizehn Millionen, weit über die Hälfte der gesammten Staatseinnahmen, die von Preuß auf zweiundzwanzig Millionen Thaler gestellt wird. Jeder Kopf der fünf Millionen Civileinwohner brachte durchschnittlich dem Könige vier Thaler ein.

Unter allen Provinzen seines Reichs hielt er die Pommern für die besten Soldaten, wie er denn in einem politischen Testamente, das im geheimen Staatsarchive niedergelegt ist, erklärt, daß seine Nachfolger sich ganz vorzüglich auf sie verlassen müßten. Noch sieben Tage vor seinem Tode befahl er dem Chef des Cadettencorps von Mosch in Berlin in einem Cabinetsschreiben vom 10. August 1786: „Ihr müßt Mir eine andere Liste von denen Cadets schicken und darin auch Pommern mit aufsetzen."

Am wenigsten geneigt war der König dagegen den Westphälingern wegen der von den Zeiten König Friedrich Wilhelm's I. her datirenden Abneigung derselben gegen den Soldatenstand.

16. Der Adel und die Adelstendenzen Friedrich's.

Der König hielt streng die Ansicht fest, nur Adelige zu Offizieren zu befördern. Vom Tage seiner Thronbesteigung an wurden die bürgerlichen Offiziere ohne Weiteres beseitigt, sie wurden aus der Linie in die Garnisonregimenter versetzt; nur bei der Artillerie und bei den Husaren wurden die Unteroffiziere „ohne Unterschied ihres Stands“ nach dem Dienstalter zu Offizieren avancirt. In die Cadettenhäuser durften nur Junker von gutem Adel aufgenommen werden. Friedrich ging mit Bewußtsein von dem Princip aus, den Adel und Bürgerstand streng aus einander zu halten, er theilte in dieser Beziehung ganz das alte französische Vorurtheil. Nur allein bei den Genies erkannte er freudigst an, daß sie unbedingt und ohne Weiteres zu den privilegirten Ständen gehörten. Sonst schied er streng, so streng, daß er z. B. auf den Maskeraden des Opernhauses, die er gab, die Bürgerlichen hinter gezogene Schranken verwies; es waren ihnen alle Masken bis auf Rosa-Dominos, die dem Adel vorbehalten waren, erlaubt. Jeder adelige Fähndrich hatte den Rang über den Legationsräthen. Nur adelige Studenten durften den Degen tragen, nur sie und vornehme Bürgerliche Carcerstrafe mit Gelde abkaufen. Er schützte den Adel in seinem Rang, aber das Brüsquiren der Bürger verwehrte er streng. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden unterm 30. Mai 1763 ward eine scharfe Cabinetsordre an den General

von Mosel erlassen „wegen des Prügelns der Bürger durch Offiziere.“

Friedrich, der Sohn einer geliebten, sehr stolzen Mutter und eines mehr gefürchteten als geliebten, sehr bürgerlichen Vaters, war schon mit sechzehn Jahren wie dieser ihm sehr ernstlich vorwarf, „hoffärthig und recht bauernstolz, sprach mit keinem Menschen als mit welche und war nit popular und affabel.“ Er hatte schon als Kronprinz ein Vorurtheil gegen Bürgerliche, die er weder im Militair noch im Civil in hohen Stellen sehen wollte. Nach einem Briefe des Kriegs- und Domainenkammerdirectors Hille zu Cüstrin, unter dem er als Rath arbeiten mußte, vom 28. April 1731 an Grumbkow, erklärte Friedrich es geradezu für „höchst seltsam“ daß der Landrath von Selchow dem Kammerdirector Hille Rechenschaft abzulegen habe, „un gentilhomme à des bourgeois, — Il ne dissimule guères le mépris qu'il a pour la roture“ schreibt Hille. Je ne pouvois pas m'empêcher de dire, qu'effectivement tout étoit renversé dans le monde et que cela ne se remarquoit pas mieux que quand on considéroit, que des Princes qui n'avoient pas le sens commun ou qui ne s'amusoient que de bagatelles, commandoient cependant aux gens raisonnables; cela demeura là. S'il s'est fâché j'ay eu le plaisir de lui dire une vérité, qu'il n'entendra pas toujours.“ Es ist oben nachgewiesen worden, wie bürgerlich der Vater Friedrich's gesinnt war — im Gegensatz gegen den väterlichen

Sinn war Friedrich mit beständiger Vorliebe für den Adel. Friedrich hat seine Ansicht über den Adel in dem Anhang zum Armee-Reglement von 1779 ausgesprochen. „Es ist nöthiger, sagt er, als man glaubt, die Aufmerksamkeit bei der Wahl der Offiziere auf Adlige zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indeß nicht läugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet, aber das ist selten und in diesem Falle thut man gut, sie zu behalten. Aber im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, anstatt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen hat, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt". 1770 schrieb Friedrich die bekannte kleine Schrift: „Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse". Er schickte sie am 3. April 1770 an d'Alembert mit den Worten: „Der Mensch ist ein Thier, das nicht zu bessern steht und das mehr nach Sinnlichkeit als nach Vernunft handelt. Ich habe indeß für dies Thier einen Catechismus verfertigt, den ich Ihnen hier schicke."

Wie Friedrich streng darauf hielt, daß in der Armee nur Adelige Offiziere werden durften, so ließ er es auch nur ausnahmsweise zu, Bürgerliche zu Ministern zu erheben. Er that es aber, wenn er an ihnen die dazu erforderlichen Eigenschaften in eminentem Grade bemerkte, wie sein Vater, Großvater und

Urgroßvater gethan hatten: er erhob diese bürgerlichen Minister in den Adelstand. Das geschah aber nur selten und so zu sagen gegen sein Princip. Ein Mann, der sehr wichtige Dienste im Civil geleistet hatte und um den Adel bat, erhielt den ausdrücklichen Bescheid in Folge eigenhändiger Marginalresolution des Königs: „On ne devient annobli par la plume, mais par l'épée." Die Feder-Verdienste der vielen großen, von seinen Vorfahren geadelten Minister, eines Distelmeyer, Meinders, Fuchs, Spanheim, Ilgen u. s. w. blieben nicht vor seinem Gedächtniß stehen, die Creutze, Kraute, Katsche dagegen, wie sie unter seinem Vater florirten, waren ihm im frischen Gedächtniß und gar nicht nach seinem Sinne.

Es gab unter Friedrich II. einige, freilich sehr seltene Beispiele von nicht geadelten Ministern. Unter zweiundsechzig von Friedrich ernannten wirklichen Geheimen Etats-Räthen war der Staats- und Finanzminister und Generalpostmeister Michaelis in den Jahren 1779—1781 der einzige, der nicht vom Adel war. Auch Colomb, der Schwiegervater des Fürsten Blücher war achtzehn Jahre lang Präsident der Kammer in Ostfriesland und blieb es, bis ihn Friedrich Wilhelm II. 1786 in den Adelstand erhob. Die einflußreichsten Leute, die Cabinetsräthe, waren sämmtlich Bürgerliche. Die Minister-, Präsidenten-, Landeshauptmanns- und Landrathsstellen, die Oberhofämter und namentlich auch die Gesandtschaftsposten gehörten dagegen in der Regel wie die Offizierstellen vorzugsweise dem

Adel. Nicht adelige Gesandten waren gegen Friedrich's Wunsch und Willen. So ward der zeitherige Commitialgesandte Heinrich Pollmann zu Regensburg, gleich nach der Thronbesteigung, wie oben schon erwähnt wurde, geadelt.

Der König besaß eine außerordentliche Kenntniß der adeligen Geschlechter, besonders in seinen Staaten. Er wußte ob und wie sie seinen Vorfahren gedient hatten oder ihnen zuwider gewesen waren. Er kannte ihre Verbindungen und ihre Familienverhältnisse genau. „Manchen von ihnen, bemerkten die Anecdoten und Charakterzüge (Berlin 1788) konnte er oft mehr davon sagen, als sie selbst wußten. Es gab daher auch wirklich Männer in der Armee, die ihr Leben für die Behauptung gelassen hätten, der König wisse alles und sei in seinen Aussprüchen untrüglich."

Glänzend aber waren die Adelszustände in der preußischen Monarchie keineswegs, zumal nach dem siebenjährigen Kriege. Der Adel in Schlesien, und namentlich der in Pommern, war furchtbar heruntergekommen: er befand sich hier in der betrübtesten Misère. Der bekannte Brenkenhoff, der achtzehn Jahre lang 1758–1780 Millionen zur Landescultur anvertraut erhielt, fand auf einer vom König ihm aufgetragenen Rundreise in Pommern die äußerste Armuth, er unternahm es, wie Zedlitz im preußischen Adelslexikon beibringt, sie dem König beweglichst ans Herz zu legen und führte unter andern ein allerdings überaus drastisches Exempel an, um das Herz des Königs zu rühren. Es war das Dorf Czarn-Damerow,

Zu demseben gehörten etwa vierzig Hufen sandiges Ackerland, ohne allen Wiesenwachs: darauf lebten zwölf Adelsfamilien, bestehend aus einem Schock Seelen weniger eine. Die einzigen Unadligen dieses Dorfes waren der Nachtwächter und der Kuhhirt, sie waren aber mit adeligen Fräuleins vermählt. Friedrich stiftete das Cadettenhaus zu Stolpe, um diesem armen Pommer-Adel Gelegenheit zur standesmäßigen Ausbildung zum Offizierstand und zu Brot in diesem Stande zu verhelfen.

Friedrich unterstützte den Adel, um ihn vor Verarmung zu schützen, theils durch bedeutende Geldunterstützungen, theils durch ein umfassendes Creditsystem. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden gab er an den schlesischen Adel 300,000 Thaler und an den Adel in Pommern eine Million, damit die Schulden bezahlt und die Güter wieder in Stand gebracht werden könnten. Zu Verbesserung der Güter erhielt der pommersche Adel später jährlich 300,000 Thaler: damit wurden Brüche ausgetrocknet, wüster Grund in Ackerland verwandelt, Wiesen angelegt, Bauernhöfe angebaut. Der Adel behielt das Capital und verzinste es mit ein bis zwei Procent. Die Einnahme der Gutsbesitzer in Pommern stieg bald durch diese Vorschüsse aufs Doppelte und Dreifache. Auch in der Neumark ward der Adel mit Geld unterstützt und eben so auch in den andern Provinzen.

Schlesien ward hauptsächlich durch das Creditsystem geholfen, das der Großkanzler Carmer 1769

zuerst in dieser Provinz zu Stande brachte: eine Landschafts-Creditbank ward hier errichtet. Friedrich gab dazu 200,000 Thaler. So wurden an vierhundert adlige Familien vor dem gänzlichen Verfalle gerettet. 1777 nahm die Provinz Brandenburg, 1780 Pommern dasselbe Creditsystem an.

Friedrich gab eine Menge Gesetze, um die Bürgerlichen vom Erwerbe der Rittergüter abzuhalten, indirect und zuletzt auch direct. Bürgerliche Rittergutsbesitzer wurden von Kreis- und Landtagen, vom Kirchenpatronat, von der Gerichtsbarkeit, von der Jagd ausgeschlossen. Dennoch gingen viele Rittergüter von dem verarmten Adel an die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Leute aus dem dritten Stande über. So weit kam es aber erst im neunzehnten Jahrhundert, daß eine schlesische Standesherrschaft Groß-Leuthen von den Händen der Erben des Grafen Häseler in die eines Herrn Griebenow und eine schlesische Minderstandesherrschaft Freihan, früher dem Grafen Maltzahn zugehörig, durch verschiedene gräfliche und fürstliche Hände, endlich in die der Gebrüder Schreiber gelangte. Um solchem bedauerlichen Unfug vorzubeugen hatte Friedrich — aber vergebens — noch am 14. Juni 1785 eine Cabinetsordre gegeben, die anbefahl: „kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen blos für die Edelleute sein und bleiben."

Merkwürdig, was die Armee betrifft, war die Manier, wie der König bei den Musterungen oder auch bei der Tafel nobilitirte oder den Adel absprach. Er erklärte einmal bei Tisch: „ich weiß nicht, woher es kömmt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechtes werden will.“ Man hielt ihm das Beispiel des Obersten R. (wahrscheinlich Rohdich) entgegen. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen und sagte endlich: „Ei was, der Oberst R. ist ein alter Edelmann, das weiß ich besser!“ Die Familie Rohdich steht noch heut zu Tage nicht im Zedlitzischen Adelslexikon, während die des famosen „Entrepreneurs“ und Menschenhändlers im siebenjährigen Kriege Collignon darin steht.

Mehrere Adelige, wie Rohdich, Quintus-Icilius und Andre wurden so durch des Königs bloßes Wort stillschweigend geadelt. Bei einer Musterung erklärte dagegen einmal der König — wie er es öfters that — nachdem er einen Offizier nach seinem Namen gefragt hatte: „Er ist kein Edelmann“. Der Offizier erwiederte ganz kaltblütig: „Kaiser Rudolf II. hat schon eine Pön von 10 Mark löthigen Goldes darauf gesetzt, wenn einer an meinem Adel zweifeln sollte.“ „Ei gehorsamer Diener,“ antwortete der König, „ich habe jetzt kein Geld,“ und ritt weiter. Mehrere für unadelig erklärte Junker und Offiziere — die sich nicht als Edelleute betrugen — blieben aber unadelig, wenigstens so lange die gestrenge Majestät lebte.

Den einleuchtendsten Beweis, das Geld und Ehre recht gleiche Wirkungen haben, hätte dem König, der der letzteren so viel zuschrieb, der Vorfall mit einem Dragoneroffizier im siebenjährigen Kriege liefern können. Im Angesicht des Königs zeichnete dieser Offizier sich durch die glänzendste Tapferkeit aus, der König schickte ihn den Verdienstorden. Der Offizier, ganz arm, schickte den Orden mit größtem Danke zurück, weil er die zehn Ducaten Gebühren an den Adjutantur-Secretair nicht habe. Der König ließ ihn in sein Zelt kommen und überließ ihm die Wahl zwischen dem Orden und hundert Ducaten — beides lag auf dem Tische. Der Dragoneroffizier nahm die Ducaten. Der König war empört und rief: „Er hat keine Ehre im Leibe!“ Im bairischen Erbfolgekriege zog derselbe Offizier wieder durch seine ganz außerordentliche Bravour die Augen des Königs auf sich. Er erhielt jetzt den Orden zum zweitenmale. Diesmal behielt er ihn. Als er kam, dem König zu danken, erinnerte ihn dieser an den früheren Vorgang. Der Offizier klärte das Geheimniß sofort auf, indem er dem König sagte, daß er jetzt eine Compagnie besitze, die ihn zu Gelde gebracht habe.

Daß aus den geadelten Offizieren „nichts rechtes werden wollte,“ lag oft in dem Mangel an Mitteln dieser Leute, und noch öfterer daran, daß sie ohne Familien-Connexionen nicht empor sich arbeiten konnten, ja oft ihnen so entgegengearbeitet wurde, daß sie trotz Genie und Philosophie und dergleichen nicht aufzukommen vermochten — kraft des sehr wahren

englischen Sprichworts: „A man is, what his stomach makes him.“ Hungerleider konnten und können nicht „Ehre im Leibe haben.“ Der König selbst hatte sich am 1. November 1770 an d'Alembert zu der Maxime bekannt, „daß gute Verdauung besser sei, als gute Philosophie.“

Wenn — ausnahmsweise — Friedrich auch Bürgerliche zu Offizieren machte, verlangte er in diesem Falle: „große Meriten — und das wollte nicht wenig bei ihm besagen — einen offenen Kopf, ein gut Exterieur und zwölfjährigen Unteroffiziersdienst.“ Das Beispiel des 1744 wegen bloßer Bravour beim Erstürmen des Ziskabergs geadelten alten Musketiers, der als Kraul von Ziskaberg Lieutenant ward, aber ein starker Trunkenbold und wüster Mensch war, hatte keine Nachfolge: der König stand selbst davon ab, auf die alleinige Eigenschaft der Bravour hin den Adel zu geben. Bildung und Charakter wurden so doch die Haupttitel, auf welche hin die Nobilitirungen erfolgten. Der Artillerie-Oberstlieutenant Tempelhoff, der bekannte Geschichtsschreiber des siebenjährigen Kriegs, 1784 geadelt, war noch bei der Schlacht bei Hochkirch Unteroffizier gewesen. Auch Quintus Icilius, der ursprünglich Guichard hieß, war ein Roturier, ward aber Oberst und stillschweigend, nicht durch Diplom geadelt und Spezial des Königs. Eben so ward der 1803 als Commandirender in Neu-Ostpreußen und sogar als Ritter des schwarzen Adlerordens gestorbene Carl Ludwig Günther 1778 auf der Campagne in Böhmen, damals Rittmeister im Belling'schen Husaren-

regiment, geadelt. Rohdich, ein Feldwebelssohn, blieb bürgerlich, stieg aber bis zum Generallieutenant und Gouverneur von Potsdam und jedermann nannte ihn wie der König, Herr von Rohdich. Er war ein sanfter, ehrwürdiger, vortrefflicher Mann, ein Jugendfreund des berühmten hessischen Generals Martin von Schlieffen. Wahrscheinlich war es Rohdich, der einmal, als der hohe Adel (? Schlesiens) dem König eine Fête gab, nicht eingeladen wurde. Der König ließ den F. v. H. (? Fürsten von Hatzfeld) kommen und erklärte ihm, daß Rohdich, dieser verdiente Mann, seine Person vertreten solle, die Frais werde er selbst hergeben. Hierauf kam die Entschuldigung, daß Rohdich vergessen worden sei: man erwies ihm, sagen die Anecdoten und Charakterzüge, „alle ersinnliche Ehre;“ auch ward später besser eingeladen. Von Bürgerlichen standen in ganz besonderer Gunst: Fredersdorf, Jordan, Gotter, Algarotti, Quintus, Maupertuis, Abbé Bastiani und Bielefeld. Gotter und Algarotti grafte Friedrich, Bielefeld baronisirte er, Fredersdorf, Maupertuis und Quintus ließ er in den Hofkalender adelig aufführen, Jordan, der Intimus, blieb Bürgerlicher bis zu seinem Tode: erst 1816 wurde die Familie in der Person des Gesandten in Dresden geadelt. Quintus legitimirte sich zum Adel, als er dem König bei seiner Heirath mit Fräulein Schlabrendorf die Auskunft über die Töpferabkunft gab.

Lächerliche Adelsvorurtheile und lächerliche Adelsprätensionen bei Andern wußte der große König ganz

in ihrer Blöße zu fassen. Er kam einmal bei einem Reichsfreiherrn von Grote durch, Besitzer eines unmittelbaren Reichsterritoriums, der Reichsherrschaft Schauen im Harze, jetzt zum Regierungsbezirk Magdeburg gehörig und noch der Familie Grote zuständig, bestehend aus einem Hofe. Grote empfing den König mit dem sonderbaren Complimente: „Ich freue mich, Ew. Maj. auf meinem Territorio zu sehen.“ Friedrich erwiederte dieses sonderbare Compliment mit der guten Replik, die er mit sarkastischem Lächeln ausließ: „Voilà deux souverains, qui se rencontrent.“

Den höheren Adel, der darauf höhere Auszeichnungen begehrte, mochte Friedrich gar nicht. Dem Hofmarschall Grafen Schulenburg, der 1783 für seinen als Junker angestellten Sohn, weil er ein Graf sei, eine Offiziersstelle erbat, schrieb er eigenhändig: „Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten bei allen Landen, in England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf ein Schiff, um die Manoeuvres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und geburth nichts einbilden, denn das sind nur Narrenspossen, sondern es kommt nur allezeit auf sein Merit personnel an.“

Friedrich schrieb unterm 6. October 1772 an d'Alembert: „Der Adel ohne Kenntnisse ist nichts als ein leerer Titel, der einen Unwissenden zur Schau stellt und ihn der Verspottung derer Preis giebt, die

Gefallen daran finden." Noch deutlicher drückte der König sich an einer andern Stelle aus: „Der Adel ist nichts anderes, als ein höherer Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billigerweise bei den Personen voraussetzen darf, die eine sorgfältigere Erziehung genießen konnten; wenn er dies nicht ist, so ist er gar nichts, er nützt nichts, er ist ein Unkraut."

Am 28. Febr. 1767 schrieb Friedrich an Voltaire: „Während des Kriegs herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit und man begrub täglich sechsundzwanzig Personen. Eine gewisse Gräfin sagte damals: „„Gott sei Dank, der hohe Adel wird verschont, alles was stirbt, ist nur Pöbel!"" Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben aus edleren Theilen zusammengesetzt zu sein, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe von jeher gewesen!"

Ein besonderer Greuel waren aber doch dem König die s. g. Mesallianzen der Prinzen mit Fräuleins und der Adeligen mit Bürgerlichen. Als der „betagte" Prinz von A. (wahrscheinlich Anhalt) ein Fräulein von H. (Haßlingen) heirathen wollte und alles bis auf die Einwilligung des Königs fertig war, schrieb Friedrich: „Sollten schon dergleichen Verbindlichkeiten übernommen worden sein, so müssen sie vernichtet und getrennt werden. Die Thränen eines jungen Mädchens versiegen und vertrocknen endlich. Aber einen solchen Flecken in einem regierenden Hause können Jahrhunderte kaum verwischen." Drei Jahre darauf kam die oben angeführte Marginalresolution:

„Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ Als im Jahre 1765 der General von Diereke für seinen Schwager von Gräveniz bat, daß er die Tochter des gräflich Hoym'schen Ober-Inspectors Glaser heirathen dürfe, resolvirte der König auf das Gesuch: „Fui, wohr er So was vohrschlagen Kan.“ Eben so hieß es in einer Cabinetsordre vom 17. November 1746: „Ich werde zu der vorhabenden niederträchtigen Heirath des Lieutenant von Buttberg mit des Heydereiter Thielen Tochter nimmermehr Meinen Consens ertheilen und sollet ihr (sein Major) ihn davon abhalten oder, wann er sich daran nicht kehret, in arrest setzen.“ Und am 4. Oct. 1747 hieß es: „Ich gebe nicht zu, daß sich Offiziers mit Kaufmanns Töchtern heirathen.“ Und eine Cabinetsordre d. d. Potsdam 31. Oct. 1746 lautete: „Mein lieber Generallieutenant von Leps. Ich gebe euch auf euer Schreiben vom 26. d. M. wegen des Lieutenants von Schwensitzky vorhabenden Heirath mit einer Doctors-Wittwe hierdurch in Antwort, daß es mir sehr unangenehm ist, wenn Subaltern-Offiziers heirathen und zumal sich mesalliiren wollen. Ihr habet also die Eurigen vielmehr auf alle Weise davon abzuhalten, als euch für sie wegen solcher mariagen zu interessiren, denn ihr sonst bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet.“

Im Ausland war wohl bekannt, daß der König bei Leuten, mit denen er Verkehr hatte, immer darnach zu fragen pflegte, ob sie von Adel seien. Als im Jahre 1769 der darmstädtische Geheime Rath Hesse

nach Berlin entsendet wurde, um die Heirath der darmstädtischen Prinzessin mit dem Prinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) zu reguliren, hielt er daher für nöthig, sich schriftlich beim Könige zu entschuldigen, daß er nicht von Adel sei — aber ein ehrlicher Mann. Der König schrieb ihm zurück: „Mein lieber Geheimer Rath! Ein ehrlicher Mann ist in meinen Augen vom besten Adel und vom größten Werth; denn seine Tugend glänzt in seinen Handlungen. Er ist mir willkommen, ich sehe ihn gern bei mir und es wird mir ein Vergnügen sein, einen Vertrauten von meinem alten Freunde kennen zu lernen."

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck



